



30108, I, P, L,
297

2. 2. 2. 2. 2.

105
106
107
108
109
110
111
112
113
114
115
116
117
118
119
120
121
122
123
124
125
126
127
128
129
130
131
132
133
134
135
136
137
138
139
140
141
142
143
144
145
146
147
148
149
150
151
152
153
154
155
156
157
158
159
160
161
162
163
164
165
166
167
168
169
170
171
172
173
174
175
176
177
178
179
180
181
182
183
184
185
186
187
188
189
190
191
192
193
194
195
196
197
198
199
200

Wanderungen und Skizzen.



Von

Karl Seifart.

Zweite, vermehrte Auflage.

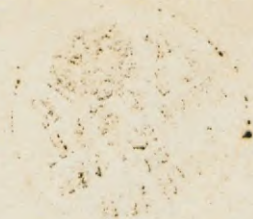
Cassel & Göttingen.

Georg H. Wigand.

1865.

I n h a l t.

	Seite.
Ein seltener Geldmann	1
Am Wege gefundene Geschichten	15
Eine Wanderung nach der Plesse	24
In Halle	65
Ein starkes, schönes Mädchen	78
Wer will mit spuken gehen?	92
Pastor Walbschmidt und die Judenärzte	104
Frühling im Winter	121
Eine Wanderung nach der Winzenburg	136
Eine Rheinfahrt (Juden jetzt und sonst)	157
Peter Zeilner	175
Im Kobisfruge	198
Aus einer alten Stadt	229
Leben und Leben	243
Hinterm Hagen gefunden	258
Aus einem alten Buche	279
Teufelsgespenste	289
Spaziergang	301
Ein geheimnißvolles Bild	313
Ein deutscher Regulus	355





Ein seltener Geldmann.

»Auf der Welt ist mir nichts lieber,
Als das Stübchen, wo ich bin,
Denn es wohnt mir gegenüber
Eine schöne Nachbarin.«

Ich saß in dem Comptoir eines meiner Freunde, bei welchem ich häufig einige bedeutendere Zeitungen einsehe, die sich derselbe seiner Handels- und Wechselgeschäfte wegen kommen läßt. Mein Freund, ein wohlhabender und äußerst betriebamer Geschäftsmann, ist es schon gewohnt, mich wöchentlich einige Male zu einer bestimmten Morgenstunde eintreten und die Sophaecke vor dem mit Zeitungen bedeckten Tischchen einnehmen zu sehen, während er ruhig über seinen Büchern weiter arbeitet, Wechsel ausfüllt oder mit aufmerksamem Auge Courszettel durchläuft. — „Honneur et profit ne marchent pas toujours ensemble“ las ich eben in dem Leitartikel einer französischen Zeitung, welcher sich mit ergötzlicher Naivetät über die Annexionen ausließ, und lächelnd über die Phrase, verfiel ich in Nachsinnen, blickte über die Zeitung hinweg und schaute auf meinen eifrigen Freund, indem mir einfiel, daß bei ihm wenigstens Ehre und Profitmachen stets

auf das Verträglichste Hand in Hand gegangen waren. Denn mein Freund und Geldmann ist ein Mann von Herz und Gemüth (sonst würde ich ihn gar nicht besuchen, es sei denn, daß ich von ihm zu borgen hätte), welchem das kalte Metall, das ihm neben einer trüben Fluth mehr oder weniger schmutziger Trejorscheine durch die Finger läuft, die Seele nicht erstarren ließ, so daß sie ihm kalt und eisig wie bei den zahlreichen Croupier-Naturen und Geiergesichtern der Wechselbureaus zu den Augen hinausschaute; vielmehr spricht aus diesen klaren, dunkelbraunen Augen, die mir eben zuwinkten und freundlich auf den vor mir stehenden wohlgefüllten, silbernen Cigarrenbehälter hindeuten, ebensoviel Verstand als Gemüth, und zwar ein Gemüth, das sich nicht allein beim blinkenden Glase in trautem Freundeskreise angenehm und gewinnend fühlbar macht, sondern welches sich auch mancher fremden Lebensnoth und manchem Bedrängten gegenüber in der Weise erschloß, wie jene persische Wunderblume, deren Duft, wenn man so glücklich ist, sie im Moment des Aufblühens zu erreichen, dem Kranken Gesundheit, dem Schwachen Stärke, dem bis in den Tod Betrübten neue Hoffnung und Lebenslust giebt. — — Kurz, Freund Eduard ist ein reicher, rechtschaffener, gefühlvoller und humaner Mann. Lobenswerthe Eigenschaften, die sich freilich selten in einem und demselben Individuo zusammenfinden! Indeß sie finden sich doch ab und an, und Jeder, welcher Gelegenheit hat sich aufmerksam unter Personen umzusehen, welchen das „make money“ der eigentliche Lebensberuf ist, wird sich auf diese oder jene Persönlichkeit besinnen, welche ihm eine tiefer

liegende und wahrere Achtung abzwingt als jene, welche die Welt scheinbar und äußerlich jedem Hunderttausendthaler-Mann eben um des Geldes willen zollt.

Unter solchen oder ähnlichen Gedanken hatte ich mir, der stummen Einladung meines beschäftigten Freundes folgend, eine der feinen Upmann angezündet und mich, ermüdet vom Lesen, in die Sophaecke zurückgelegt, als mein durch die hellen Fenster Scheiben fallender Blick von einem reizenden Bilde angezogen wurde. Die Straße, auf welcher mein Freund wohnt, ist ziemlich eng, und weit in die enge Straße hinein schiebt das gegenüberliegende Haus seinen Erker vor, so daß jeder Zug des überraschenden Bildes, welches sich am Fenster eben jenes Erkers zeigte, klar vor meinen guten Augen stand. Das Bild war sehr einfach, es war das Brustbild eines schönen, blonden Mädchens, auch war es ein lebendes Bild, das bewiesen die fleißig gerührten weißen Hände, welche emsig mit einer Stickerei beschäftigt waren; Ephen und Monatsrosen verwoben sich zum Rahmen und zur leichten Verschleierung der schönen Büste. — „Das ist Alles?“ wirst du sagen, mein Leser, „was ist daran so Ueberraschendes? Solche Bilder kann ich nach den Toilette-Stunden jeden Augenblick sehen, wenn ich die Straßen durchwandle oder zum Fenster hinausschaue!“ — — Gewiß! hübsche Mädchenköpfe, blonde, braune, schwarze, ja, selbst allerliebste röthliche, halb versteckt hinter Blumen am hellen Fenster, sind keine großen Seltenheiten, wenn auch seltener Anmuth und Liebreiz in so reicher Fülle darüber ausgegossen sein mag wie über dem zarten Madonnengesichtchen meiner fleißigen Nachbarin.

Es thut der Anmuth dieser feinen, edlen Gesichtsförmern keinen Eintrag, daß sich ungewöhnlich viel Verstand und Ernst darin ausspricht, und daß der kleine, rothe Mund nicht von jenen reizenden Grübchen flankirt wird, aus welchen die Dichter den schalkhaften Sohn der schönsten Göttin lächeln lassen. Vielleicht wohl zu ernst und verständig blicken die sinnigen, blauen Augen jetzt die Straße entlang, aber Ernst und Verstand kommt freilich mit den Jahren, und meine Schöne zählt mindestens ihre achtundzwanzig bis dreißig. — Erleichtert athmest du auf, schöne, jugendliche Leserin! „Dreißig Jahre“, denkst du, „nun mit diesem schier dreißigjährigen Wunderbilde wollte ich den Vergleich schon wagen.“ — Das mag sein Recht haben. Aber jedenfalls gebe ich zu bedenken, daß man mit dreißig Jahren noch recht hübsch sein kann. Auch kann man meiner interessanten Nachbarin die Jahre sicherlich nicht aus dem klaren, von sanfter Röthe angehauchten Gesichtchen lesen, und ich würde sie auf zwanzig schätzen, wenn ich nicht schon vor mehr als zwanzig Jahren die kleine Adele B. hätte zur Schule gehen sehen. — Ich sah dann das auffallend hübsche Kind, dem man mit Bewunderung nachschaute, wenn es mit seiner Schultasche dahinging, zur schönsten Jungfrau erblühen, ich sah sie als die achtzehnjährige Braut eines lieben, unglücklichen Freundes, der im fernen Westen umherirrt, wenn nicht sein kummervolles Haupt bereits unter amerikaniſcher Erde ruht.

Nicht die noch immer ergreifende Schönheit des Mädchens, nicht das reizende Spiel dieser feinen, schlanken Hände, welche gleich leicht und anmuthig bewegten Lilien

durch die am Fenster stehenden Rosen schimmerten, hatten für mich so viel Reiz und Ueberraschung, es war vielmehr die durch Adelsens unerwartete Erscheinung wach gerufene Erinnerung an längst entschwundene, schöne Tage, die mich das Bild unverwandt anschauen ließ, an Tage, deren Glück keiner tiefer empfand als der arme Ausgewanderte und drüben das schöne damals achtzehnjährige Mädchen.

Vor etwa zwölf oder dreizehn Jahren war's, an einem herrlichen Sommertage, als ich im kühlen Schatten des Waldes mit einer fröhlichen Gesellschaft von Universitätsfreunden unter flüsternden Buchen beim goldenen Weine saß. Die meisten hatten bereits ihr Triennium beendet und bereiteten sich als Candidaten für ihre verschiedenen Lebensstellungen vor. Bald, wußten wir, würde der gewählte Beruf den einen hierhin, den andern dorthin führen, und dieser Gedanke gab dem behaglichen Gefühl frohen Zusammenseins einen Anstrich wehmüthiger Freude, so daß allzulaute Lust unserm Kreise fern blieb und manches leuchtende Auge in stillem Sinnen vor sich hinstarrte. — Da plötzlich rief uns die überraschende Mittheilung eines Freundes zu lautem Jubel wach, im hellen Glockenton erklangen die gefüllten Gläser, und herzliche Glückwünsche, untermischt mit mehr oder weniger guten Scherzen, regneten auf Wilhelm Hallert herab, den Candidaten der Theologie, der uns soeben mit zaghafter Einleitung, dann aber im begeisterten Redeflusse eines glücklichen Herzens seine Verlobung mit Adele B. verkündet hatte; „Mutter und Onkel seien mit Allem zufrieden, und eine

Patronatspfarre stehe gleich nach dem zweiten Examen in Aussicht.“ — Wir ließen unsern freudeglühenden Gallert nebst Braut hochleben; nun erst war er ein Candidat der Theologie, wie er sein muß; eine Hauslehrerstelle hatte er bereits, und jetzt auch die Braut dazu. Was fehlte ihm nun noch! Er hatte den Begriff eines Candidaten der Theologie vollständig erfüllt. — Und welch eine Braut hatte sich der brave Junge zu erwerben gewußt! — Wer von uns sie noch nicht gesehen hatte, als wir mit dem Glücklichen zu dem am Waldrande ausgebreiteten Gärtchen des Wirthschaftsgebäudes hinabgegangen waren, wo Adele mit ihrer Mutter und andern Damen in Blüthen-übergossener Laube saß, stand bei dem Anblick des wunder schönen Mädchens überrascht und vergaß, sich dem Glückwunsch anzuschließen, den wir darzubringen die Laube betraten. — Bewundernd, aber neidlos wie die Götter des Plato, sahen wir auf das schöne, glückliche Paar, denn der Gallert war uns stets ein lieber und braver Gesell gewesen, so daß wir uns seines Glückes aufrichtig freueten.

Das war ein Tag für den guten Gallert! So überreich an Glück sollte ihm kein zweiter werden. Ein Tag, der mit den wonnigsten Gefühlen der Liebe und Freundschaft, der mit allen Seligkeiten des Himmels seine Brust durchglühete, ein Tag, wie er nur äußerst selten unter der Mühjal des Lebens beschieden wird und dem kein Mangel anhaftet als der, daß sich sein beseligender Hauch nicht am Abend in den herzerkältenden Hauch des Todes verwandelt und dem Glücklichen sanft das freudestrahlende Auge

zudrückt, damit es keinen andern Tag mehr schaue. —
Nemo ante mortem beatus. —

Hinweg! Ich halte mich nicht gern lange dabei auf, von bittern Schmerzen und markzehrendem Unglück der Menschen zu reden. Also kurz, der Verbindung der glücklichen Verlobten stellten sich Schwierigkeiten in den Weg, die bald zu unübersteiglichen Hindernissen aufwachsen sollten. — Adelsens Vater, ein unbemittelter und verschuldeter Beamter, hatte bei seinem schon mehrere Jahre vor jener Verlobung erfolgtem Hinscheiden, der Wittve und dem einzigen Kinde nichts hinterlassen können, so daß Mutter und Tochter nur auf eine dürftige, durch Schuldabtragung geschnürte Pension angewiesen waren; die nothwendigen Bedingungen zur Begründung einer Familieneristenz mußten mithin allein durch Hallert beschafft werden. Indeß dazu konnte sich der junge, begabte Mann hinlängliche Kraft zutrauen. Er hatte sein Vorexamen mit Auszeichnung bestanden, fungirte beglückt von Liebe und Hoffnung einige Jahre als Hauslehrer und bereitete sich eben zum zweiten Examen vor, als ein unvorsichtiger Schritt, den er im Wahrheitsdrange seines männlichen Gemüths nicht zurückhalten konnte, ihm ein für allemal die begonnene theologische Laufbahn verschloß.

Die Studien des jungen Theologen waren einige Semester hindurch in Tübingen geleitet, und sein von Haus philosophischer und kritischer Kopf war durch die dortige lichtvolle und streng-wissenschaftliche Schule für alle jene brutalen Dunkelmänner-Bestrebungen unzugänglich gemacht, welche nach den Revolutionsjahren und mit dem Erstarken

der politischen Rückschrittsbewegungen immer unverschämter und fanatischer ihr Haupt erhoben. Eine Predigt, welche Wilhelm Hallert gegen den persisch-jüdischen Aberglauben von der Persönlichkeit und persönlichen Einwirkung des bösen Prinzips gehalten hatte, verwickelte ihn in eine heftige Polemik mit einem der sogenannten modernen Richtung zugewandten Superintendenten; es kam zu heftigen Reden und Gegenreden in den Lokalblättern des Orts, und das Ende des Streits war für Hallert kein anderes, als daß ihm von betreffender hoher Behörde angedeutet wurde, er habe nicht nöthig, sich für das zweite Examen zu melden, seine Predigten und Schriften hätten bereits hinlänglich seine „Unfähigkeit zum Amte“ dargethan. — So war's also mit der theologischen Laufbahn und mit der gehofften Patronatspfarre rein aus, denn zum heuchlerischen und feigen Nachgeben war der mannhafte Charakter des jungen Gelehrten nicht geschaffen. Was aber nun beginnen? — Wir riethen ihm damals, sich als Privatlehrer unter uns niederzulassen, unsere Bemühungen und die Beliebtheit, die er sich durch seine Predigten und durch seinen Streit in der verständigen, allem Obscurantismus abgeneigten Bürgerschaft erworben hatte, konnten ihm eine hinlängliche Anzahl von Schülern zuführen; allein auf's Tiefste aufgereggt und empört über die ungerechte Behandlung, die er erfahren, wies er solch eine bescheidene Existenz von sich und kam, durch die Vor Spiegelungen eines Glücksritters verleitet, auf die abenteuerliche Idee, sich in Californien große Reichthümer zu erwerben. Mit diesen wollte er dann zurückkehren, seine geliebte Braut, auf deren Treue er un-

ter allen Schicksalsschlägen rechnen konnte, heimführen und dann als unabhängiger Gelehrter leben, um ohne Nahrungssorgen und mit allem Nachdruck die kopfhängerischen Feinde des Lichts und der Wahrheit bekämpfen zu können. — Zu seinem Unglück mußte derzeit noch ein Nachbarkind, welches als armer Schustergefell nach Amerika ausgewandert war, mit einigen tausend Dollars heimkehren. — Nun hielten ihn weder die Thränen der Braut noch die Vorstellungen der Freunde länger von der Ausführung des abenteuerlichen Plans zurück; er trug, nachdem er sich gewaltsam aus den Armen der Liebe und Freundschaft losgerissen, sein wundes Herz über das Meer, und vor Verzweiflung bewahrte ihn nur der fixe Gedanke, über kurz oder lang die Mittel zu erwerben, um unabhängig und sorglos für Wahrheit und Freiheit, für die höchsten Güter der Menschen, wirken zu können.

Wie vorauszusehen war, ging es dem unpraktischen deutschen Gelehrten nicht nach Wunsch in Amerika. Jahr auf Jahr verging, Brief auf Brief kam an die treue Adele und an diesen oder jenen Freund, aber jeder Brief brachte nur größere Klagen und geringere Hoffnungen.

Eine mehrjährige Abwesenheit vom Orte sowie eine Fülle eigener Erlebnisse und neuer Verbindungen hatten mich dann seltener an den unglücklichen Abenteurer und seine Braut denken lassen. Letztere war mit ihrer Mutter, wie ich gelegentlich nach meiner Rückkehr erfuhr, in ein benachbartes Landstädtchen gezogen, um dort billiger zu leben. Drum überraschte es mich um so mehr, als ich von dem Zimmer meines geldwechselnden Freundes aus

die schöne, treue Braut drüben am Erkerfenster wieder sah; das Andenken an ihr und ihres und meines Freundes Schicksal, trat mir auf's lebhafteste vor die Seele, und Erinnerungen und Gedanken jagten und kränzelten sich in mir wie die blauen Völkchen, welche von der echten Upmann vor meinen sinnenden und nach dem Fenster starrenden Augen aufstiegen.

Das Sinnen und Erinnern drängte lange meine Neugier zurück, endlich aber konnte ich nicht mehr an mich halten, meinem beschäftigten Freund Eduard mit der Frage die rührige Feder zu hemmen: „Mein Gott, ist das nicht Adele B. da drüben am Fenster, ich meinte, die wohne mit ihrer Mutter in R.“

Der Bankier legte seine Feder nieder, sah flüchtig und mit leicht erröthendem Gesicht nach dem Erkerfenster und starrte mich dann mit seltsamem Blick an. Jetzt erst fiel mir's auf, daß das Gesicht meines Freundes eine ungewöhnliche Blässe zeigte, und auf meine Frage, ob ihm unwohl sei, erwiderte er trocken: „O nein, durchaus nicht, das Fräulein B. da drüben am Fenster, wohnt dort seit der letzten Umzugszeit mit der Mutter, vor etwa vier Wochen sind sie wieder hier in die Stadt gezogen.“ — Bei den letzten Worten hatte Eduard sein Gesicht bereits wieder auf den Schreibtisch geneigt und begann einen Geldbrief mit den vorschriftsmäßigen fünf Siegeln zu verlacken. Darauf klingelte er einem jungen Mann im Nebenzimmer, übergab ihm den Brief mit noch andern Aufträgen und Baarschaften und schickte ihn zur Post.

Wir waren allein. Eduard senfte auf, wie man

es wohl nach mehrstündiger Arbeit zu thun pflegt, verschloß seinen Geldschrank und nahm die andere Ecke des Sophas ein. Ich begann sogleich das Gespräch wieder auf Adele zu lenken, denn mein wach gerufenes Interesse für sie und Wilhelm Hallert war zu lebhaft, als daß ich mich hätte mit meinem bloßen Sehen und Vermuthen begnügen können.

„Wissen Sie, Eduard“, hob ich an, „daß jenes Mädchen die Braut des Candidaten Hallert ist, der vor vielen Jahren nach Amerika auswanderte?“

„Ich weiß es“, antwortete der Wechsler vor sich hinstarrend, „der Hallert ist der glücklichste Mann von der Welt, er hat an jenem Mädchen drüben einen Schatz, den ich mit Allem, was ich habe, nicht bezahlen kann.“

„Wie so, Hallert der glücklichste Mensch!“ rief ich verwundert aufspringend. „Was hilft dem armen Teufel der Schatz da drüben, er kann ihn ja nicht heben und hat, wie ich neulich hörte, nicht einmal so viel Geld erworben, um wieder nach Europa rückkehren zu können!“

„Er ist jetzt zurückgekehrt!“ erwiderte, die Arme verschränkend und das blasser Gesicht gradaus dem Spiegel zuwendend, mein reicher Freund, und als ich nun mit der Hast der höchsten Verwunderung ihn mit Frage auf Frage bestürmte, drückte er mich sanft in die Sophaecke zurück und bat, ihn ruhig anzuhören. — Es lag etwas seltsames, etwas feierliches in seiner Stimme, so daß ich, auf's Höchste gespannt, ihn ohne Unterbrechung reden ließ.

„Ich kenne“, begann Eduard, „Ihre freundschaftliche Theilnahme für mich, drum sollen Sie der erste sein, gegen den ich meinem Herzen Luft mache. Ein trübes

Geschied erträgt sich leichter, wenn ein theilnehmender Freund darum weiß, es ist, als ob man einen Theil der drückenden Last auf die helfenden und stützenden Schultern des Andern geworfen hätte. Nun denn, ohne viel zimperliche Worte, kaum hatte ich die neue Nachbarin drüben erblickt, so war in mir das lebhafteste Interesse für sie erweckt, und das Interesse steigerte sich zu einer heftigen, unseligen Neigung, als ich durch Dritte das Nähere über Adelsens Gemüth und über ihre treue Liebe, die sie manchen vortheilhaften Antrag hatte zurückweisen lassen, erfuhr. Meine Neigung faßte mich mit einer Gewalt und Macht, wie ich Aehnliches noch nie empfunden. — Schon war ich, weil mir kund wurde, Gallert habe seit Jahresfrist nichts von sich hören lassen, entschlossen, mich Adelen und ihrer Mutter zu erklären; vielleicht, so hoffte ich, sehen sie den Gallert nun endlich als verschollen an, und du gehst als der glücklichste Mensch mit Adele durch's Leben. Da, etwa vor vierzehn Tagen, wie ich so brütend an meinem Pulte stehe, höre ich von drüben her einen lauten Freuden schrei, — Gallert war zurückgekehrt. Adele lag in seinen Armen.“

Eduard verstummte und athmete tief auf; ich saß da mit sehr gemischten und peinlichen Gefühlen, denn einerseits überwältigte mich ein tiefes Mitgefühl für den wackern Mann, der mit gebrochenem Herzen mir zur Seite saß, und andererseits konnte ich kaum einen Ausbruch der Freude zurückhalten über Gallerts Rückkehr und sein Glück, welches er in Adelsens unwandelbarer Treue und Liebe finden mußte. Da unter solchen Empfindungen ein schaler

Trostversuch nur kläglich ausgefallen sein würde, so fragte ich rasch: „Aber warum ist denn der Mensch noch nicht bei mir gewesen, und was soll nun werden? Hat er sich Vermögen erworben, kann er sich und dem edlen Mädchen eine anständige Existenz begründen?“

„Er kann es“, erwiderte Eduard ruhig und gefaßt, „sie werden so glücklich sein, wie sie's verdienen. Vermögen hat Hallert zwar nicht erworben, vielmehr kaum so viel zusammengebracht, daß er die Ueberfahrt bestreiten konnte. Aber er ist jetzt versorgt. Die Kunde von dem Sturz des pietistisch-feudalen Regierungssystems und von dem neuen Geist, der die Regierungshandlungen leitet, hatte auch im fernen Amerika Hallert und andere Gemäßigte zu neuem Hoffen und Streben angefrischt. Sie sind zurückgekehrt, Hallert nur mit Hilfe der Unterstützung seines frühern Mäcens, des jetzt so einflußreichen Herrn von S. Derselbe hat auch mit dem besten Erfolg die erledigte, einträgliche Rentmeisterstelle auf den Klostergütern in M. für Hallert nachgesucht, und während der vierzehn Tage, die Hallert nun hier ist, haben diesen wahrscheinlich die nöthigen Besuche, die wiederholten Reisen in die Residenz und besonders das schwierige Werk, die bedeutende Caution zu beschaffen, so sehr in Athem erhalten, daß er Sie und seine andern Freunde noch nicht hat aufsuchen können. Herr von S., nur auf seine Besoldung angewiesen, konnte die nöthige Caution von vier tausend Thalern für Hallert nicht hinterlegen, andere Freunde ließen sich schwierig finden, konnten das Geld ihren Geschäften nicht entziehen, und was der Ausreden mehr sind.

„Bürgen ist so gut wie bezahlen“, sagt das Sprichwort. Versicherungen des Wohlwollens und der Freundschaft erhielt Gallert von vielen Seiten auch in der Residenz, aber das war Alles, in Geldsachen, wissen Sie, hört die Gemüthlichkeit auf. Schon drohete die ganze Bewerbung an der Cautionsbedingung zu scheitern, denn die Concurrenten konnten für sich das nöthige Geld beibringen, als sich Gallert, ich weiß nicht von wem veranlaßt, vorgestern an mich wandte.“ . . . Und, Eduard?! unterbrach ich überrascht und in höchster Spannung.

„Run“, erwiderte der Geldmann und leuchtete mich aus den großen, klaren Augen an, „ich habe die Caution für ihn hinterlegt. Habe ihm auch tausend Thaler zu seiner Einrichtung vorgeliehen, die er mir wiedererstatte kann, wenn's ihm die Umstände erlauben.“

Von Hochachtung und Rührung übermannt, war ich keines Wortes mächtig, aber unsere Blicke verstanden sich. Ich drückte dem Freunde warm die Hand und verließ ihn mit dem Bewußtsein, daß das Hochgefühl der uneigennütigen, edlen That, das seine Brust schwellen mußte, der beste Balsam für die tiefe Wunde seines Herzens sei.

Am Wege gefundene Geschichten.

»Was der Mensch that,
thut er sich selbst!«

Trüber Himmel, scharfer Nordostwind und eisiger Regen drücken wohl zu allen Jahreszeiten schwer auf das menschliche Gemüth, hängt aber in der vielbesungenen, „wonnigen“ Maienzeit ein trüber Himmel über dem zarten, frischen Grün der erwachten Natur, fegt der scharfe Nordostwind durch die halbentfalteten, zitternden Blätter der erseuzenden Bäume, und zer schlagen eisgemischte Regentropfen die kaum erschlossenen Blüthen, so steigert sich das Unbehagen an diesen tückischen, frühlings- und lebensfeindlichen Winterstreichen zu einer Stimmung, so trüb wie der graue Himmel, und so frostig, wie der eisige Regen, der gegen unsere Fenster prasselt und uns beim sturmdurchorgelten Kamin und seinem knisternden Feuer gefangen hält. Man kann zu ächter und rechter Winterzeit gewiß recht fröhlich sein im behaglichen Zimmer bei einem Glase Punsch und unter wackern Freunden, wenn, während eisige Stürme das Haus umtosen und Schnee und Regen die Fenster peitschen, der Ofen milde Wärme ausstrahlt und das hellflammende Feuer dem tobenden Winter draußen

knackende und knisternde Schnippchen schlägt; nicken indeß grüne, blüthentreibende und doch schneebedeckte Zweige melancholisch vor unsrem Fenster, so kann uns das gemüthliche Winterstubenleben nicht zum zehnten Theil ersetzen, was Wald und Flur, was Berg und Thal uns bieten würden, wenn nicht die harte, eisige Hand des Winters sich darüber hingelegt hätte und das Füllhorn der Freude und Bönne, welches die Natur allüberall freigebig ausschütten möchte, neidisch und grausam zusammenpreßte.

Doch „gestrenge Herren regieren nicht lange!“ Nur Geduld! Bald wird die Quecksilberssäule im Wetterglas sich wie neubelebt dehnen und strecken, und die Windfahne drüben auf hohem Giebel wird nicht mehr von dem gleichmäßig und scharf streichenden Nordostwinde in derselben straffen Richtung erhalten werden! Schau her, schon windet und dreht sie sich nach rechts und links und ihr leises Kreischen tönt uns diesmal wie liebliche Musik, denn wir wissen, daß es ein lauwarmer Luftstrom aus Westen ist, welcher die Fahne anhaucht. Heftiger strömt jetzt zwar der Regen, aber wir schauen gern hinein, denn er fällt schlanke und warm herab und verwischt mit zauberhafter Schnelle die letzten Schneespuren, welche der eisige Fuß des fliehenden Winters dort auf den blauen Bergen zurückließ.

„Post nubila Phoebus!“ rief ich frohgelaut nach einem solchen Witterungswechsel, als ich an einem der letzten, wenigen schönen Maientorgen erwachte und mein Blick auf den klaren, blauen Himmel und auf die von der Morgensonne vergoldeten Bäume fiel, auf deren Blättern tausend Funken spielten, die der helle Sonnenstrahl in den Tropfen

entzündete, welche der warme Regen der versloffenen Nacht darauf zurückgelassen. Das war ein Morgen, an welchem uns jede helle Vogelstimme tief im Herzen widerhallt und uns lockt und ruft, mitzusingen und mitzuschwärmen in der neubelebten, grünen und blühenden Welt. — Hinaus denn! Ueber Anger und Berg, durch Feld und Wald! Wie hebt sich die vom linden Hauch des Westwindes angehauchte Brust auf dieser sonnigen Höhe, welche uns die reiche Landschaft überblicken läßt! Die grünen Wiesen und die hellgelben Rappsfelder, über welchen die Lerche unermüdlich ihre Triller schlägt, die von frischem Baumgrün umrahmten Dörfer, die beglänzten Höhen und der ferne, mit dunklen und hellen Tinten gezeichnete Wald, alles einigt sich zu einem Bilde, das den trunkenen Blick in schönen Fesseln hält —

„Wie herrlich leuchtet
 Mir die Natur!
 Wie glänzt die Sonne,
 Wie lacht die Flur!“

Unwillkürlich drängten sich diese Maienjubilaverse Göthe's auf meine Lippen, und ganz so, wie ich, empfand auch wohl der würdige Herr, der im schwarzen Burschenschafterrock und mit breitfrämpigem Hut auf den Silberlocken zu mir herantrat und mir mit freudegeröthetem Gesicht einen „guten Morgen!“ bot. Es war der würdige alte Pfarrer aus dem Flecken, dessen weiße Häuser sich in langen Reihen bis zu dem frischgrünen Walde hinziehen, der über die staffelförmig aufsteigenden Berge hinwegt und sich im Nebelblau des fernen Horizonts verliert.

Der alte Pfarrer gehört noch zu der gemüthlichen Art, die im Parteihader unsrer Zeit immer feltner wird; eine kindlich fromme Weltanschauung, Milde des Urtheils und eine jetzt fast verpönte Duldsamkeit erfüllen seine Seele und sprechen aus den großen hellblauen Augen, die er stets so freundlich auf mich richtet, wenn er irgend eine seiner vielen Geschichten vorbringt, die stets einen sehr ernsten, sittlichen Hintergrund haben. Sagen und legendenartige Geschichten sind es, die der Mann so gern erzählt, und ganz gegen seine Weise wäre es gewesen, wenn er nicht auch heute, nachdem er in der schönen Einsamkeit neben mir auf der Rasenbank Platz genommen, das eine oder andere Geschichtchen in sein Gespräch verflochten hätte.

Wir kamen trotz allem, was die schöne Natur zu empfinden und zu denken gab, in dieser politischen Zeit doch sehr bald auf die Politik, sprachen über die Vorfälle und Begebenheiten, welche das neueste Zeitungsblatt gebracht hatte, und über das sichtliche Walten einer Nemesis, welches im Gang der Geschichte so unverkennbar zu Tage tritt. — „Ja,“ meinte der Greis, „wie im Großen, so ist's auch im Kleinen, die Folgen bleiben nicht aus, und was der Mensch thut, thut er sich selbst. — Da will ich Ihnen eine Geschichte erzählen:

Was der Mensch thut, thut er sich selbst.

„Dort, wo die weißen Mauertrümmer aus dem Gebüsch hervorblickten, stand, wie Sie wissen, einst die stattliche Burg eines mächtigen, den Gau beherrschenden Grafengeschlechts. Die Bücher und Chroniken wissen nichts von

dem Unglück, das vor grauen Jahren dort die Blüthe des Geschlechts knickte, und auch der Mund der Leute weiß heute nichts mehr darüber zu sagen, denn was kümmert man sich heute viel um die Todten und längst Begrabenen, hat man doch mit den Lebenden genug zu thun! Ja, lange vor der westphälischen Zeit, als ich, noch ein kleiner Knabe, dort unten in die Schule ging, da war's anders, da hat uns der gute Schulmeister, der nun schon längst unter'm Rasen ruht, die Geschichte oft als ein warnendes Beispiel erzählt, und mir ist's, als ob ich den guten Alten noch heute höre und die ganze Schulsjüngend gespannt seinen Worten lauschen sehe.

„Nun, um es kurz zu sagen, dort drüben in ferner Waldeinsamkeit lebte in uralter Zeit in stiller Klausen ein frommer, in der ganzen Gegend hochverehrter Eremit, der sich, wer weiß von welchen frühern Lebensstürmen hart betroffen, das Gelübde des Schweigens auferlegt hatte und außer seinen Gebeten, im Verkehr mit den Menschen, nur die Worte auszusprechen pflegte: „Was der Mensch thut, thut er sich selbst.“ — Der Graf schätzte den Klausner wegen seiner Frömmigkeit hoch und zog ihn in wichtigen Angelegenheiten zu Rathe, obwohl er wußte, daß der fromme Mann außer seinem bekannten Spruch nichts vorbringen würde. Aber was der Mund nicht sprach, das sprachen die Augen des erfahrenen Greises, und schon in mancher verwickelten Lage waren dem Grafen die Gegenwart des Klausners und sein mahnender Spruch ein willkommenes Fingerzeig zur Vorsicht und fruchtbringenden Ueberlegung gewesen.

„Einst wollte die Gräfin, eine hochfahrende und übermüthige Frau, den Grafen zu einer ungerechten Fehde verleiten, die, wenn sie entbrannte, das Land in Jammer und Elend stürzen mußte. Schon war es ihrer Ueberredungskunst gelungen, den Gemahl für ihren Plan zu stimmen, als dieser den Eremiten kommen ließ und ihm das Vorhaben kund that. „Was der Mensch thut, thut er sich selbst!“ sprach der Eremit tief aufseufzend und mit bekümmertem Gesicht. — Da traf das Wort den Grafen schwerer als je zuvor; lebhaft traten ihm die Schrecken des Krieges vor die Seele, die er ohne rechtlichen Grund über dies friedliche Thal heraufbeschwören wollte, und fortan wies er alle Verlockungen und Anreizungen seiner Gemahlin auf's ernsteste zurück. — Darob ergrimmte die Gräfin und schwur bei sich, es dem Eremiten zu gedenken, that ihm gegenüber indeß äußerlich freundlich und schickte ihm nach wie vor das tägliche Brod, welches der wenig bedürfende Greis der Wohlthätigkeit des Grafen verdankte.

„Kurze Zeit nach jener Umstimmung des Grafen durchstreiften die gräflichen Kinder, ein paar blühende, stattliche Junker, auf einem Jagdzuge die Forsten und kehrten hungrig und ermüdet in der Klause des Eremiten vor. Auf ihr Begehr beeilte sich der Eremit, den Junkern das beste und frischeste Brod zu holen, welches ihm die Gräfin bereits am frühen Morgen geschickt hatte, und bot es mit dem gewohnten Spruche: „Was der Mensch thut, thut er sich selbst.“ Die Junker lächelten über den bekannten Spruch des schweigsamen Alten, ließen es sich wacker munden und machten sich fröhlich wieder auf die Heimfahrt. Raum aber

hatten sie die väterliche Burg erreicht, als sie unter Zuckungen dahinstarben, denn das Brod, das sie genossen, hatte die rachjüchtige Gräfin vergiftet, um des verhaßten Klausners und seines lästigen Spruches loszuwerden. Die letzten Worte der sterbenden Junfer gaben der unglücklichen Mutter die schreckliche Gewißheit, daß ihre schwarze That den eigenen Kindern den Tod gegeben, laut klagte sie sich in überwältigender Verzweiflung des Mordes an und machte ihrem Leben durch einen Sturz von den Zinnen ein Ende. — „Was der Mensch thut, thut er sich selbst!“ seufzte der herbeigerufene Klausner, als er über den Leichen ein leises Gebet sprach. —

„Oft hab' ich's erlebt,“ fuhr der Pfarrer fort, „daß die böse That sich mit wunderbarer Gast und auf der Stelle bestrafte. Dort unten das stattliche Haus, vorn am Flecken, habe ich erbauen sehen, als ich noch zur Schule ging. Claus Telges, der es erbaute, war ein reicher Mann, doch sonst war er nichts werth, denn an der Stelle des Herzens trug er einen Stein. Was hat ihm sein Reichthum geholfen? Was ist Claus Telges jetzt? Staub und Asche ist er, nachdem er ein unglückliches Leben verlebt. — Noch weiß ich's wie heute, als er mit der zweiten Frau — die erste war seiner Härte und seinen Mißhandlungen erlegen — Hochzeit hielt und es dort unten im Hause hoch herging mit Saus und Braus. Alle reichen Ackerbürger waren geladen und des Jubels wurde kein Ende. Da kam auch der arme halb blödsinnige Bettelchristoph vor's Haus, rief: Zucke Hochzeit! und wollte den Bräutigam beglückwünschen, aber Claus Telges schrie ihn an: „Wie kannst du Bettel-

setzen mir über die Schwelle kommen?" sagte den armen Menschen mit roher Faust und warf ihn von den Treppentufen mit solcher Gewalt, daß der Stoffel mit dem Haupte hart gegen ein Wagenrad schlug und blutend und für todt liegen blieb.

„In demselben Augenblick ritt, es war in der Kriegszeit, ein stattlicher französischer Cuirassier in den Hof, war Zeuge der That, schwang sich vom Pferde und nahm sich des armen, verwundeten und schwer athmenden Menschen auf's liebevollste an. Mit grimmen Drohworten strafte er in seinem gebrochenen Deutsch den harten Telges und forderte für den Verwundeten eine Erquickung. Das erboste den Telges bis zur Sinnlosigkeit, so daß er auf den Soldaten losstürzte und sich thätlich an ihm vergriß. Da brach das Unglück los. Noch ist mir's als ob ich's eben sehe, wie der breite, blanke Pallasch aus der Scheide flog und Claus Telges zusammenstieß, — der Hieb hatte ihn auf derselben Stelle am Kopfe getroffen, an welcher der arme Christoph seine Wunde trug. Nun aber ward das Unglück erst groß; die Gäste fielen mit Wagenrungen und Knütteln über den Franzosen her, der Tumult rief dessen Kameraden herbei, die eben in den Flecken einzogen, und es gab ein förmliches Gefecht, bei welchem viele schwer verwundet wurden, bis es durch die Dazwischenkunft der Offiziere und anderer Mannschaften gelang, weiterer Gewaltthat zu wehren. — Das war eine Hochzeit! — Der Telges ist von seiner Wunde nie wieder recht genesen, er ward in Folge derselben so geisteschwach wie der arme Christoph; dazu ruhte der Segen Gottes

nicht auf seinem Hause, ein Morgen Land nach dem andern ward verkauft, bis der Telges in Dürftigkeit starb und der Hof in andere Hände kam. —

„Ja, Barmherzigkeit und Milde zu üben, das war die Lehre, die mir meine gute, selige Mutter stets wiederholte, und hundert Geschichten, Fabeln und Sagen, die sie uns Kindern erzählte, berichteten von belohnter Mildthätigkeit und bestrafter Härte. Eine dieser Sagen war damals in aller Leute Munde, es war die von dem Geiste „Zicklein“. — Jeder Schäfer wollte den Geist, der zur Mittagsstunde in der Gestalt eines Lämmchens bei der Heerde erschien, gesehen haben. Zicklein war ein guter Geist, und gern gaben ihm die Schäfer eine kleine Portion an Brod, die er allmüttäglich beanspruchte. Einst aber gab ihm ein roher Schäferknecht statt des Brodes einen Hieb mit dem Hakenstocke, da schwoll, wie vom Zauberstabe berührt, Zicklein zu einem Werwolf auf und brüllte den zum Tod erschrockenen Schäfer an: „Willst du mir kein Brod geben, so muß ich mir Fleisch holen!“ — In der folgenden Nacht wurde die Hälfte der Heerde von Wölfen zerrissen.“ —

„Was der Mensch thut, thut er sich selbst!“ sprach ich lächelnd zu dem guten Pfarrer und reichte ihm zum Abschiede die Hand. Lange noch schaute ich ihm nach, wie er durch die grünen Felder langsam dahinschritt; so hell und sonnig, wie in der blühenden Natur, war's auch in seinem von gemüthlichem, naiven Glauben und freundlichen Wohlwollen geschwellten Herzen.

Eine Wanderung nach der Plesse.

(Auf der Plesse geschrieben im Sommer 1838.)

Auf diesen Trümmern hab' auch ich gegessen,
Begnügt getrunken und gegessen,
Und in die Welt hinausgeschaut.

Goethe.

„Die uralte, fürnehme und weitberühmte Grenzstadt und Festung Göttingen,“ sagt ein alter Schriftsteller, „hat ihr Lager in einem sehr schönen, fruchtbaren und lustigen Thale. Sie hat einen gütigen Himmel und temperirte Luft, einen üppigen Korn, Flachs und Obst tragenden Boden, klares und gesundes Quell- und Flußwasser, gute Holzungen und Viehweiden. Göttingen ist eine mit vielen herrlichen, zur Nahrung und Ergezung des Menschen dienenden Sachen auf's mildeste und reichste von der Natur begabte Stadt.“ —

Ja, so ist's, alter, treuherziger Knabe! Vielleicht hast du vor hundert oder mehr Jahren gleich mir hier am Abhange des Hainbergs gestanden, und ein Sommermorgen, frisch und golden, wie der heutige, lachte über der reichen Flur, die dein entzückter Blick durchschweifte, er lachte dir tief ins Herz und hob dein Gemüth, daß es sich im

Bonnegefühl des Daseins aufschwung wie die jubelnde Lerche, die dort unter der reinen Himmelsbläue schwebt! — Sei, wie frisch und fröhlich durchklingt das muntere Morgenlied der Lerche unsere Brust! Es zieht uns mächtig nach oben, im rüstigen Wanderschritt ersteigen wir die Höhe, und je höher wir steigen, desto weiter und reicher entfaltet sich das von der Morgensonne golden angehauchte Landschaftsbild unsern Blicken.

Heute soll's noch zur Plesse, aber hier erst einmal Halt! Auf einen Umweg kommt's uns nicht an. Liegt doch der lange Sommertag noch vor uns, er soll ganz uns gehören; ganz und voll, wie ein tiefer Trunk funkelnden Weins, soll er in seiner Sommerpracht durch unsere Seelen ziehen und, wenn auch bei dem Vollgenuß der Natur und der Sagenpoesie dieser reichen Landschaft die alten Bücher zu Hause einmal unberührt liegen bleiben, so soll uns doch, wenn die letzten Strahlen der Sonne drüben um jene Höhen spielen, kein unmuthiges „diem perdidit!“ den Abend verbittern.

Hier auf dem Gipfel des Hainbergs haben wir das ganze Panorama vor uns. Im Westen liegt die Stadt in einen leichten, bläulichen Nebelschleier gehüllt, welchen der rosige Finger der Morgensonne von den Giebeln der höchsten Häuser und den malerischen Spitzen des Johannisthurms leise abhebt und uns das alte Gemäuer im goldrothen Glanze zeigt. Weit und breit im Thale umwogen sanft rauschende Aehrenfelder zahlreiche mit grünem Baumschmuck durchwebte Dörfer, deren altjassische Namen uns bereits uralte Urkunden nennen. Gewiß schaute schon vor

grauen Jahrhunderten drüben vom „kleinen Hagen“, als er noch die kaiserliche Pfalz „Grone“ trug, das Auge des Königs der Deutschen mit innigem Behagen auf dies wohlbebaute schöne Stücklein vom deutschen Reich, welches ebenso wohl den Namen der goldenen Aue verdiente, wie das gesegnete Land, das seinen Reichthum am Fuße des Kyffhäusers ausbreitet. — Ueber das frische Grün des weiten Wiesenplans und über den kleinen Hagen hinaus schweift der Blick zu dem Halbkreise der waldgekrönten Wesergebirge und ihrer Vorhöhen, von welchen herab in alter Zeit manche Raubburg, wie die Wäper, der Sesselstein, die Bradenburg ihre zackigen Giebel und kantigen Thürme drohend dem reichen Thale zuwandte; aber die Blieden, Mangeln und Sturmhöcke der streitbaren Bürger brachen sie, wie die Zwingburg der Stadt, den festen „Ballrus“, in den Grund, und mancher übermüthige Ritter oder herrschaftliche Voigt, wie weiland Heinrich Ripphut, mußte zu seinem Schaden mit der Wehrkraft der Thalbewohner blutige Bekanntschaft machen.

Der hohe Bergkegel, welcher dort im Südwesten aus finster starrendem Walde aufragt, trug einst das Raubschloß „Bramburg“, dessen Ritter, wie das Volk erzählt, eine schwere Landplage waren und das Leine- und Weserthal mit Raub und Brand bedrängten. Der Uebermuth der räuberischen Burgbewohner ging so weit, daß sie einst ein Schifflein, in welchem der Welfen-Herzog die Weser hinabfuhr, mit Steinen und Bolzen beschossen. Ein Bolz traf den Herzog selbst, prallte aber von einem der großen Knöpfe ab, womit sein Wamms besetzt war, ohne ihn zu verletzen. Da schwur der Herzog allem, was männlich sei

auf der Bramburg, den Tod, sammelte seine Heerkraft und gewann die Burg mit Sturm. Alles, was männlich war, fiel unter den Schwertstreichen der Sieger oder fand seinen Tod unter den zerscheiternden Trümmern der brennenden Burg. Nur der Burgfrau ward freier Abzug gestattet, auch sollte ihr so viel von ihrem Eigenthum überlassen bleiben, als sie mit sich in der Schürze forttragen könne. — Da nahm die Burgfrau ihr einziges Söhnlein, welches sie vor der Mordlust der Krieger zu verbergen gewußt hatte, in die Schürze und zog davon. Auf ihre Bitte erlaubte ihr der Herzog, sich weiter im Thale wieder anzubauen, jedoch nur unter der Bedingung, daß sie den neuen Bau nicht mit einer festen Mauer, sondern nur mit einem Hagen umziehen lasse. „Dat sall mi en lewe Hagen sin! (Das soll mir ein lieber Hagen sein!)“ sprach die Burgfrau, und baute den Ort „Levenhagen“.

In den Gründen jener Waldgebirge ruht ein reicher, erst zum Theil gehobener Sagenschatz, aber auch die uns näherrückenden, jetzt im vollsten Sonnenglanze strahlenden Höhen, wie den waldigen Abhang über Ellershausen und die weiten Gelände des „hohen Hagen“ umspielt die Sagen-dichtende Volkspheantasie. — Im Walde über Ellershausen ist's nicht geheuer, es geht dort Nachts eine gespenstische Rabe auf drei Beinen, sie ist so groß als ein Kalb. Auch wurde der Wald früher durch Räuberbanden unsicher gemacht, und noch heute zeigt uns dort, hart an der Dransfelder Heerstraße ein morsches Kreuz den Ort, wo man einen unbekannten Erschlagenen fand, dessen Tod, da man des Mörders nicht habhaft wurde, ungesühnt

ist. Drum hat der Arme keine Ruhe, und ein Bote, der spät in der Nacht von der Knallhütte kam, wußte wohl, wer am Waldrande vor dem Kreuze auf einem Steinhaufen saß. Der Bote wünschte mit verzagter Stimme einen guten Abend, aber der da auf dem Steinhaufen saß, antwortete nur mit einem tiefen Seufzer. — Da wurden dem Boten „die Hacken lang“, an jedem Haar hing ihm ein Schweißtropfen, und mit zitternden Knien kam er in Eilershausen an. Er will Nachts den Weg nie wieder ohne Gesellschaft gehen. —

Lustiger als diese Mordgeschichte klingt eine Sage, zu welcher weiter oben der hohe Hagen und das an seinem Fuße liegende Städtchen Dransfeld die Scenerien geben; es ist ein Schwanf aus dem Mittelalter, alterthümlich derb, aber in Gedichten des siebzehnten Jahrhunderts und in ältern Relationen durch gelehrtes Beiwerk und erfundene Namen vielfach verkümmert. Der volksthümliche Kern der Sage ist folgender: Einst war der Herzog mit seiner Streitmacht von Münden ausgezogen und dachte die Göttinger zu züchtigen, weil sie ihm den Zoll geweigert hatten. Die Göttinger aber fielen mit ihrer ganzen Wehrkraft aus, überwand den Herzog in offener Feldschlacht und verfolgten ihn bis vor Dransfeld. Da aber machten die dem Herzog treu ergebenen Dransfelder einen Ausfall, bald war unter der Führung des Herzogs die Schlacht wieder hergestellt, und aus den Siegern wurden nun Besiegte. Die Göttinger mußten sich um das Hasenbanner schaaren und wurden mit großem Verlust bis unter die Thore ihrer Stadt zurückgeworfen.

So wurde der Herzog durch die Tapferkeit der Dransfelder des Tages froh und verlieh ihnen mancherlei Freiheiten, darunter das Jagdrecht. Ueber dies Jagdrecht freuten sich die Dransfelder am meisten, und stellten bald eine große Jagd auf dem hohen Hagen an. Da aber die guten Leute nichts von der Jagd verstanden und in ihrem Leben noch kein Stück Wild, ja nicht einmal — so behaupteten wenigstens die Göttinger — einen Hasen gesehen hatten, so hielten sie eine auf dem hohen Hagen weidende Eselin für einen Hasen und legten hocherfreut ihre Fligbogen an, um das Wild zu erlegen. Als sich aber das Wild sehr zahm zeigte, dachten sie es lebendig zu fangen, was auch ohne Widerstand von Seiten des Hasen gelang. Hocherfreut lagerten sich jetzt die Jäger um den eingefangenen Langohr, und als einer bemerkte, der Hase habe ein volles Euter, machten sie sich daran ihn zu melken und thaten sich gütlich an der noch nie gekosteten Hasenmilch. Kaum war indeß das Geschichtchen den Göttingern hinterbracht, als die Dransfelder auch ihren Spitznamen weg hatten und noch bis auf den heutigen Tag die „Hasenmelker“ heißen.

Die Dransfelder bleiben's ihnen nicht schuldig und nennen die Göttinger die „Eselfresser“, und zwar nach der gewöhnlichen Ueberlieferung deßhalb, weil die Göttinger die Dransfelder Jäger bei ihrem vermeintlichen Hasen überrascht und ihnen die Beute abgenommen hätten, welche dann von den Göttingern ebenfalls für einen Hasen angesehen und von ihnen geschlachtet und verzehrt worden wäre. Die Erklärung des Spitznamens Eselfresser in dieser Weise

lag nahe, indem sie an den vorhin erzählten Vorgang leicht anknüpfen konnte, allein sie ist, da die Göttinger als jagdberechtigte und jagdkundige Leute genannt werden, unmotivirt und ohne Zweifel eine Erfindung späterer Zeit, welcher eine Sage vom „Drakenberg“ ganz abhanden gekommen sein muß, die wir so glücklich waren, aus dem Munde eines alten Einwohners von Herberhausen zu hören. — Um uns das Dorf Herberhausen anzusehen, wenden wir uns jetzt von der weiten Landschaft im Westen ab und erreichen nach wenigen Schritten einen Standpunkt, der uns das östliche Thal zeigt, welches hier unter dem jähen Absturz des Hainbergs mit seinen von kahlen Höhen und waldigen Bergen eingefeilten Dörfern uns ein Landschaftsbild von ganz anderem Charakter bietet, wie das eben überschaute. Zunächst unter uns liegt Herberhausen.

Vor uralten Zeiten lag dies Dorf weiter nach dem Holze zu, welches zur „Bruck“ führt, und hieß Herbergshausen, weil hier die nach dem „Klausberge“ wallfahrenden Pilger ihre Herberge zu nehmen pflegten. — Der steile, kahle Berg, an dessen Fuße das jetzige Herberhausen erbaut ist, heißt der Drakenberg und trug vor vielen hundert Jahren das Raubschloß der gewaltthätigen und grausamen Herren von der Drakenburg. Der letzte Besitzer der Burg war ein alter, übermüthiger Junggesell; seine adelige Jungfer in der Nachbarschaft hatte ihm ihre Hand geben wollen, und so saß er unbeweibt und grieffgrämig auf seiner Burg, bis ihm das Haar schneeweiß wurde. Da war einmal auf dem „Junkern-Hause“ in Göttingen ein großes Fest, zu welchem viel vornehme

Herrn, Frauen und Jungfern aus aller Welt Enden geladen waren; auch der Herr von der Drakenburg erhielt, obgleich ihn eigentlich niemand leiden mochte, eine Einladung zum Feste, und das war ihm sehr lieb, „denn,“ dachte er, „unter den vielen fremden Jungfern wird sich am Ende doch noch eine finden, welche Lust hat, meine Frau zu werden.“ — Nun schloß der alte Geck Kisten und Kasten auf, suchte seine besten Kleider hervor und putzte sich, als ob er ein zwanzigjähriger Prinz wäre. Das Kostbarste aber, was er anlegte, waren seine weißen seidnen Strümpfe, ein Puz, welchen damals in hiesiger Gegend die vornehmsten Leute noch nicht kannten.

Als nun der Herr von der Drakenburg beim Jungfern-Hause vorfuhr und in seinen kostbaren Strümpfen aus dem Wagen stieg, lachten die umstehenden Göttinger laut auf und verspotteten derb den eiteln, weibischen Mann. Da wurde der Verspottete bitter und böse, schrie die Spötter an: „Geduld, ihr Tölpel, ich werde zuletzt lachen!“ und fuhr im vollen Galopp wieder zum Albaner-Thor hinaus. Als der Grimmige in seine Burg einfuhr, ließ ihm einer seiner Esel zwischen die Pferde und mußte dafür sein Leben lassen, denn der zornige Herr stach ihn auf der Stelle todt. Wie das Thier nun alle Biere von sich streckend dalag, wurde es dem Drakenburger plötzlich klar, auf welche Weise er sich empfindlich an den Göttingern rächen könne.

Der nächste Tag war ein Markttag, und nach damaliger Sitte pflegten die umliegenden Gutsbesitzer Fleisch an den Göttinger Markt zu schicken. „Toif (Warte)!“

sagte der Herr von der Drakenburg, zog dem Ejel die Haut ab, schlachtete ihn ganz kunstgerecht aus und packte am andern Morgen seiner Magd den Tragkorb voll Ejsel-
fleisch; auf den Grund des Korbes aber legte er die Ejsel-
haut nebst einem Brief und schickte alles an den Markt.
Hier bot nun die Magd das Fleisch des unreinen Thiers
für Kalbfleisch aus, und die Göttinger kauften so fleißig,
daß der Korb bald bis auf den Grund geleert war. Drauf
machte sich das Mädchen hurtig aus dem Staube, und die
zuletzt kommenden Kauflustigen fanden in dem geleerten
Korbe die Ejselhaut sammt dem Briefe. Sie brachten Beides
sogleich zum Magistrat. Hier öffnete der Bürgermeister
den Brief und las: „Damit man für alle Zeiten weiß,
daß ihr eures Gleichen freßt, so schreibt auf diese Ejsel-
haut, was ihr heute von mir gekauft und gegessen habt.
Herr von der Drakenburg.“

Da aber lief den Herren vom Rath die Galle über;
sofort ließen sie die Sturmglocke schlagen und trugen den
sich mit Wehr und Waffen sammelnden Bürgern den Schimpf
vor, welchen der Drakenburger der ganzen Stadt angethan
hatte. Nun verschworen sich die Bürger, nicht eher Wehr
und Waffen abzulegen, bis die Drakenburg der Erde gleich
gemacht sei, zogen in hellen Haufen über den Hainberg und
eroberten in grimmigem Muthе beim ersten Anlauf die Dra-
kenburg. Alles, was Leben in der Burg hatte, mußte über
die Klinge springen, und der Burgherr ward von der
Zinne des Hauptthurms in die Spieße der untenstehenden
Eroberer gestürzt. — Mehrere Wochen lagerten die Götting-
er in Herberhausen, Rohringen und am Klausberge und

zerstörten die Burg bis auf den Grund; erst als der Burge-meister da, wo die Burg gestanden hatte, den Pflug einsetzte und die Rathsherren Salz in die aufgerissenen Furchen streuen konnten, zogen die grimmigen Rächer wieder zur Stadt. Heute findet man auf dem Drafenberge nicht einmal mehr die Grundmauer vor, über welcher sich das Schloß des Uebermüthigen erhob. —

Wie oft mag im Lauf der Jahrhunderte durch Zerstören und Aufbauen, durch die nimmerrastende Arbeit der Kultur die Oberfläche dieser Höhen und Thäler eine andere geworden sein! Nur die Form der Hügel und der Berge blieb im allgemeinen Umriß so, wie sie sich aus dem Chaos neptunischer und vulkanischer Kämpfe emporrang, und eine längst untergegangene, üppigwilde Vegetation mochte diese Lande bedecken und diese Hügel umrauschen, bis dann der Mensch kam und mit Hacke, Art und Grab-scheit gegen die Wildheit der Natur zu Felde zog.

Aber auch die Menschen, welche hier seit Jahrtausenden in ununterbrochener Ameisenthätigkeit die Natur sich dienstbar machten und sie durch die Kunst verklärten, wie ganz anders an Geist und Weltanschauung haben sie in jedem Jahrhundert hier ihre Felder bestellt, ihre Häuser gebaut, ihre Gärten gepflegt; wie verschieden waren ihre, durch die verschiedensten Zeitverhältnisse an die Hand gegebenen Bestrebungen, Gedanken und Sorgen! Die Schablonen, nach welchen uns die gewöhnliche Geschichtsbetrachtung ganze Jahrhunderte in eine Kulturperiode zusammenmalt, geben uns nur ein mattes Bild, nur einen Schattenriß

von dem lebendigen im ewigen Flusse begriffenen Geistesleben, denn die Geschichte ist ein stetiges Emporwachsen unendlich mannigfaltiger Geistesblüthen, welche die Erde immer reicher und reicher überstreuen und mit ihrem Duft erfüllen. Wenn auch der Anstoß einer mächtigen religiösen oder politischen Umformung über ein Jahrtausend und drüber durch die Seelen vibriert und vielen Menschenaltern einen gleichartigen Charakter aufdrückt, so ist bei dem stets gesteigerten Inhalt des Lebens doch das Thun und Denken eines einzigen Menschenalters nicht dem des zuletzt vorausgegangenen völlig gleich und ganz anders als wir, dachte, sorgte und glaubte die große Mehrzahl derer, welche vor drei Decennien diese Pfade gingen.

Und nun erst ein Jahrtausend und Jahrhunderte früher, als diesen sanft nach Norden laufenden Abhang, welchen wir jetzt entlang gehen, noch die heiligen Eichen des Wuotan's-Haines decken mochten, welch ganz andere Menschen betraten da diesen rauhen, steinigen Pfad! Hier senkte wohl von heiligen Donnereichen umrauscht der nervige Arm des halbnackten Jägers in ehrfurchtsvoller Scheu den Speer, der ihm noch heute ein Wissent oder einen Urerlegen sollte. Ueber welchen ganz anderen Vorstellungen und Sorgen zog sich wohl die krause Stirn seines bärtigen Gesichtes zusammen, als wie sie jenen im prangenden Waffenschmuck einerschreitenden Rittern die Köpfe unter den Stahlhelmen warm machten, jenen Rittern, welche zur Heerkraft Kaiser Lothars gehörten, der einst dort am Bach, welcher noch von ihm den Namen führt, sein Heerlager hielt! Zu Lothars Zeiten und noch später zogen diesen

Pfad, der uns jetzt am Nicolausberg vorüberführt, auch fromme Wallerschaaren unter flatternden Kirchenfahnen und hoherhobenen Kreuzen zu jenen Höhen, welche das Volk „Klein Jerusalem“ nennt.

Weit und breit aus den sächsischen Landen strömten da die Pilger zusammen und der uralten Kirche auf dem Klausberge zu, wo ihrer der Heilige harnte mit Wunder- und Heilkraft und tiefem Seelentrost. Ich seh' sie wallen und die Brüste schlagen und die Hände erheben im brünstigen Gebet, die bunten Schaaren! Im ganzen Gau, in Stadt und Dorf jubelt brusterschütternder Glockenflang zum blauen Himmel auf, als nun das Pilgerheer aufsteigt zu den Stationen des Kalvarienbergs und dem Allerheiligsten folgt, welches die geweihte Hand des priesterlichen Führers dem frommen Heere voraus trägt. Wie es im mannigfaltigsten „Stand und Gewand“ da durch die Felder und zu den Bergen aufwogt, die glänzende Helmspitze des Ritters neben dem dunkeln Muschelhut des Pilgers, der schon gleich dem gerüsteten Wallgefährten, den ein eisern Gelübde zwingt im vollen Harnisch einherzuwallen, auf heiliger Erde ein deutsches Schwert mit dem Damascener eines tapfern Reiters aus Korboga's Schaaren gekreuzt haben mag! Und dort die Edelfrau, in kostbarem Schürbrant gekleidet, neben dem Weibe des Hörigen, welchem ein grober Wollrock nur dürftig die Blöße deckt. Und nun das bunte Gewimmel der Bürger und Bauern, der Bettler und der Mönche im härenen Gewand! Hier sind sie alle gleich, und zu gleicher Andacht versammelt, mischen sie ihren tausendstimmigen Bittgesang mit den melodischen Klän-

gen der Glocken, „welche ihrer Töne weite Kreise durch das Meer der stillen Lüfte ziehn.“ —

Und wieder sehen wir diese Fluren von einem andern Geschlechte betreten. Der naive Glaube und die Verzückung der Andacht spricht nicht mehr aus schwärmerischem Auge; droben in der Kirche des heiligen Nikolaus sind die alten Hymnen verklungen, der Schmuck der neun Altäre ist nun in den Staub gesunken, und der Predigtstuhl, von dem man die neue Lehre verkündet, ist der Mittelpunkt der Kirche geworden. Aber auch für den neuen Glauben kann das neue Geschlecht gleich den Schaaren Gottfrieds von Bouillon in den Tod gehen, — das donnern uns die Karthaunen zu von Göttingens waffenstarrenden Wällen! Welch ein grauer Kriegsturm durchsegt diese Felder, diese Wiesen, wie gierig frisst der nimmerfatte Brand die Dörfer! Von furchtbaren Schanzen starrt das Weender Feld, Rosse, welche die ferne Puffta erzog, nehen die heiße Schnauze in der kühlen Flut der Luther, und hier vom Papenberge gähnen uns Kanonen an. Tilly's wilde Schaaren sind's, die fern und nah, verheerend durch die Felder wogen, sie ballen sich enger und enger zusammen um die Wälle der Stadt, die Feuerchlünde des Lohbergs decken ihren Anrann und — „Jesus Maria!“ braust's wie Donnersturm durch die dampferfüllte Luft. „Gott mit uns!“ antwortet dumpf und todesmuthig das gewappnete Volk auf den Wällen. Mit Donnerkrachen fährt Blitz auf Blitz in den stürmenden Feind, es ballen sich die wilden Knäuel des wüthenden Handgemengs, hin und her wogt das Gemetzel und — blutig, geworfen und zeriprengt sammelt sich knirschend der ge-

schlagene Feind hinter den Schanzen und zieht unter dem Jubelruf und dem brausenden: „Ein' feste Burg ist unser Gott!“ der Bürger gedehnmüthig zu den Lagern ab.

Es ist heute grade Jahrs- und Tagszeit jenes heißen Kampfes, und die Julisonne brannte vielleicht auf die Helme und Kürasse der erbitterten Krieger mit derselben Glut, wie sie heute auf die grünen Botanisirtrommeln jener Studentenschaar brennt, welche dort mit ihrem docirenden Professor, einem namhaften Botaniker, in der Schlucht nach Döppelshausen aufsteigt. Ja, das ist wieder ein ganz ander Geschlecht als das, welches sich vor mehr als zweihundert Jahren auf diesen Angern und Feldern um des Glaubens willen die Schädel zerbrach. Das Licht der Wissenschaft und der Urbanität leuchtet aus den klaren Augen, auch diese Schüler und ihr Lehrer sind Waller und Streiter, aber ihr Wallen und Streiten geschieht im Dienste einer verklärtern Weltanschauung und gehört zum Kultus der Wissenschaft, welcher nun schon über ein Jahrhundert lang in der weltberühmten Stadt gepflegt wird, deren malerischen Anblick uns jetzt die steil aufsteigenden Bergwände verdecken. — Auf diesen Ager, auf dies Steingeröll, welches unser aufsteigender Fuß in die Tiefe schleudert, fiel schon manches Auge, aus welchem die Blicke eines hervorragenden und das menschliche Denken und Empfinden mit reicherm Inhalt erfüllenden Geistes leuchteten. Wie oft mag hier ein Lichtenberg, ein Kästner, ein Schlözer zum Walde aufgestiegen sein! Hier wandelte in rüstigen Jahren der große Gauß, der lockere Heinrich Heine stolperte vielleicht weinschwer über diesen bemoosten Stein,

und droben vom Azur des Himmels lächelte Otfried Müller die Sonne, die schon dem Homer gelächelt und die Fluren des Skamander beschien. Hier küßte die Muse ihren Liebling Bürger, und der Kuß ruft Thal und Hain zum bunten Götterleben wach! Die flüchtige Nymphe verfolgt der delphische Gott, der Wald umzittert und umrauscht den großen Pan, auf den Höhen schwebt die Dreade, es naht, es naht der hehre Freudenbringer, „und das Panthergespann rauscht durch die dröhnende Schlucht.“ —

Und, schaut her! Es ist nicht nur die Phantasie des Dichters, welche diese Schlucht mit der alten Götterwelt bevölkert. Schwebt dort nicht Iris und Aurora, Apollo und Antiopa? In der schönen Fauna der Blumen = Nektar trinkenden Falterwelt, welche hier in dem geschützten Thal die Sonnenglut zum buntesten Gewimmel weckt, leben die Namen der alten fröhlichen Götter würdig fort. Freilich der Mann dort, der mit dem Fanguetz die Zygänen verfolgt, deren saftiges Roth prachtvoll im Sonnenglanze schimmert, ist fern vom Olymp! Er ist ein leidenschaftlicher Entomolog, er sieht nur Lepidoptera und Coleoptera. Wie sie da eifrig sucht und von Stein zu Stein hüpfet, die schmale Gestalt, selbst ein Insekt! Jeder Stein, jedes Rasenstück wird umgewandt, um Larven oder Käfer zu erspähen. — Aber was kommt den Mann jetzt an? Er steht versteint und über der spürenden Nase starren die Augen wie verglast dort nach der buschigen Distel. Ein Prachteremplar der *Paphia*, wohl gar eine seltene Varietät, hat sich auf der Blüthe niedergelassen, und bis zu

mir her glänzt ihr silbernes Band. Die ganze Seele des Insektenjägers ballt sich krampfhaft in der Hand zusammen, welche das Fangnetz hält. Ein Schlag und — „gebet Raum dem Flügelschlag einer freien Seele!“ — hoch in blauer Luft tummeln sich die bunten Schwingen der Paphia, und mit einem unbeschreiblichen Gesicht starrt der unglückliche Jäger dem schönen Flüchtling nach. —

Hätt' ich doch Schwingen, wie du, schöne Paphia, um gleich rasch dieser Sonnenglut zu entfliehen und den schattigen Wald zu erreichen! Doch Geduld, die rüstigen Beine thun auch etwas, und bald schreiten sie munter auf der Hochebene fort, der Meierei Döppelhausen zu. Nach dem langen Steigen auf steinigem Grunde und beim Ueberblick der vereinsamten, waldumhegten Höhe, auf welcher wir jetzt wandeln, überrascht es hier eine cultivirte und fruchtbare Dase zu finden, welche Zeugniß von der Thatkraft und Beharrlichkeit menschlichen Fleißes giebt. Vor uralten Zeiten soll hier freilich schon das Dorf „Deboldeshusen“ gelegen haben, aber es wurde, man weiß nicht wann, gänzlich zerstört, und die Stätte lag viele Menschenalter hindurch zum größten Theil wüst. Nur ein dürftiges Jägerhaus mit einigen noch dürftigern Gärten und Feldern unterbrach die öde Einförmigkeit des sterilen Bodens, bis dann vor etwa 70—80 Jahren der Förster Scheck mit der Tapferkeit eines Pioniers der Civilisation in Amerika's Urwäldern den verwahrlosten Boden angriff und glänzende Resultate erzielte. Jetzt ist das hübsche und fruchtbare Gut ein Vorwerk der reichen Domaine Weende und wird mit all der Kunst und all den rationellen Mitteln cul-

tivirt, welche der seit den letzten Jahrzehenden so bedeutend vorgeschrittenen Landwirthschaft zu Gebote stehen.

Im schattigen Baumgarten eines der Wirthschaftsgebäude lagert die botanisirende Studentenschaar und erholt sich nach der Vorlesung, die sie eben in dem großen Auditorium der Natur gehört, bei einem frischen Trunk und fröhlichem Geplauder. O ja:

„Ein Prager Studente, der möcht' ich wohl sein,
So zög' ich zum Frühjahr ins Land hinein;
In blühenden Gärten, an Tischen voll Wein
Mit Nachtigallstönen das Herz zu erfreu'n!“

Das Liedlein summend, durchschreiten wir den Baumgarten und betreten einen mit üppigem Grase bewachsenen und mit Blumen überstreuten Ager, welcher uns dem Walde zuführt, dessen von sanftem Luftzug bewegte Aeste uns freundlich zu ihrem Schatten und zu dem geheimnißvollen Leben ihrer grünen Zauberwelt winken. Auf dem üppigen Ager durchschreiten wir hübsch gepuzte und sich fröhlich tummelnde Kindergruppen. Sie gehören Familien aus der Stadt an, welche den Nachmittag auf der Plesse zubringen wollen und in Döppelshausen ebenfalls Rast gemacht haben. Wohliger ist es nicht dem Fischlein im klaren Bach, als den Kindern auf freier, bunter Wiese! „Es ist,“ sagt der vortreffliche, ästhetische Naturbetrachter Massius, „als schwebe über ihr der goldne Traum unserer eigenen Jugend und sicherlich wird die Schönheit einer Wiese nur von dem Kinde ganz genossen. Wiesen und Kinder, die Feldblumen und die Menschenblumen — eins mag

ohne das andere nicht gedacht werden. Auf der Wiese windet das Mädchen den ersten Kranz und stimmt seine Brust zum ersten Liede. Auf der Wiese ist der Tummelplatz des Knaben. Hier darf er nicht verstohlen schleichen wie im bangen Dunkel des Waldes, hier ist er der gebietende Herr. Er jagt Falter und Käfer, kämpft gegen Erdwespen und Mücken, beschleicht den weidenden Storch und horcht träumend der fern ins Abendroth hinaushallenden Glocke seines Dorfes. Jugendlust, Gefühl der Verjüngung, der Lebenserneuerung, darin liegt der tiefste Zauber der Wiese.“

Ganz verjüngt und mit gesteigertem Daseinsgefühl betreten wir jetzt die spielenden Schatten des lichten Waldes, welcher uns mit seinem von Sonnengold und Himmelsbläue durchbrochenen Schleier das nahe, romantische Ziel unserer Wanderschaft neckisch verhüllt. Weit schattende Buchen und dichtes Gestrüpp wechseln mit freundlichen Lichtungen, und wie wir so bald über raschelndes Laub, bald über weichen Rasen hinschreiten, da plötzlich zerreißt der grüne Schleier, eine baumdurchrauschte Schlucht gähnt vor uns auf, und drüben auf schroffem Hügel steht die Burg stolz und kühn, die herrliche Pflanze, die Krone der Burgen im ganzen Gau! — Halt, lagern wir uns hier, um den Gesamteindruck der massigen Thürme und der fantigen, von grünem Gesträuch umnickten Mauertrümmer auf uns wirken zu lassen.

Der alte red- und schreibselige weiland königlich großbritannische Hofrath Weiner's übertreibt zwar, wenn er in seiner „Kurzen Geschichte und Beschreibung der

Stadt Göttingen und der umliegenden Gegend“ behauptet, er habe weder im ganzen übrigen Deutschland, noch im Elsaß und in der Schweiz ein Bergschloß gesehen, welches hinsichtlich des Totaleindrucks sowie der Ansicht und Aussicht der Plesse gleichkäme. Schränken wir aber die Behauptung dahin ein, daß die Plesse mit in der ersten Reihe der schönsten Burgen der genannten Länder stehe, so wird das jeder Kundige gern gelten lassen. Manches berühmte Bergschloß, wie die Wartburg, verdankt seinen noch größern Reiz dem Zauber füllereicher Geschichte und Sage, welcher das alte Gemäuer magisch umspielt, aber selten findet sich ein so inniges, malerisches Verschmelzen prachtvoller Waldscenerien und romantischer Burgtrümmer, wie da drüben auf dem Pleßberge. Von allen Seiten tritt der mit den schönsten und verschiedensten Tinten gefärbte Wald an die Burg heran und umkränzt und umschlingt sie, als wär' es sein lieber, treuer Schatz, er springt über ihre Mauern, umranzt ihre Spalten sorgsam mit eiserner Wurzel und läßt selbst von der Spitze des Hauptthurms seine grünen, rauschenden Banner lustig wehen.

Wohlauf denn! Noch einmal Berg ab und Berg auf, damit wir mit leben und weben in diesem reizenden Spiel zwischen Natur und sagenumwehten Burgtrümmern. Die schöne Waldburg soll heute unser sein, wir wollen sie erobern, wir wollen sie ganz einnehmen mit der Macht des Gedankens und der Phantasie und uns droben in der brusterweiternden Bergluft mit dem Selbstgefühl eines Herrn von der Plesse ergehen. Das lockende Ziel beflügelt unsere Schritte und bald stehen wir am epheumranzten

Burgthor. — Das hat warm gemacht, und die heiße Stirn trocknend, lesen wir die Verse, welche ein am Burgthor eingelassener Stein trägt:

„Im tausend fünfhundert ein und siebenzig Jar,
 Diß Hauß und ganze Herrschaft fürwar
 Zugestorben und gefallen ist
 Dem löblichen Fürsten ohne List,
 Herrn Wilhelm Landgrafen Gut,
 Zu Hessen der es hat in Hut.
 Ist durchleuchtig Hochgeborn
 In fürstlicher Tugend auferkorn.
 Hat es mit gutem Titul bracht
 In seine Hand und Gottes Macht.“

Der Stein ist neuerdings bei der Restauration der Burgtümmer hier eingelassen, die Verse fanden sich aber früher auf mehreren in die Augen fallenden Steinen der Burg und beziehen sich auf die Besitzergreifung durch den Landgrafen Wilhelm von Hessen, der nach dem Ableben Dietrichs VI., des letzten Herrn von der Plesse, im Jahre 1571 durch einen Handstreich die Plesse besetzte und sie neben andern Plessischen Gütern gegen die Ansprüche aus Welfischem Hause behauptete. —

Wir treten jetzt in die vereinsamten, den Klang unserer Schritte wiedergebenden Hallen, eine scharfe Zugluft weht uns an und mahnt uns ein schützendes Obdach aufzusuchen. Rasch steigen wir durch den Zwingerhof zu den grauen Resten der Kapelle und von da zum Plateau auf, schenken dem riesigen Bergfried einen flüchtigen Blick und erwidern den „guten Morgen!“ des alten biedern Wirths, der uns empfängt und in ein kleines Bretterhäuschen führt. Hier

hat sich nach dem beschwerlichen Steigen in heißer Sommerzeit jeder abzukühlen, der nicht Lust hat, sich Katarrh oder Rheumatismus von der Plesse zu holen, und um sich ganz sicher zu stellen gegen den Anhauch der kühlen Bergluft, unterwirft man sich hier zunächst einer homöopathischen Kur, man vertreibt Hitze durch Hitze, das heißt, man trinkt einen kleinen Cognac, und wer's vertragen kann und dem Mäßigkeitsverein nicht angehört, trinkt auch wohl zwei.

Geschäftig nimmt der Wirth unsere Bestellung entgegen und wird durch uns der Kunde froh, daß unten in Döppelshausen mehrere Gesellschaften angekommen sind, welche die lobenswerthe Absicht haben, heute auf der Plesse ihren Kaffee zu trinken. Nach der tüchtigen Wanderung erinnert uns auch der banausische Gesell, der Wagen, daran, daß er den beiden Aristokraten über ihm, dem Herzen und dem Geiste, grimmig zwischen ihre ästhetischen Betrachtungen bellen würde, wenn man ihm nicht sofort gebe, was ihm von Gott und Rechtswegen zukomme. — Gut, du sollst vollständig befriedigt werden! — „Herr Wirth!“ — „Befehlen?“ — „Schinken, Eier und eine Flasche Rothwein.“ —

Während der Wirth, der selbst ruinenhaft zur Sommerzeit hier Tag und Nacht zwischen den alten Trümmern haust und uns die haarsträubensten Spukgeschichten erzählen könnte, wenn etwas vom Justinus Kerner in ihm wäre, sich ansieht, den Wünschen unseres Magens nachzukommen, lesen wir in einer dürstigen Chronik, die uns der Mann vorgelegt hat, dies und das über die Geschichte der Plesse. — Eine kritische und streng chronologisch ent-

wickelte Geschichte der Plesse soll noch geschrieben werden; was in dieser alten Schwarte und bei dem unzuverlässigen Lezner steht, sowie das, was später Wenk und der fleißige Canonikus Wolf zusammengetragen haben, bleibt Stückwerk und läßt uns über ganze Jahrzehende und Jahrhunderte im Dunkel. Lezner will an einem Steine des Hauptthurms die Jahreszahl 963 gelesen haben und hält diese Zahl für die Jahresbezeichnung, der Gründung der Burg. Urkundlich steht fest, daß die Herrschaft Plesse schon im elften Jahrhundert bestand und Eigenthum des heiligen Meinwerk, Bischofs von Paderborn war, dagegen bleibt es unbestimmt, wann die edlen Herren von der Plesse, die sich auch zuweilen Grafen von der Plesse nennen, aus bloßen Lehnsleuten der Bischöfe von Paderborn selbständige Dynasten wurden; übrigens ist die ganze bis auf das Jahr 1571 herabgehende Dynastie ohne historisch bedeutend hervorragende Persönlichkeiten gewesen.

Es scheint überhaupt, als ob die edlen Herren es sich auf dem schönen Stücklein Welt, welches sie inne hatten, sehr bequem gemacht und sich nicht viel um die Welthändel bekümmert haben. Wohl allzu häufig mochten „Pallas und Thürme von lautem Freudenhschall erdröhnen,“ und viel Geld mochte verthan werden, denn: „fast alles,“ bemerkt Meiners, dessen vielgelesene Beschreibung uns aus der Leihbibliothek des Herrn Otto hierher begleitet hat, „was Chroniken und Urkunden von den edlen Herren von Plesse erzählen, besteht in Vergabungen, Verkäufen oder Verpfändungen, seltener in Käufen oder andern Erwerbungen von Gütern. Eben deswegen, weil die Herren von Plesse

so selten erwerben, ist es um desto merkwürdiger, daß Johann und Gottschalk von Plesse im Jahre 1374 dem Herzog Otto von Braunschweig 400 Mark Silbers vorstreckten und dafür das Schloß Bovenden mit den Gütern und Rechten, die dazu gehörten, zur Hypothek erhielten.“

Es sind augenscheinlich arge Kneipgenie's gewesen, diese Herren von der Plesse, und ihre Vergabungen und Veräußerungen sollen uns hier weiter nichts angehen, haben wir es heute doch auch nicht mit der Geschichte, sondern mit dem frischen Leben der Gegenwart und mit Natur und Sage zu thun. — Die Sage erzählt, daß die Herren von Schwanring aus fernen Landen gekommen wären und sich in der Gegend der Plesse niederlassen wollten. Da geriethen sie im Jahr 892 in Fehde mit den Herren von Beverstein; es waren ihrer drei Brüder: Siegfried, Sieghart und Gottschalk von Schwanring, und sie führten Schwanensflügel und Ring in ihren Schilden. Bodo von Beverstein erschloß den Sieghart und floh vor der Rache der Brüder nach Finnland, wo er sich niederließ. Die andern Brüder aber legten eine feste Burg an gegen die Schwanringe, geheißen Hardenberg, oder Bevernstein. Gottschalk und Siegfried gingen aber damit um, eine Gegenburg anzulegen. Eines Tages jagten sie von Höckelheim aus im Plessenwalde, und mit ihnen war ihr Bastardbruder, genannt Heiso Schwanflügel, ein guter, hirschgerechter Jäger, der Weg und Steg in Feld und Holz vortrefflich kundig; der wußte von den Anschlägen der Hardenberger. Heiso fand ein gutes Bauplätzchen im Walde und zeigte es seinen Brüdern; die sprachen: wohl an

ein gut gelegen „Plätzken“! Hier wollen wir eine feste Burg bauen. So geschahs; das Haus wurde Plätzken und nach und nach Plesse genannt; endlich nahmen die Schwanringe selbst den Namen derer von Plesse an. Der Streit mit den Hardenbergern wurde vertragen. Die Schäfer zeigen noch die Stelle wo Sieghart erschossen wurde und sagen, daß daselbst vor Zeiten ein steinern Kreuz gestanden habe, das Schwanenringer Kreuz genannt. —

Auch einige fliegende Sagen, welche an vielen Burgen und Orten in Deutschland haften, durchhauchen den poetischen Duft, der diese Trümmer umweht: Als die Plesse gebaut wurde, glaubten die Leute, die Burg würde unüberwindlich sein, wenn ein Kind lebendig in ihre Grundmauern eingemauert würde. Es wurde deshalb in allen Gemeinden bekannt gemacht, daß wer sein Kind zu diesem Zweck opfern wolle, der solle ein gut Stück Geld dafür erhalten. Lange wollte sich niemand finden, endlich aber verkaufte eine Frau aus Meiershausen ihr taubstummes dreijähriges Kind für 300 Pfennige. Als nun das Kind eingemauert werden sollte, erhielt es mit einemmale die Sprache und sagte: „Mutter=Brust ist süßer als Honig, Mutter=Schooß weicher als Rißchen, aber Mutter=Herz ist härter als Stein.“ Einige sagen, der Bauherr habe dem Kinde die Fragen vorgelegt: „Was ist süßer als Honig, was ist weicher als Rißchen und was ist härter als Stein?“ Und als das Kind darauf die Fragen, wie eben gesagt, beantwortet habe, sei es nicht eingemauert worden. Allein dem ist nicht so, das Kind wurde wirklich eingemauert, und vor noch nicht hundert Jahren hat man

seine Knöchlein in einem bleiernen Sarge in der Mauer gefunden.

Der Brunnen auf der Plesse hatte eine so ungeheure Tiefe, daß der an der Kette festgeschmiedete Eimer, wenn er der Ausbesserung bedurfte, nicht erst abgenommen, sondern an der Kette bleibend nach Bovenden geschafft und dort ausgebessert wurde. Einst setzte man ein paar Enten in den Plesser Brunnen, welche einige Tage drauf ganz nackt in der Quelle Mariaspring wieder zum Vorschein kamen.

Ein unterirdischer Gang führt von der Plesse nach Bovenden und von da nach Göttingen und noch weiter — einige sagen, bis zu den Gleichen. An diese alte Ueberlieferung knüpft sich eine gemachte oder sogenannte gelehrte Sage, welche im Jahr 1770 unter dem Titel: „Wunderbare Begebenheit, welche sich mit einem Göttingischen Studenten auf dem alten Schlosse Plesse zugetragen,“ im Druck erschienen ist. Gottschalk hat dieselbe in seinen „Ritterburgen und Bergschlössern Deutschlands“ aufgenommen und nach ihm erzählt sie Beldeck in seinem Taschenbuche über Göttingen und Umgebungen. Der Kern dieser in der Weise des Musäus erfundenen und erzählten Sage ist kurz folgender.

Ein armer Student aus Göttingen wurde auf der Plesse von Nacht und Unwetter überrascht. Es hagelte, donnerte und blitzte, daß es dem armen Schelm um sein Leben bangte und er in brünstigem Gebet zu Gott um Hülfe flehte. Da erschien bei dem kalben Leuchten des Blitzes dem Bittenden ein kleines graues Männchen,

sprach ihm Trost zu und forderte ihn auf zu folgen. Das Männchen führte den Studenten an den Brunnen, aus welchem ein Gerüst aufragte, dieses betraten sie und sanken langsam und sanft bis auf den Spiegel des Wassers hinab. Am Wasserpiegel zeigte sich ein Eingang in die Brunnenmauer, in diesen trat das Männchen mit dem Studenten ein und führte ihn durch einen langen finstern Gang. Plötzlich schwand die Finsterniß, und Beide standen im hellen Tageslicht in einer wunderbar schönen Landschaft. „Hier bist du in der Welt des kleinen, stillen Volks,“ sagte das Männchen zu dem Studenten, „ich werde dich hinführen und du sollst es gut haben.“ Auf den wunderschönen Fluren lagen die Dörfer der kleinen, stillen Leute zerstreut, die den Fremdling willkommen hießen und freundlich in ihre Häuser aufnahmen. In dem schönsten Hause ward der Student mit leckern Speisen und mit einem Trunk erquickt, so schön, wie er auf der Oberwelt nicht zu finden ist. Ein Mädchen von der Größe eines sechsjährigen Kindes, aber vollkommen ausgewachsen und wunderhold, bediente freundlich den überglücklichen Fremdling.

Die kleinen Leute, die mit ihm aßen und tranken und sich um ihn tummelten, lebten alle in Glück und Frieden und kannten, wie sie ihm erzählten, nur eine Noth. Die kam ihnen von den in den fernen Bergklüften wohnenden Schlangenmenschen, barbarischen Wesen, halb Mensch, halb Schlange, welche einen unveröhnlichen Haß gegen das kleine Volk hegten und es oft grausam und blutig bekriegten. — Der Student befand sich so wohl in der schönen Unterwelt, daß er gar nicht dran dachte, wieder

nach der Oberwelt zurückzukehren, bis sein Führer ihn ernstlich mahnte und mit ihm nach dem herzlichsten Abschiede von den kleinen Leuten die Rückwanderung antrat. Zuvor aber hatten die Kleinen den Oberweltler in eine mit Goldkörnern, Diamanten, Smaragden und Saphiren angefüllte Kammer geführt, und davon durfte er nehmen, so viel er in den Taschen lassen konnte. Ganz auf demselben Wege, den er gekommen war, ging nun der Student mit seinem Begleiter zurück, und als sie an den Brunnen gekommen waren, stand auch dort noch das Gerüst, welches sie in einem Nu auf die Oberwelt hob. Da sagte das Männchen freundlich Lebewohl und sank in den Brunnen zurück. —

„Träum' ich oder wach' ich?“ rief der Student aus, als er sich wieder mitten unter den Ruinen der Plesse sah. „Wo war ich, was sah ich?“ — Bald aber überzeugte ihn die Menge des Goldes, welches er bei sich führte, und das Blitzen der in der Sonne funkelnden Steine, daß er nicht geträumt habe. Seine Freude war nun grenzenlos. Man denke sich auch einen armen Göttinger Studenten, der bis dahin kaum hundert Thaler jährlich zu verzehren hatte und auf einmal zum Besitze von 20 bis 30,000 Thalern kommt! Er sprang auf dem Berge herum, klatschte in die Hände und wußte gar nicht, was er gleich anfangen sollte. Nachdem sich endlich der erste Rausch der Freude gelegt hatte, stieg er den Berg hinab und ging so froh, wie es nur jemals einem Studenten vergönnt war, nach Göttingen zurück.

Älter und der Plesse eigenthümlich ist die Sage, —

doch halt, wir werden sie später erzählen, denn jetzt kommt unser Frühstück und Mittagbrod, und „wir wollen uns ganz dem Vergnügen des Essens hingeben,“ wie ein griechischer Weiser sagte. Der Schinken ist vortrefflich und die Eier sind nach der Uhr gekocht, auch der St. Julien ist recht trinkbar, zumal nach der Hitze. Ueberhaupt wird man hier gut versorgt. Willst du aber einen Tag auf der Plesse haben, um den dich die Götter beneiden, lieber Leser, so kaufe dir eine nicht zu geringe Zahl langhalsiger Flaschen mit Rüdesheimer oder Scharlachberger, schicke sie mit einem zuverlässigen Menschen den Tag vor deinem Ausfluge nach der Plesse und lasse dieselben in einen kühlen, feuchten Winkel legen. Drauf ladest du dir, so etwa bis zur Zahl der Musen, eine Gesellschaft von gemüthlichen Freunden und Freundinnen ein, die des Sanges kundig sind und von welchen der eine oder andere auch wohl die Saiten einer Guitarre zu rühren versteht, und fährst nach Maria-spring. Von da besteigt ihr die Plesse und richtet euch oben so ein, daß ihr zu jedem Augenblicke sagen mögt: „O weile doch, du bist so schön!“ — So haben wir's auch gemacht, und nie werden wir der Tage vergessen. —

Dies Essen hier in der Einsamkeit ist nur ein halbes Essen, und wir wollen uns damit beeilen. „Aber wenn die Begierd' der Speis und des Trankes gestillt ist,“ dann wollen wir — trinken! Dies bißchen war nur für den Durst, und trinken, wenn's Durst hat, das kann jeder Einhufer und Zweihufer und was sonst noch auf vier Beinen einhergeht, auch! Aber trinken ohne Durst, das kann nur der gradaufgerichtete, vernünftige Mensch. — Das

Trinken aus Durst ist nur eine erzwungene Abzahlung an den habfüchtigen und ewig tretenden ordinären Philister, den Magen, ist der aber befriedigt, so geben wir das Gold des edlen Weines freudig und mit vollen Händen den nobeln Geistern, die in Kopf und Herzen wohnen, und dankbar schmücken sie uns dafür die Erde zum Himmel aus. — „Kinder, das Leben ist doch stellenweise sehr schön!“ soll schon vor mir ein griechischer Weiser, Namens Aristipp, gesagt haben. Der Mann hat vollkommen recht, und hätten wir nicht früher schon diesen tiefen Gedanken erfaßt, so würde er uns jetzt zum Bewußtsein kommen, während der Dampf der narkotischen Cigarre in blauen Wölkchen das blinkende Glas umspielt und helle Stimmen fröhlicher Menschen zu uns herauf tönen.

Es wird lebendig draußen, und auch wir wollen jetzt, gegen die schädlichen Einflüsse der Luft vollkommen gesichert, die Bretterbude verlassen und auf das sonnige Plateau hinaus treten. Dort an dem langen Tische haben zechende Studenten Platz genommen, und hier am Bergfried vertheilen geschäftige Hausfrauen die rasselnden und flappernden Kaffeetassen unter einer bunten Reihe von Herren und Damen. Es wird Zeit, daß wir uns ein gutes Plätzchen sichern, denn die vorhin so öden Ruinen werden immer belebter, und neue Ankömmlinge zeigen sich auf allen Zugängen des Berges. Wir belegen uns mit Glas und Flasche ein hübsches, ziemlich verstecktes Plätzchen im Osten an einem soliden Steintische und treten nun ruhig unsere Wanderung durch die Ruinen an, deren gewaltige Dimensionen und Thürme uns überzeu-

gen, daß wir uns hier nicht in den Ruinen eines bloßen Burgstalls oder Steins, sondern in den Resten einer großen „Hofburg“ befinden, welche einst als ein mächtiger Prachtbau majestätisch in die weiten Lande schaute. — Der freie Rasenplatz hier unter uns, auf der östlichen Seite, war ohne Zweifel der Hauptplatz des zwischen der innern und äußern Mauer rings um die Burg laufenden Zwingerhofs, der Schutt der eingestürzten Mauerthürme und der Wirthschaftsgebäude, welche sich an der äußern Zwingmauer entlang ausdehnten, hat den früher ebenen Boden in einen hügeligen Abhang verwandelt. Hier schaarten sich die Ritter zum fröhlichen „Drost“ und schallenden „Buhurd“ zusammen und zeigten ihre Waffenkünste vor dem Kranze der schönen Frauen, die mit „minniglichem Danke“ der Sieger harreten. Ringsum krönten feste Thürmchen und „Wilkhäuser“ die hohe Zwingmauer, den Harnisch der Burg, der sich schützend um die zahlreichen Gebäude legte. Das hervorragendste dieser Gebäude war der aus dem engen Burghofe aufragende Bergfried, der hohe, massige Thurm, vor welchem wir jetzt stehen. — Der untere Theil dieser Citadelle der Burg ist außerordentlich solid und ganz von behauenen Steinen aufgemauert, kein Bliedenwurf mochte ihn erschüttern; der Eingang befindet sich einige dreißig Fuß über der Erde und war früher nur durch eine Strickleiter zu erreichen. Jede größere Burg hatte einen solchen Bergfried und er bot im Fall der Noth, wenn alle andern Werke bereits von einem erobernden Feinde genommen waren, den letzten sichern Zufluchtsort.

Das zweite Hauptgebäude war das eigentliche herrschaftliche Wohnhaus oder der „Palas“ mit seinen weiten Rittersälen, seinen wohnlichen Kammern. Die Burg Plesse scheint zwei solcher Gebäude gehabt zu haben, denn nicht allein in der Nähe des Bergfrieds deuten morsche Spuren verwitterter Mauertrümmer und Fensterhöhlen darauf hin, daß hier ein großes Wohnhaus gestanden, sondern auch weiter unten, dem Burgthor zu, finden wir solche Reste, und wissen aus Lezner, daß ein sehr hoch und fest gebautes Haus, welches die Herren von Ludolfshausen als Plessische Burgmänner bewohnten und welches das Burgmannshaus oder große Steinhauß genannt wurde, an der Südseite des Zwingerhofes lag und die innern und äußern festen Werke wie mit einem aus Felsen geschürzten Knoten verband.

Obgleich die Plesse noch im dreißigjährigen Kriege theilweis bewohnt war und viele ihrer Gebäude noch in leidlichem Stande sein mochten, hat doch, nachdem die Häuser als baufällig verlassen waren und die hessische Regierung die bedeutenden Kosten zu einer Restauration derselben nicht anwenden wollte, der Vandalismus des vorigen Jahrhunderts so gründlich unter den Resten aufgeräumt, daß sich aus den vorhandenen Trümmern nichts gewisses über Construction und Lage der großen Wohnhäuser bestimmen läßt. Die anliegenden Ortschaften, namentlich das hier unter uns so sauber und nett ausgebreitete Eddiehausen, betrachteten die verlassenen Gebäude und Mauern der Plesse als bequeme Steinbrüche, die sie zu ihren baulichen Bedürfnissen ungehindert benutzten, bis

endlich gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Regierung ein strenges Verbot gegen diesen Mißbrauch erließ. Auch waren, wie das Volk erzählt, die abgeschiedenen Geister der Burgbewohner sehr übel mit der Zerstörung ihrer alten Behausung zufrieden; davon konnte ein Mann in Eddiehausen nachsagen. Als dieser nämlich einst auf der Plesse damit beschäftigt war, Steine aus einer Mauer zu brechen, entstand um ihn ein so seltsames und grauenhaftes Geräusch, daß er einer Ohnmacht nahe kam und mit zitternden Knien, so schnell es gehen wollte, den Plessberg verließ. Für kein Königreich wollte der Mann wieder einen Stein aus der Mauer brechen.

Daß die Plesse noch zur Zeit des dreißigjährigen Krieges bewohnt gewesen sein muß, beweist uns eine zu Gunsten der Armen in Eddiehausen gemachte Stiftung, welche durch folgende Begebenheit veranlaßt wurde. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, an einem 5. März — die Jahreszahl ist uns entfallen, doch kann der Wirth eine Copie der über diese Stiftung aufgerichteten Urkunde vorlegen — übernachtete eine Landgräfin von Hessen auf der Plesse und reiste am folgenden Tage weiter. Es hatte über Nacht stark geglätteist, und wie nun der Reisewagen den steilen Berg hinabfährt, können ihn die Pferde nicht halten und er stürzt in den tiefen Abgrund, der noch heute das Fürstenloch heißt. Durch Gottes Wunderkraft war die Fürstin unverletzt geblieben. Da bestimmte sie zum Dank für ihre Rettung, daß alljährlich am 5. März sieben Malter Roggen unter die Armen in Eddiehausen vertheilt werden und von dem Prediger des Dorfs eine Dankpre-

dig gehalten werden sollte. — Früher wurde der Roggen in Eddiehausen selbst, später aber auf dem Aute in Bovenenden vertheilt. In der westphälischen Zeit hatte man sich einmal nicht um die alte Stiftung gekümmert und die Vertheilung unterlassen, da hörte man auf dem herrschaftlichen Kornboden in Eddiehausen immer ein gewaltiges Schaufeln und Rumoren, und folgendes Wunderzeichen erinnerte die Leute an ihre Pflicht: Unter dem Kornboden war ein Pferdestall, in welchem sieben Füllen standen. Diese waren nun in der Nacht vom 5. auf den 6. März alle ausgebrochen und konnten lange nicht wieder aufgefunden werden. Endlich entdeckte man sie alle sieben oben auf der Plesse, wo sie hart am Abgrunde gerade über dem Dorfe standen. Sie konnten nur mit vieler Mühe wieder zurückgebracht werden.

Unser Blick umschweift jetzt das alte Gemäuer des auf der südwestlichen Seite der Burg aus felsigem Grunde aufragenden Wartthurms, er drohte bereits den Einsturz, ist aber jetzt so weit restaurirt, daß er noch Jahrhunderte lang der Nachwelt von der Bauweise der Väter wird erzählen können. Einst nahm ein Herr von Hardenberg oben an jenem uralten Gemäuer ein schreckliches Ende. Das ging so zu: Ein Fräulein Adelheid von der Plesse erging sich an einem schönen Frühlingstage im Walde und kam bis auf den Arenstein bei Mariaspring. Auf dem Plage grünte und blühte es so lieblich, daß der Jungfrau das Herz aufging und sie im fröhlichen Gesange die Schönheit des Waldes und der Fluren pries, welche ihr entzückter Blick überschaute. Zwei vorüberreitende Herren von

Hardenberg, die grade mit denen von Plesse verfeindet waren, wurden durch den schönen Gesang angelockt, entdeckten das holde Burgfräulein und entführten es mit roher Gewalt nach dem Hardenberge.

Bald wurde das Fräulein auf der Plesse vermißt und überall vergebens gesucht, bis man endlich erfuhr, daß sie mit räuberischer Gewalt nach dem Hardenberge gebracht sei. Da schickte der Herr von Plesse einen Herold nach dem Hardenberge und forderte die Geraubte ernstlich zurück, aber die Hardenberger lachten der Drohungen und warfen den Herold gar ins Verließ. Nun verschwor sich der Herr von der Plesse mit seinen Burgmannen, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis sie fürchterliche Rache genommen hätten, thaten den Hardenbergern in blutiger Fehde überall Schaden und Abbruch und machten endlich einen der Herren zum Gefangenen. Diesen befestigten sie nun mit eisernen Klammern an den Wartthurm, so daß er das Gesicht dem Hardenberge zukehrte und Angesichts der väterlichen Burg verhungerte. Die schöne Adelsheid hatten die Hardenberger in ein Kloster zu Nordheim gesteckt, aus diesen befreite sie der Markgraf von Dassel, der schon lange ein minnigliches Herz zu der Jungfrau trug, mit Gewalt der Waffen. Der Markgraf nahm die Holde, welche im Losen des Waffenlärms ohnmächtig geworden war, vor sich auf's Pferd und jagte mit ihr im gestreckten Galopp nach Fredelsloh. Von dort trug er sie auf seinen Armen nach dem Arenberg, hier wollte er die Ohnmächtige durch einen Kuß zum Leben wecken, aber

sein Mund berührte marmorkalte Lippen und die schöne Jungfrau war todt. —

Aber nein! Nicht todt, sondern in der blühendsten Fülle des Lebens steht Adelheid vor uns! Schaut nur da das schöne, hochgewachsene, blonde Mädchen, welches mit dem weißen Tuche und den tiefen blauen Augen den Gefährtinnen dort im Wege so freundlich zuwinkt! Eine ächte deutsche Jungfrau! Ganz so muß Adelheid von der Plesse ausgesehen haben, wenn der tapfere Raugraf von Dassel oder sonst jemand, der ihrem Herzen lieb war, den Königsweg herauf kam. Alle Wetter, das Mädchen müßte ein Raulbach sehen, wenn er Wände oder Leinwand mit hehren Gestalten der Vorzeit zauberisch belebt! — Die möcht' ich schauen, wenn sie auf schmuckem Zelter mit dem Falken auf der schlanken Hand dies grüne Revier durchflöge! Jugendlust und Munterkeit durchglüht die schöne Waldfee, und es ist, als ob das Leben, welches uns rings umlacht und umjubelt, sich hier zu einer schönen Gestalt, zu einer Göttin der Freude und Jugend verkörpert hätte.

„Weg mit den Grillen und Sorgen!

Brüder, es lacht ja der Morgen

Uns in der Jugend so schön!“

singen jetzt die Studenten im schönen, vollen Chor; und weit, weit schwebt auf den langgetragenen, weichen Tönen des Liedes unser Sinnen und Denken fort zu den Tummelplätzen unserer Jugendlust fern an der Saale Strande, wo auch wir so kräftig einstimmten in das schöne Lied, wenn wir mit fröhlichen Genossen auf den Felsen in Kröll-

wiß oder im schattigen Garten zu Trotha saßen. — Glückliche Jugend, was singst du nur von Grillen und Sorgen? Was waren denn das für Sorgen, die wir uns machten? Nichts weiter als übertriebene Vorstellungen von den Schrecken des Gramens, oder die Erinnerung an ein paar angebundene, unwillig brummende Bären, oder die Besorgniß, daß der alte Hänisch über den Busch spüren möchte, wenn wir zu verbotenem Werk auf der Döhlauer Heide versammelt waren! Das war, wenn wir vielleicht noch ein bißchen Liebesgedanken dazu nehmen, wahrhaftig alles. „Wo seid ihr zur Zeit mir, Ihr Lieben, geblieben,“ die Ihr diese Maikäfersorgen mit mir theiltet? Ach, alle zerstreut!

„Die einen, sie weinen,
Die andern, sie wandern,
Die dritten noch mitten
Im Wechsel der Zeit,
Auch viele am Ziele,
Zu den Todten entboten,
Verdorben, gestorben
In Freud' und in Leid!“

Jugendgenossen, die ihr nach Ost und West, nach Süd und Nord zerstreut, noch mitten im Wechsel des Lebens steht, euch kommt dies Glas! Und wo einen von euch fern oder nah diese Zeilen treffen, da weiß ich, daß er mir's nicht schuldig bleibt und jauchzend mir nachtrinkt in der aufflammenden Erinnerung an manche schöne Stunde, deren lauter Freundschaft längst, längst verhallt ist. Euch dieses Glas mit freundlichem Gruß! —

Und nun ein Glas den Hunderten und Tausenden,

die unter diesen Ruinen, die unter dieser uralten Linde, welche ihr weiterschattendes Geäst über uns ausbreitet, schon froh und glücklich gewesen sind! Wie manches Herz hat hier schon freudiger geschlagen in Lieb und Lust, wie manche süße Erinnerung im weiten, schönen Deutschland fliegt auf den Flügeln der Phantasie zurück zu diesem alten Gemäuer und zu den rauschenden Wipfeln dieser Waldpracht. — So dachte schon vor mehr als einem halben Jahrhundert selbst der alte, trockene Meiners, als er unter dieser Linde saß, und sein dürrer Stil nahm einen höhern Schwung. Ziehen wir das alte Buch hervor und lauschen wir seinen Worten.

„Mit Fleiß nenne ich dich zulezt, ehrwürdige Linde, Königin und Schutzgöttin der Plesse, welche gewiß noch die Hände eines edlen Ritters an den Rand des westlichen Abgrundes pflanzte, wo du seit Jahrhunderten allen Stürmen getrogt hast und von allen Ungewittern verschont geblieben bist. Die ganze Oberfläche der Plesse ist für mich und manche andere Einwohner von Göttingen heiliger Grund. Weder zwischen der äußern und innern Mauer, noch an dem südlichen und westlichen Absturze, noch auf der obersten Höhe des Berghügels ist irgend ein Fleck, auf welchem ich nicht mit innigst geliebten oder geschätzten Personen ländliche Freudenfeste gefeiert hätte. Ich mag hintreten, wohin ich will, so treffe ich immer die Fußtapfen von Freunden und Freundinnen; und wenn ich einsam umher irre, so ist mir, als wenn mir die guten Geister abwesender oder längst entschlafener Freunde und Freundinnen begegneten. Wie oft habe ich auf der Plesse gesehen, daß Greise sich

verjüngten und an kindlichen oder jugendlichen Scherzen, Spielen und Beschäftigungen den lebhaftesten Antheil nahmen! Wie oft war ich Zeuge, daß die ernsthaftesten Gesichter sich dort erheiterten; gepreßte Herzen sich der unschuldigen Freude wieder öffneten, Unbekannte durch gemeinschaftliches Vergnügen bis zur Vertraulichkeit zusammengezogen wurden, Fremdlinge endlich bei dem Anblick der Ruinen oder bei der Aussicht in die umliegende Landschaft entweder in stilles Entzücken versanken oder in laute Bewunderung ausbrachen! Unter den heiligen Dörtern der Plesse aber hat keiner für mich eine höhere Weihe, als der Platz, den die große Linde beschattet. Unter dieser Linde genießt man die weiteste Aussicht. Hier ist man nicht nur gegen die Strahlen der Mittagssonne, sondern auch gegen die meisten rauhen Winde geschützt. In ganz Europa gibt es gewiß nur wenige Bäume, unter welchem so viele Männer von großem Geist und edlem Herzen geruht haben, als unter der Linde auf der Plesse. Wenn eine marmorne oder eiserne Tafel die Namen der Männer aufbewahrte, welche sich der Schönheit und des Schutzes dieses Baumes erfreut haben, so würden die Nachkommen zu der Linde auf der Plesse wallfahrten, um die heilige Stätte zu segnen und gleicher Freude theilhaftig zu werden!“ —

Kühler weht die Luft, und hier von der Linde aus zeigen sich in der Landschaft die ersten goldrothen Spuren der abendlichen Sonne; auch die fröhlichen Stimmen ringsum hallen gedämpfter, denn unwillkürlich ehrt der Mensch das feierliche Schweigen der zum Schlummer neigenden Natur und stört es nicht gern durch allzu laute

Luft. — Wie prachtvoll breitet sich die weite Landschaft vor uns aus! — Erschien sie uns am Morgen, als wir sie vom Hainberg aus überschauten, wie eine verschlossene, vom Morgenthau befeuchtete Knospe, so liegt sie jetzt zu voller Blüthe entfaltet vor uns, und die weit ins Land fallenden Schatten und die mehr und mehr dunkelnden Tinten der fernen Berge geben ihr bereits eine elegische Färbung, eine Färbung, die uns daran mahnt, daß diese schöne Blüthe bald ganz hinwelken und vom Mondlicht halb übergossen, bleich in schwarzer Nacht dahinsterben wird. — Schon rüstet man sich an den Tischen und auf den Lagerplätzen zum Ausbruch, und die Damen greifen nach Hut und Mäntelchen; wir eilen nicht so, wir verlassen uns auf unsere Wegkunde und auf unsere Handlaterne, sitzen vor unserm im Abendroth funkelnden Glase und stimmen mit leisem Summen, aber in tiefem Herzen mit lautem Jubel, in das Lied ein, welches die Arm in Arm abziehenden Studenten von den zerfallenen Mauern der Burg widerhallen lassen:

„An der Saale kühlem Strande
 Stehen Burgen stolz und kühn.
 Ihre Dächer sind zerfallen
 Und der Wind streicht durch die Hallen,
 Wolken ziehen drüber hin.

Zwar die Ritter sind verschwunden,
 Nimmer klingen Speer und Schild,
 Doch dem Wandersmann erscheinen
 Auf den altbemoosten Steinen
 Oft Gestalten zart und mild.

Droben winken holde Augen,
 Freundlich lacht manch' rother Mund.
 Wandrer schaut wohl in die Ferne,
 Schaut in holder Augen Sterne,
 Herz ist munter und gesund."

Und, da erscheinen sie ja, die Gestalten zart und mild, und heiter und gesunden Herzens schaut der Wanderer in die Sterne holder Augen, welche noch einmal sinnig die Abendlandschaft durchschweifen. — Tretet mir nicht zu feck und waghalsig an den äußersten Rand der bröckelnden Mauer, ihr schönen Mädchen, sonst steigen romantische Rettungsgedanken in mir auf! — Welch' tiefe Empfindung, welch' süßes Sinnen spricht sich in diesen dunklen Augen aus, die über den frischen, vom Abendroth rosig angehauchten Wangen erglänzen! Die Mädchen können sich nicht losreißen von dem überwältigenden Anblick der erhabenen Natur, und vergessen ganz, daß sie fast allein stehen auf der öder und öder werdenden Burg. „Pauline! Mathilde!“ ertönt jetzt vom Burgthor her die klangvolle Stimme der besorgten Mutter, und aufschreckend eilen die Mädchen gleich scheuen Rehen davon. — Es ist doch eine Verläumdung, wenn Heinrich Heine behauptet, daß die Göttingerinnen große Füße hätten. Die da wenigstens schweben auf den niedlichsten Füßen grazios dahin, und wenn es solcher Füße mehr in der Welt giebt, so begreift man, wie Daurmer die Stiefeletten einer Schönen besingen konnte. —

Mehr und mehr verhallen die Stimmen der Heimkehrenden im Walde, länger und länger fallen die Schatten der Thürme, und schon schimmern ihre höchsten Binnen in

dem matten Lichte, welches der sich kräftiger färbende Mond auch über die Wipfel der eifrig flüsternden Bäume ergießt. — Fern im weiten Forst ertönt der gelle Schrei der Eule, und über uns hin rauscht es vom sanften Flügelschlage der Vögel, welchen die Nacht gehört. Geheimnißvoll und seltsam lebt und webt es ringsum. Was schleicht dort um den Thurm? — Es ist nur der alte Wirth, der uns die Laterne angezündet hat und dem wir jetzt gute Nacht sagen. — Schwarz dehnt sich der buchenüberwölbte Pfad. — „Im Walde geh' ich wohlgemuth, mir graust's vor Räubern nicht!“ — Lebe wohl, du schöne, waldbvermählte Burg! — Wie sie dich jetzt wieder umspielen und umneßen, die im Silberlicht erzitternden Zweige, als hätten sie die schweigende Nacht zu traurem Gefose erwartet! Morgen erstrahlst du wieder in dem goldenen Brautschmuck, mit welchem dich die Sonne umkleidet, und bietest gastlich wiederum frohen Menschen den Freudenbecher der Natur und Poesie. Mögen sie ihn leeren bis auf den Grund, und möge ihre dankbare Erinnerung sich den tausenden und aber tausenden zugesellen, welche dein waldbefränktes Gemäuer mit den Flügeln des Geistes umwehn! —

In Halle.

(Sommer 1861.)

„Halle an der Saale Strande
Ist die schönste Stadt im Lande.“

„Na, das is 'n scheenes Nest! Das soll 'ne scheene Stadt sein! Na, dhut m'r 'n Gefallen!“ — So hörte ich jüngst in Halle einen Commis Voyageur ausrufen, der mit seinem von schwarzer Wachseleinwand überzogenen Probekästchen und in anscheinend sehr engen Stiefeletten über das Pflaster der Straße hinkeuchte. In seiner Indignation redete mich der Jüngling an, um mir seine Bemerkungen über schlechtes Pflaster, Braunkohlengeruch und Gott weiß was sonst noch zu machen, ich aber entwand mich ihm mit einigen Redensarten und bog behend rechtsab, um meinen Weg durch die Promenaden zu nehmen.

Auch mir gefiel Halle nicht, aber aus ganz andern Gründen wie sie der Hermesjünger hatte; war ihm die Stadt nicht hübsch genug, so war sie mir viel zu hübsch, kurz, es war nicht mehr „das alte, liebe Halle.“ Die neuen Straßen und Gebäude, das verbesserte Pflaster, die schönen Promenaden und die eleganten Läden verlöschten

in meiner Phantasie das mir lieb gewordene Bild der alten, verräucherten, winkligen Stadt, in welcher ich als Student gejubelt und geschwärmt hatte; ich fühlte mich nicht mehr zu Hause, wo es mir einst so heimisch gewesen war. Alles sah mich kalt und fremd an. Die Häuser waren jünger, die Menschen älter geworden; hin und wieder begegnete mir ein bekanntes Gesicht, aber es schaute viel faltiger aus, als es in meiner Erinnerung gelebt hatte.

In welch krause, düstere Falten hatte sich die Stirn des mir am Postgebäude begegnenden Gelehrten gelegt, dessen blendende Gedanken Spiele mich einst so mächtig angezogen, als er noch in voller Manneskraft vor mir und hundert andern jugendlichen Gläubigen sein geistreiches Gespinnst abwickelte! Mann und Philosophie sind alt geworden! — Die neue materielle und industrielle Zeit findet ihren wissenschaftlichen Ausdruck eben in den kalten, verständigen Theorien des Materialismus, und wenn die wahre, sich geltend machende Philosophie immer nur die ist, welche den Geist und die Richtung ihrer Zeit begreift und in wissenschaftlicher Form zum Bewußtsein bringt, so sind heute die Materialisten die wahren und echten Philosophen. Die schönen Zeiten, in welchen man über die Identität von Sein und Denken, Ich und Nichtich jetzt nicht mehr gelese-
sene Bücher schrieb, sind dahin. Der schöne Idealismus und die durch deutschen Scharfsinn verklärte scholastische und gnostische Phantastik sind gleich einer alten, gänzlich unbrauchbaren Chartefe bei Seite geworfen; die exacten Wissenschaften mit ihrem positiven, zum Erwerb brauchba-

ren Material werden täglich eifriger angebaut, und wenn Aristoteles einst behauptete, „das eben sei vor andern Wissenschaften der große Vorzug der Philosophie, daß sie nichts nütze“, so möchte dies tief sinnige Wort wohl in keiner Zeit so allgemein als eine Verrücktheit angesehen worden sein als in der unsrigen.

Der Zug der Zeit zur Geschäftsthätigkeit und zum rastlosen Erwerb macht sich denn auch in dem früher kleinstädtisch behaglichen und gemüthlichen Halle nicht allein auf den belebten Bahnhöfen und in jeder Straße bemerkbar, sondern zieht sich, wie ich bei einer Bierreise bemerkte, sogar durch die früher von allerlei Zufs und holdem Blödsinn durchheiterten Wirthshausgespräche. Selbst die Studenten sprechen von Geschäften und Procenten. Fabelhaft, aber wahr! Stritten sich doch in der „Stadt Hamburg“ Studenten über die mögliche Rentabilität eines neuen, in der Gegend von Schönebeck zu begründenden Fabrikunternehmens, bei welchem der eine, wie es schien ein Chemiker, bald eine Anstellung zu finden hoffte. Ein anderer, ein Theologe, wollte ebenfalls recht bald und recht viel verdienen und rechnete die Silberrubel zusammen, welche ihm eine Informatorstelle in dem reichen und freigebigen Rußland einbringen würde; dort sei auch volle Gewerbefreiheit und man könne vielleicht sonst noch etwas vornehmen. Ein dritter, ein Jurist, meinte, das „schlage alles nicht zu Buche“, wenn man aber das Wechselrecht tüchtig studire und so glücklich sei, an einem der größeren Handelsplätze als Anwalt angestellt zu werden, da ließe sich „was Böstiges“ erwerben, das verlohne sich noch der Mühe,

er habe Ausichten in Hamburg und wolle sich „tüchtig auf die Hosen setzen.“

Ich that einen tiefen Zug aus meinem Seidel und gedachte der Zeiten, in welchen ich mit einigen Commilitonen, wenn auch nicht zwischen diesen neuen, eleganten Wänden (denn auch die altegemüthliche „Stadt Hamburg“ hat ein neues der verschönerten Stadt entsprechendes Kleid anziehen müssen), so doch vielleicht auf derselben Stelle, die jetzt die drei jungen, kaufmännisch-verständig redenden Herren einnahmen, über Glauben und Wissen, über die philosophische Begründung der Dogmatik, über den transscendentalen Idealismus und über einen „längst zum Moment herabgesetzten“ Realismus und Materialismus eifrigst verhandelt hatte, aufjauchzend über das philosophische Princip des alten Mecke, wenn er meinte: „meine Herren, das ist alles dummes Zeug, das Moos und die Liebe regiert die Welt.“ Damals hatten die jetzt vor mir sitzenden Studenten noch den Laufrock an, und dennoch hatten sie uns an praktischem, zeitgemäßen Verstande weit überholt. Oder was hilfst dir denn nun, du lieber, sinniger „Sparrvogel“, dein eifriges Studium von Marheinecke und Hegel auf deiner kleinen, vereinsamten Landpfarre in einer entlegenen Wildniß des Harzes?! Hättest du mehr Verstand und weniger Vernunft gehabt, so wärest du unterm Mantelfelschen Regimente schon Superintendent geworden, oder man hätte dir eine fette Pfründe gegeben; jetzt sieh zu, wie du fortkommst auf deinem kieferduftigen Wald-dorfe mit deinen vielen Büchern, deinen vielen Kindern und deinen wenigen Thalern. Und du gar im fernen

Amerika, scharfsinniger „Markwart“, mit deiner allzeit schlagfertigen Dialektik, der du Jahre lang als Trapper und unglücklicher Goldgräber dein kärgliches Mahl mit Blut und Schweiß würzen mußtest, was hilft dir bei den Hinterwäldlern und Rothhäuten deine Schwärmerie für Gans und seine Rechtsphilosophie, was deine speculative Abhandlung über den Begriff der Strafe?! — — Nun, glücklich ist, wer vergißt, was nicht mehr zu ändern ist! Haben wir doch auch unsere guten Tage gehabt, haben wir doch in einem wunderschönen, unvergleichlichen Utopien gelebt, erschien uns doch damals das alte verräucherte Halle als ein glänzendes Athen und jene gemüthliche „Kränzchenkneiperei“ auf der „Schürze“ oder im „Paradies“ als ein geistgewürztes Symposion! Und außer diesen sogenannten wissenschaftlichen Kränzchen, in welchen viel verdautes und noch mehr unverdautes Zeug verhandelt wurde, wie fesselte und beglückte uns damals die laute Lust und die stille Gemüthlichkeit des romantischen Studentenlebens! Wo fände ich wohl hier in der modernisirten Stadt noch das alte, längst verhallte Treiben mit seiner Ausgelassenheit und seinen Phantastereien! Zwar sehe ich der bunten Mützen und Bänder genug, zwar wird's wie ehemals an Commercen und Paukereien nicht fehlen, aber so wie damals kann's hier doch nicht mehr sein. — — Jener schwärmerische, oft wahrhaft verrückte Sinn für das Ideale, jene Jean-Paulschen Jugendejeleien, sie kennzeichnen den Studenten nicht mehr, der früher gleich dem Kinde Parcival ohne alle Welt- und Lebenskenntniß zum erstenmal in die Welt hinausgeschickt und auf sich selbst

angewiesen wurde, um allerlei Thorheiten zu begehen und den Satz zu bestätigen, der nicht allein auf den Schwaben, sondern auf jeden echten Deutschen paßt, nämlich, daß er vor dem vierzigsten Jahre nicht klug werde. — Jetzt wird der deutsche Student so gut wie jeder andere gute Deutsche früher klug, — und er thut wohl daran. Wir haben lange genug geträumt und philosophirt, es ist wohl an der Zeit, daß man sich früh an das Handeln gewöhne, und wenn der Zug zum Handeln auch der idealen Triebfeder entbehrt und meist nur wie bei jedem Handwerker und Handelsmann auf die Beseitigung der gemeinen Noth des Lebens gerichtet ist, so ist das für den Anfang genug, das Bessere und Bedeutendere wird schon nachkommen.

So dachte ich ungefähr, als ich meine industriösen Studenten in der „Stadt Hamburg“ bei ihrem Bier und ihren materiellen Gesprächen zurückgelassen hatte und über den Neumarkt hin dem Kirchthor zuschlenderte, um Nachmittag und Abend in dem lieblichen Giebichenstein und auf den Gröllwitzer Felsen zuzubringen. Da standen sie noch, die mit kleinen Häuschen besetzten Felsen, mit dem Fuße in der tiefen, kühlen Fluth, ganz wie ich sie vor nun bald einem Menschenalter verlassen. — Hinüber! Dort auf den Felsen will ich mich in's weiche Moos werfen und vom alten Halle und vom alten Studentenleben träumen. Ein Büchlein, welches ich mir von einem Antiquar in Leipzig mitgenommen, mag diesen Träumen reale Züge geben. Das Schriftchen ist 1797 erschienen und führt den Titel: Taschenbuch für Studenten und ihre Freunde. Das Taschenbuch ist ein höchst unbedeutendes literarisches Product

wahrscheinlich von einem Candidaten der Theologie, in einer süßlichen, oft lamentabeln Weise geschrieben und enthält dürftige Darstellungen des Lebens und Treibens in Halle, Göttingen, Erlangen, Jena und Frankfurt. Ein Umstand indeß, der mir beim Durchblättern auffiel, machte mir das Schriftchen interessant, nämlich der, daß es nicht genug wiederholen kann, wie doch das Studentenleben zu des Schreibers Zeiten sich im Vergleich mit dem früheren so viel besser und sittlicher gestaltet habe. So heißt es unter anderm über Jena: „Der Ton der Studenten hat sich im Vergleich mit den vorigen Zeiten äußerst geändert. Ehedem war ein Jenischer Student das non plus ultra von Rohheit, ein Mensch, den jeder andere verabscheuen und fürchten mußte. Jetzt ist der Fall anders. Auch Bürger und Damen können in Gesellschaft der Burschen sich sehr vergnügen und haben nichts zu fürchten. Im Ganzen genommen ist der Ton der Jenischen Burschen dem der Hallischen gleich, nur mit dem Unterschiede, daß er noch eher etwas roher und wilder ist.“ — Interessant ist auch folgende, lange vor dem Entstehen der Burschenschaften niedergeschriebene Bemerkung über die damalige politische Richtung der Jenenser Studenten: „Der Landesvater wird nie bei ihnen gesungen. Sie sind zu demokratisch gesinnt, als daß sie dies thun sollten, und lachen den, der auf des Landesvaters Wohl trinkt, aus.“

Doch nun zu Halle. Nachdem der Verfasser sich über die schmutzige und durch allerlei Dünste verpestete Stadt weitläufig ausgelassen hat, sagt er in Bezug auf den Ton der Studenten: „Von Tumulten, öffentlichen Scandalen

und dergleichen hat man in langer Zeit nichts gehört; ein Beweis mehr, wie gut der Ton der Studenten ist. Ich glaube nicht mit Parteilichkeit zu reden, wenn ich behaupte, daß der Ton der Hallischen Studenten allen andern Universitäten zum Muster dienen kann. — Die Vergnügungen, die die Studirenden genießen können, sind äußerst geringfügig. In Familienbekanntschaft zu kommen, hält sehr schwer, weil man gleich den Namen eines Frauenzimmers für besleckt hält, wenn sie mit einem Studenten geht. Wie lächerlich dies Vorurtheil ist, ergiebt sich von selbst. Doch geht man selten davon ab, so daß oft der Fall ist, daß, wenn Frauenzimmer sich mit Studenten ein Vergnügen auf einem Dorfe oder ähnlichen Orte machen wollen, sie einzeln zum Thore hinausgehen und da erst zusammentreffen. Die lieben Damen bedenken nicht, daß sie sich dadurch eben verdächtig machen. In vorigen Zeiten, wo die Studenten noch äußerst roh waren, war den Familien diese Delicatesse nicht zu verdenken: allein jetzt, wo man dreist behaupten kann, daß diese Rohheit verschwunden ist, macht es ihrem Verstande keine Ehre. — Der Student hat also keine Vergnügungen, als die er sich selbst macht. Im Winter giebt es Concerte und Bälle, doch sind diese Vergnügungen nur für wenige da, zumal die letztern mit ziemlichen Kosten verbunden sind. Dem Studenten bleibt also im Winter nichts anders übrig, als auf das Coffeehaus zu gehen. Unter den Coffeehäusern, die vorzüglich besucht werden, sind der goldene Löwe, Paulis Coffeehaus, der Kronprinz und Scharres Coffeehaus zu merken. Auch kann man den am Markte belegenen Keller des Herrn Universitäts-De-

stillateur Dost hierher rechnen. Mehrere, die gern ein Gläschen trinken, besuchen auch häufig die Weinladen; von denen der des Herrn Sioli am meisten von Studenten heimgesucht wird. Im Sommer hat der Student schon mehr Unterhaltung, aber auch leider mehr Kosten. Die umliegenden Dörfer bieten ihm manches Vergnügen dar. Vorzüglich werden besucht Passendorf, Schlettau und Reideburg. Groß ist indessen das Vergnügen nicht, was man da genießt. Der Bahrdsche Weinberg, der jetzt der Frau Hauptmännin von Deutecom gehört, hat zuweilen starken Zuspruch, so wie der Kittelmann'sche Garten, dessen vorzüglicher Wirth allen andern Gastwirthen zum Muster vorgestellt werden kann. Während der Badezeit gewährt das nahe liegende Lanchstädt den Studenten manches Vergnügen, aber auch manche starke Ausgabe. Mehr noch ist das häufige Bereisen der Leipziger Messen den Studenten zu verargen. Es kostet ihnen ungeheures Geld und gewährt beinahe gar kein Vergnügen. Doch lassen sie nicht davon ab und müssen, wenn sie nur einigermaßen auf den Namen fiderer Burschen Anspruch machen, zur Messe reisen, und sollten sie auch Uhren und Kleider versetzen. D Thorheit! — Die Lieblingsleidenschaft der Studenten läßt sich wohl im Ganzen nicht angeben, weil sie bei der großen Menge zu verschieden ist. Chartenspiel ist es wohl nur bei wenigen, Billardspiel schon bei mehreren. Reiten, Fahren und Hauen sind wohl im Durchschnitt ihre liebsten Beschäftigungen; das ergiebt sich indessen schon aus dem Wesen eines Studenten.“

Der Verfasser beschreibt dann die Commerce, welche

damals schon fast ganz unter denselben Formen wie noch heute abgehalten wurden; nur muß es auffallen, daß das Commerce-Programm auch Tanzvergnügen und Theetrinken enthält. Auch hier wird hervorgehoben, daß die ehemalige Rohheit bessern Sitten Platz gemacht habe. „Ehemals, heißt es, waren die Commerische Zusammenkünfte von Leuten, die man eher für eine Horde von Wilden, als für Söhne der Musen erkannte. Lieder, die mit ekelhaften Zoten und unflätigen Ausdrücken überhäuft waren, wurden mit dem allgemeinsten Beifalle gebrüllt. Getränke jeder, oft der niedrigsten Gattung, wurden in solchem Uebermaße getrunken, daß oft mancher den Tod oder lebenswichtige Krankheit sich holte. Händel und Kaufereien jeder Art hörten nie auf; öffentliche Tumulte machten beinahe immer den Schluß solcher Feste. . . . Die jetzigen Commerische dagegen sind dem Tone und Geschmacke der Zeit angemessen. Man sucht in den Gefängen nicht allein alles Ekelhafte und Niedrige zu bannen, sondern man sieht auch auf Schönheit und Gefälligkeit derselben. Zum Getränke wählt man gewöhnlich Wein, Punsch und dergleichen, und nur äußerst selten nimmt man zu einem leichten Biere oder Breihahn seine Zuflucht. Keiner ist gezwungen, über seine Kraft zu trinken, ein Viertelchen ist hinreichend, wenn es ihm selbst genügt. Unanständigkeiten jeder Art, die sonst das vorzüglichste der Unterhaltung waren, sind ganz unbekannt, und selten findet man einen, der, um aufzufallen, einen zotigen Gedanken den Liedern einverleibt.“ . . . „Nach aufgehobenem Commerisch werden Anstalten zum Tanzen gemacht. Doch versteht es sich von

selbst, daß die Studenten bloß unter sich tanzen und weder Frauenzimmer noch Mezen dazu nehmen. Die, welche am Tanzen kein Vergnügen finden, sitzen in Nebenstuben und unterhalten sich bei einer Tasse Thee über verschiedene Gegenstände. Einige Landsmannschaften, z. B. Pommeraner und Märker, feiern ihre Fuchssommerfeste auf einem Dorfe in Breihahn. Sie thun dies bloß des Spases und der Veränderung wegen und haben den Vortheil, daß sie ächtes Getränke und nicht den elenden verfälschten Wein in der Stadt erhalten. Es geht im übrigen gewiß Alles so regelmäßig zu, als bei den Commerciellen in der Stadt. Auf's höchste kann also nur ein abgeschmackter Geck, dessen Feinheit ihn bei dem Namen Breihahn einer Ohnmacht nahe bringt, darüber den Mund verziehen."

So viel über die damaligen Hallenser Studenten. Lassen wir nun das Urtheil des Verfassers über die damaligen hallischen Philister folgen: „Das Betragen der Einwohner gegen die Studenten ist, im Ganzen genommen, nicht so, wie es wohl eigentlich sein sollte. Die Vornehmen sollten die Studenten mehr in ihre Gesellschaften ziehen und sie eben dadurch verfeinern und mehr ausbilden; die Niedrigen sollten nicht von dem Grundsatz ausgehen, daß der Student alles doppelt bezahlen und in jedem Stücke übertheuert werden müsse. Wahre Einigkeit ist also nicht unter den Studenten und den andern Einwohnern. Vor den Augen sind letztere aus Furcht artig, auch wohl unterthänig, hinter dem Rücken sprechen sie schlecht."

Ich hatte das eben gelesen und warf einen Blick über den Spiegel der Saale hin zu den von der Abendsonne

vergoldeten Porphyrfelsen und auf den alten Thurm des Gibichensteins, dessen Name auf Cultur und Weltanschauung der grauesten Vorzeit hinweist zu dem Siegerverleiher und „Geber“ alles Guten, „Gibicho-Wuotan.“ — Fort mit den asterredenden Philistern und den theetrinkenden Studenten, die nun auch schon längst in „Walhöll“ eingezo-gen sind! Was ist am Ende verloren an dem Treiben und dem Leben jener Musesöhne und ihrer Manichäer? Das spätere durch die Freiheitskriege und durch politische Schwär-mereien gehobene Studentenleben hatte wohl einen bedeu-tenderen Inhalt, zumal wenn wie damals in Halle ein reges und von idealer Triebfeder bewegtes Interesse für die edle, aber nichtsnutzige griechische Wissenschaft jenem Leben eine höhere Weihe gab. — Auch das ist nun vor-bei, und ein neues Geschlecht mit anderer Weltanschauung und anderen Zielen bewegt sich in den Gauen „Rudcici und Reletici“, deren Felsen und Höhen nun schon auf so manches Menschenexemplar der verschiedensten Kulturstufen herabgeblüht haben. Hier im tiefem Saalstrom spiegelte sich einst die Rüstung wendischer Krieger und der Waffen-schmuck gewaltiger Sachsenhelden. Diese Fluthen nahmen den lockeren Ritter der deutschen Kaiserzeit auf, der den kühnen Sprung von jenem Thurm wagte, und trugen spä-ter spanisches Kriegsvolk und deutliche Landsknechte. Von einem Menschenalter zum andern haben Menschen mit an-dern Kleidern und andern Köpfen an diesem Strande gewandelt, unveränderlich stehen nur die Felsen und un-verändert rollt der prächtige, Niren-belebte Saalstrom seine silbernen Wogen dahin. — Auch wenn wir längst zu

Staub und Asche geworden, werden jene Felsen unerlösch-
terlich stehen in der blinkenden Fluth, vernünftigere Men-
schen als wir werden dann zu diesen Felsen auf und zu
diesem kühlen Spiegel hinabschauen, und drüben in Halle
wird man viele andere wissenschaftliche Hirngespinnste in die
Kumpelkammern geworfen haben, welche jetzt schon mit al-
tem Geistesgerüll fast bis an die Decken vollgestopft sind.

Ein starkes, schönes Mädchen.

»Die uns das Leben gaben, herrliche Gefühle,
Erstarren in dem irdischen Gewühle.«

Um die Schönheit des Weibes zu schildern, haben die Dichter aller Völker die schönsten Farben verbraucht. Rosenroth und veilchenblau, lilienweiß und rabenschwarz bedeckte ihre Paletten neben dem Milchweiß der Perlen für die Zähne, der Goldfarbe für blonde Locken, dem Korallenroth für die Lippen und der reichsten Mannichfaltigkeit von Braun, Schwarz und Blau für die Augen, aus welchen „glanzvoll und bezaubernd die Seele leuchtet.“ — Wohlan, die Farben sind gemischt; fangen wir an zu malen, um dem Leser ein Bild von jenem holden Mädchen zu geben, welches dort auf schmuckem Zelter den Waldweg entlang getragen wird. Mit welcher kühner Sicherheit lenkt die liebliche Amazone das edle Thier! — Hier der Haselbusch hart am Wege deckt uns gegen die leuchtenden Blicke, hier können wir uns ganz in dem Anschauen der reizenden Erscheinung verlieren. Welch edle und vollendete Formen umspannt das knappe, braune Amazonenkleid, und welcher ein Glanz strahlender Schönheit geht aus von diesem feinen, leichtgerötheten Gesicht, auf welchem die Schatten der

nickenden Gutfeder ein loses Spiel um Kinn und Wange treiben! Ein waldumraushtes Götterbild! So mochte unsern sinnigen Altvätern Frau Freyja oder Frau Berchta vor die andächtig träumende Seele treten und Flur und Hain mit ihrer Götternähe durchschauern.

Der milde Ernst, der aus dem tiefen Glanz dieser Augen schaut, welche bald auf dem vom linden Lufthauch bewegten Blätterwerk weilen, bald hell und leuchtend den Weg entlang in die Ferne spähen, läßt uns ganz den Glauben der Väter verstehen, daß die Seele des Weibes etwas Heiliges und Vorahnendes umschließe. Doch was ist das? Glänzt nicht eine helle Thräne an den langen Wimpern dieses seelenvollen Auges? Fort mit Pinsel und Palette und mit der pedantischen Ausmalung der Einzelheiten des herrlichen, von der holdesten Anmuth übergossenen Gesamtbildes edelster Frauenschönheit! Warum sie nur weint diese schöne Reiterin, die eben tief aufseufzend, mit leichtem Gerten Schlag das zierliche Thier zu kurzem Galopp antreibend, an uns vorüberfliegt und gleich einer Königin des Waldes dahinschwebt? Noch ein flatternd Band, ein Aufnicken der Feder dort an der Wegbiegung, und die feenhafteste Erscheinung ist verschwunden. — Warum sie weint? — Ich will dir's erzählen, lieber Leser.

Angela von D...stein, so heißt das schöne Fräulein, ist die einzige Tochter des alternden Freiherrn, dessen Ahnen einst dort von jener waldigen, trümmerbesäeten Höhe herab durch gewaltige Wehrkraft und reichen Besitz den Gau beherrschten. Schon vor der Zeit der Habsburger war das Fähnlein der D...steine zum Banner abgestuft,

denn sie hatten Land und Leute genug, um, wenn der Kaiser rief, mehr als zehn Helme in's Feld stellen zu können. — Die neue Zeit schlug die Burg und die Macht der Dynasten von D...stein zu Trümmern. — Den ersten groben Schlag führte der noch in der Volkssage lebende, furchtbare Jäfel vom Bruch, ein verarmter und verlumpeter Edelmann, der mit Seinesgleichen am Wege lagerte und den Leuten die Taschen auslegte; dieser schlug sich zu den aufständischen Bauern und erstürmte mit einem Münzerischen Haufen die uralte Burg, weil, wie das Volk sagt, seine Werbung um das schöne Burgfräulein schnöde abgewiesen war. Der Burgherr entrann mit seinem Kinde und der Burgfrau, die schweren Fußes ging, wie durch ein Wunder dem Blutbade und erreichte Heiligenstadt, wo seine Gemahlin eines Anäbleins genas, durch welches das Geschlecht erhalten wurde. Als dann die Aufständischen durch den leicht erkaufenen Sieg bei Frankenhäusen vernichtet waren und mit eiserner Faust Ruhe im Lande gehalten wurde, erbauete der Burgherr unten im Thal das alte, spitgiebelige Schloß, welches wir hier vom Waldrande ab am Eingang des Dorfes erblicken. Der letzte noch lebende Sproß der D...steine, der alte Freiherr Arthur, bewohnt mit der wunderbar schönen Tochter noch heute das Haus seiner Väter, über welchem seit drei Jahrhunderten nur selten ein guter Stern gestanden hat. Schon der alte Ahnherr und Erbauer des Hauses, der seine bedeutende, fahrende Habe im wilden Tumulte der Plünderung und des Schloßbrandes verloren hatte, mußte eine Hufe und ein Gütchen nach dem andern zusehen;

seine Enkel und Urenkel erübrigten im dreißigjährigen Kriege natürlich auch nichts, und einige lockere Herren des Geschlechts, welche zur Zeit der letzten französischen Ludwige der Mode, der Ueppigkeit und Verschwendung fröhnten, haben dort unten so übel hausgehalten, daß das wohl auf den zehnten Theile seiner früheren Besizungen zusammengeschrumpfte Gut auf's tieffste verschuldet wurde. Arthurs Vater, ein Mann von seltener Kraft und Thätigkeit, hat dann zwar den verschuldeten Edelhof durch Sparsamkeit und weise Umsicht wieder etwas emporgebracht und selbst so viel erübrigt, daß das haufällig gewordene Herrenhaus gründlich restaurirt werden konnte, so daß es jetzt noch mit seinen übertünchten alten Giebeln und neu-eingelegten Simsen recht stattlich hinter dem zierlichen Eisenstacket hervorschaut. Auch war es eine der Haupt Sorgen seines Lebens gewesen, den großen Holzbestand, der unter den Vorgängern auf's Gewissenloseste zugerichtet war, durch alle Mittel der Forstkultur wieder zu einem ansehnlichen Besiß zu erheben, und auch heute noch ist dieser freilich wieder sehr gelichtete Holzbestand das einzige von den Gutspertinentien, was noch einigen reellen Werth hat, denn das große Areal elendesten Landes, welches dort an dem langgestreckten, von jedem Regenwetter ausgewaschenen Uferabhange liegt, würde kein „Halbpänner“ im Dorfe für seine wenigen guten Aecker eintauschen; mit bäurischem Stolz sieht der reiche „Bollmeier“ auf den „steinigen Brink“ herab, von welchem Wind und Wetter das letzte bißchen Ackerfrume wegfegen, und freut sich seines durch die Verkoppelung wohlarrondirten Hofes, der ihm auf

bestem Areiboden den schönsten Weizen trägt. Der Herr von D...stein dagegen, dessen Ahnen nicht allein die ganze Feldmark, sondern auch die Gemeinde selbst mit Haut und Haar gehörte, hat, wenn er seine bildhübsche liebenswürdige Tochter ausnimmt, nichts mehr, worüber er sich freuen könnte; er wird seiner Tage nicht mehr froh, denn die stärker als je angewachsene Schuldenlast drückt jetzt den Mann völlig zu Boden, dem unverschuldeteß Unglück sowohl als mißlungene Speculation auf Reichthum die rüstigsten Mannesjahre auf's schmerzlichste verbitterten.

Baron Arthur gab sich, nachdem er mit Ehrenzeichen und Narben bedeckt aus dem Feldzuge von 1815 heimgekehrt war, die redlichste Mühe, seinen strebsamen Vater in der Verbesserung des Guts zu unterstützen, und als er mehrere Jahre darauf, nach dem Tode des alten Herrn, das Gut selbst übernahm, war es, wenn auch mit einigen Schulden belastet, doch durch den Ankauf und die tüchtige Bewirthschaftung guter Ländereien in solchem Stande, daß seine Kraft und Ertragsfähigkeit die Schuldenlast nach einigen Jahren zu tilgen versprach. Bei allem Streben nach Ersparungen und Verbesserungen blieb des Barons Seele jedoch frei von jedem Geiz und schmutziger Gewinnssucht, sein wahrhaft adliger Sinn verschmähete es, Mittel zu gebrauchen, an welchen auch nur der Schein des Ordinären haftete, und er litt lieber empfindliche Verluste, als daß er sich entschlossen hätte auf Vorschläge einzugehen, die er mit seiner Ehre nicht vereinbar fand. — Diese Gesinnungen leiteten ihn auch bei seiner Vermählung; als dem Herrn des bedeutend aufgebefferten Gutes wurden ihm die vor-

theilhaftesten Verbindungen nahe gelegt, allein er bestimmte sich nach seiner Neigung und wählte die Hand eines lebenswürdigen, aber ganz mittellosen Hoffräuleins.

Diese Vermählung gab indeß den ersten Anstoß zu den unglücklichen Speculationen und der fortgesetzten Kette ewiger Verlegenheiten, welche fortan die Tage des Freiherrn trüben sollten. Das Leben seiner geliebten Frau, sagte er sich, müsse wie ein schönes Märchen dahin fließen, gehoben von all dem Glanz und Zauber, welcher sie als eine gefeierte, von der Fürstin mütterlich geliebte Hofdame umstrahlt hatte. Vermehrte Dienerschaft, elegante Equipage und hundertlei Dinge, die man ohne ihren Mangel groß zu fühlen, recht wohl entbehren kann, zogen mit der jungen Baronesse auf's Schloß; an kostspieligen Gesellschaftsabenden und theuren Badereisen fehlt es nicht, so daß der zur Schuldentilgung ausgesetzte Fond bald wider seine Bestimmung verwandt und verbraucht war. Da suchte der Baron, gereizt durch die Erfolge des Herrn Schelmer, eines benachbarten Fabrikherrn und außerordentlich gewandten Geschäftsmanns, die bedeutenden Ausfälle seiner Einnahmen durch ein Fabrikunternehmen zu decken; Schwindler und Projectenmacher wußten die bekannt gewordene Neigung des Barons auszubeuten, ein großer Complex guten Landes ward verkauft, um das Anlagekapital zu beschaffen, dann ward gebaut und gezimmert, Maschinen und Maschinenmeister bestellt, auf's Neue angeliehen, als der Baarvorrath nicht mehr ausreichte und — schließlich nichts weiter erreicht, als daß dem Park gegenüber ein paar faserenartige, mit hohen Schornsteinen gekrönte Gebäude

entstanden, die nach dem gänzlichen Mißlingen des Unternehmens einige Jahre später auf Abbruch wieder verkauft wurden. — Das war ein nicht zu verwindender Schlag für die Familie, deren Ausgaben nun bereits durch zwei heranwachsende Kinder, einen Sohn und die liebliche Angela, nicht unbedeutend vermehrt wurden. Der zartgewöhnten Frau von D...stein erregten der eintretende Mangel und die nicht zu bergenden Geldverlegenheiten die bittersten Gefühle, ihr Dasein war freudenlos und ein Glück für sie der Tod, weil er der zärtlichen Mutter den Schmerz ersparte, ihren einzigen Sohn plötzlich hingerast zu sehen. Ein Ehrenhandel, in welchem der junge D...stein verwickelt wurde, hatte ein Duell mit für ihn tödtlichem Ausgange zur Folge gehabt.

Nun stand der schmerzgebeugte Freiherr allein mit seiner zur herrlichen Jungfrau herangeblüheten Tochter, und seine granddurchfurchte Stirn klärte sich im freundigen Hinblick auf Angela nur auf, um sich desto finsterer wieder zu bewölken, wenn er an des Kindes Zukunft dachte, welche ihm bei zunehmender Verarmung nicht rosig erscheinen konnte. Ganz wie früher seiner Gemahlin gegenüber, machte jetzt Herr von D...stein die verzweifeltsten Anstrengungen, der geliebten Tochter die Pein des Mangels nicht fühlbar werden zu lassen; ein großes Stück der Haide wurde niedergeschlagen, um für Angela die Kosten eines mehrjährigen Aufenthalts in der Residenz und einer standesmäßigen Ausbildung aufzubringen, und ein hübsches Reitpferd und kostbare Garderobestoffe mußte die Tochter bei ihrer Rückkehr in das väterliche Haus vorfin-

den, welches der Freiherr damals sorgenvoller und bekümmert als je durchwandelte. Es war ihm eine neue Speculation mißglückt, die letzten Mittel, die er sich durch Verkauf von Grundstücken und durch einen großen Schlag Holz erworben hatte, waren bei einem Actienunternehmen verloren gegangen. — Ein großartiges Hüttenwerk sollte errichtet werden, und durch prahlerische Anpreisungen und lockende Procentversprechungen waren zahlreiche Theilnehmer herbeigezogen. Geognosten hatten unwiderlegliche Zeugnisse darüber beigebracht, daß der zu verarbeitende Eisenstein auf dem gewählten Terrain in unerschöpflicher Menge vorhanden sei; dieses und der augenscheinliche Befund hatte denn nebst vielen andern auch den Herrn von D...stein bestimmt, sein letztes disponibles Vermögen in einer nicht unbedeutenden Anzahl von Actien anzulegen. — Nun war es allerdings richtig, daß sich der Eisenstein an Ort und Stelle überreich vorfand, nach den zur Bearbeitung nöthigen Kohlen aber suchten die sanguinischen Unternehmer vergebens, und man sah sich, nachdem die erforderlichen Baulichkeiten errichtet waren, genöthigt, die Kohlen mit großen Kosten aus weiter Ferne herbeischaffen zu lassen. Unter solchen Umständen konnte das Unternehmen nicht rentiren, der Betrieb gerieth in's Stocken, und die Actionäre hatten keine weitere Aussicht als auf eine kaum nennenswerthe Entschädigung nach endlosen Processen.

Dieser neue Schlag hatte den Freiherrn fast zur Vernichtung getroffen, eben als Angela aus der Residenz wieder heimgekehrt war, und vergebens versuchte der Vater dem Scharfblick der Tochter die peinliche Lage zu verber-

gen. Was ist auch da groß zu verbergen! Täglich klagt die Wirthschafterin, daß es an dem Nöthigsten fehle, und drängende Gläubiger lösen täglich einander ab. Vergebens bietet Angela flehentlich ihren Schmuck, ihr Reitpferd und was sonst entbehrlich an, der alte Herr ist hier unbeugsam, die Tochter soll nichts entbehren, sie soll glücklich sein, befehlt er in krampfhafter Aufregung des Kammers und der Sorge; wie sie's aber ist, haben uns ihre Thränen gesagt. Grund genug zum Weinen hat das arme, wunderschöne Kind und leider wohl noch mehr Grund, als uns jetzt klar ist.

Heiße! wie geht's lustig her im Herrenhause! Glänzende Gesellschaft, gallonirte Diener, die im Speisesaal eine Tafel köstlich herrichten, und ein Musikcorps aus der Residenz! — Es sind Wochen und Monde vergangen, seit wir die schöne Reiterin sahen; wir sehen sie jetzt wieder, aber nicht im Reitcostüm, sondern im köstlichsten Brautschmuck. Diese blendende Fülle von Atlas und Brüsseler Spitzen, welche den untadeligen Leib umhüllt, ist ein Geschenk des Bräutigams — des Herrn Fabrikanten und Commerzienraths Schelmer. Angela weint nicht, aber ihr marmorbleiches Gesicht schaut trauriger drein als damals, da wir eine Thräne an den Wimpern dieses seelenvollen Auges erglänzen sahen. — Die Trauung hat stattgefunden, und die Herrschaften lustwandeln bis zum Diner im Park. Der Freiherr ist durch die verwandtschaftliche Verbindung mit Herrn Schelmer ein schuldenfreier Mann geworden, ein Mann, der fortan vor allen drückenden Geldverlegenheiten bewahrt bleibt, aber auf seinem Gesicht le-

sen wir nichts von der freudigen Erregung, welche dieser veränderte Glücksumstand darauf ausprägen müßte, er geht trüb und zerstreut neben der Mutter seines Schwiegersohnes, einer wohlbeleibten mit Ringen und Ketten überladenen Brauerswittve. Der kleine, runde Schelmer ist der vergnügteste in der Gesellschaft und giebt sich die erdenklichste Mühe, seine schöne Braut angenehm zu unterhalten. Es gelingt ihm schlecht. -- Lustige Fanfaren rufen zur Tafel, und die Gesellschaft verschwindet im Portale des Schlosses. — Ja, Angela ist jetzt die reichbegüterte Commerzienrätthin Schelmer und der Baron Arthur ein schuldenfreier, wohlhabender Mann. Wie hat sich das so schnell gemacht? — Folgende Scene war die Einleitung zu diesem Glückswechsel: Angela war eben von ihrem Spazierritt zurückgekehrt und hatte den Vater mit kindlicher Herzlichkeit begrüßt, als die Wirthschafterin mit ernstem und bedenklichem Blick den Commissionär Mehrheim meldete; zusammenzuckend ließ der Baron die Arme schlaff herabfallen, mit welchen er so eben die heimgekehrte Tochter an's Herz gedrückt hatte, denn den Namen des in der ganzen Gegend gehaßten und gefürchteten Wucherers Mehrheim, konnte der Freiherr nicht vernehmen, ohne auf's tiefste empört zu werden. Dieser Mensch hatte überall bei des Barons Unternehmungen die Hände im Spiel gehabt und den Herrn auf's herzloseste zu drängen und zu übervorthellen gewußt. Der Verhaßte erwartete den Bescheid des Barons nicht, sondern trat mit plumpen Schritten und einem cordialen „Gutenmorgen die Herrschaften“! der Schaffnerin nach in's Zimmer.

Was wünschen Sie von mir, fragte der Baron mit finstern Blicken, ich dünkte, wir wären miteinander fertig. — Doch nicht ganz, Herr Baron, erwiderte mit frecher Miene der Mensch und nahm ohne eine Aufforderung dazu zu erwarten einen Stuhl; Sie schulden dem Herrn Schelmer laut dieses Wechsels zweitausend Thaler, ich habe den Wechsel gekauft und morgen ist Verfallzeit. Das ist Alles. — Ich kann jetzt nicht zahlen, presste der Baron mühsam heraus, Sie müssen Geduld haben. — Geduld! und immer Geduld! polterte der Commissionär, mit diesem Artikel kann ich keine Geschäfte machen, ich halte auf Recht, und das muß mir werden. Sie wissen, Herr Baron, das Gesetz paßt nicht mit Wechselschulden. — Die Sprache will ich mir verboten haben, Herr, rief der Freiherr empört und mit zornblitzenden Augen, haben Sie nicht bereits Jahrelang mit ihren Gaunerkünsten an meinem Vermögen gezehrt! Morgen soll das Buchergeld in Ihren Händen sein, verschonen Sie mich jetzt!

Mehrheim, an solche Ausbrüche längst gewöhnt, behielt seine unerschütterliche Ruhe und meinte mit boshaftem Lächeln, sich nach Angela umwendend, die dem gemeinen Menschen den Rücken gekehrt hatte und ihr thränendes Auge und ihre geröthete Stirn gegen die Fensterscheibe drückte: Was soll das gnädige Fräulein von mir denken, wenn Sie mich so einführen, Herr Baron! Mein Anliegen ist noch nicht zu Ende, ich hätte noch eine Bestellung zu machen, die das gnädige Fräulein und Sie gleich sehr angeht. — Was wünschen Sie von mir? fragte Angela, sich rasch umwendend und maß den Commissionär mit einem

stolzen und herausfordernden Blick; der Baron erhob sich in finsterner und drohender Spannung. — Nun denn grade heraus, ich verstehe mich nicht auf Umschweife, meinte Mehrheim und nahm eine Prieße aus goldener Dose, ich komme als Freierwerber. — Angela zuckte zusammen, und zorniges Erstaunen machte den Baron sprachlos. — Hören Sie mich an, Herr Baron, fuhr Mehrheim fort, es ist ein Vorschlag, der, wenn Sie und das gnädige Fräulein darauf eingehen, ihrer Noth mit einemmal ein Ende macht; ihr Jawort tilgt nicht nur diese Wechselschuld, sondern bringt mir einen guten Freierwerber-Botenlohn noch dazu ein. Doch das will noch nichts sagen, nehmen die Herrschaften das Anerbieten an, so ist Ihnen, Herr Baron, ein glückliches, sorgenfreies Alter gesichert und dem gnädigen Fräulein ein Leben, welches eine Fürstin beneiden müßte. — Ich will hoffen, unterbrach der Freiherr mit scharfem Nachdruck, daß Sie uns mit neuen Gemeinheiten verschonen, denn von einer standesmäßigen Partie können Sie nicht reden wollen, ein Mann von Stande würde diesen Weg nicht einschlagen und am allerwenigsten Sie zum Vermittler wählen! — Standesmäßige Partie! rief der Commissionär mit höhnisch verzogenen Mundwinkeln und einem scharfen Seitenblick auf Angela, standesmäßige Partie! da können Sie lange suchen, die Herren von Stande haben alle Geld nöthig, und der Herr Forstauditor von K... nennt grade so viel fein, als der Schütz im Nachtlager von Granada! Angela sank mit einem leisen Schrei auf den Sessel, und der Baron, kirschroth vor Zorn, schellte nach dem Bedienten. Mehrheim wartete das Erscheinen

desselben nicht ab, sondern empfahl sich eilig mit der empörenden Bemerkung: Morgen das Fräulein für Herrn Schelmer, das Geld oder Wechselarrest.

Sprachlos starrten Vater und Tochter einander an, als der freche Mensch die Thür hinter sich hatte. Lieber betteln gehen, Kind, als dich so elend verhandeln, brach endlich der Baron los; mein Gott! so weit ist's mit uns gekommen, daß man uns das bieten darf! — Die so tief Gedemüthigten hatten aber nicht Zeit ihrem Schmerze freien Lauf zu lassen, denn als ob sich heute Alles gegen sie verschworen hätte, löste im Laufe des Tags ein drängender Gläubiger den andern ab, und der Baron blickte nach solchen Besuchen, während Angela händeringend das Zimmer durchschritt, lange und mit finstern Ernst auf die schön gearbeiteten Pistolen, welche mit andern Waffenstücken die Wand schmückten. — Da kam, wie um das Maß voll zu machen, gar Herr Schelmer selbst, welchem der Baron außer jener an Mehrheim abgetretenen Wechselforderung noch bedeutende Summen schuldete. Aber er kam nicht als Mahner, vielmehr entschuldigte er fast flehentlich das ihm kund gewordene niedrige Betragen seines Commissionärs, der ihn mißverstanden und sein Vertrauen in plumper und tölpelhafter Weise mißbraucht habe. Dann sprach der Mann von seiner Liebe und den Millionen, die er seiner Gemahlin zu Füßen legen könne. Unverkennbar war es dem kleinen, dicken Manne heiliger Ernst, und seine milden, gewählten, von glühender Leidenschaftlichkeit getragenen Worte, linderten in etwas den ungeheuren Schmerz der Wunden, welche sein Antrag in Angela's Seele aufriß. — An die-

sem und noch an vielen folgenden Tagen mußte Herr Schelmer ohne das heißersehnte Jawort das Schloß verlassen. Angela kämpfte einen Riesenkampf. — Endlich war das schöne, starke Mädchen entschlossen, den Vater, obwohl er sich hartnäckig sträubte, durch das Opfer ihres schönsten Lebensglücks aus Schmach und Noth zu retten. Sie ward die arme reiche Frau des glücklichen Millionärs, der sie auf den Händen trug.

Schon während der Verhandlungen hatte ein Forstauditor von K... im Wochenblatt angezeigt, daß er seinen Dienst quittire und nach Amerika auswandere.

„Zahlungsfähiger Moralist“ und zahlungsfähige Moralistin, die ihr bisher vor solchen Kämpfen und Conflikten bewahrt bleibt, werft mir keinen Stein auf das schöne, starke Mädchen! Lieber zu Grunde gehen, als so gegen Neigung und Liebe sich hingeben, sagt ihr? — Leicht gesagt, der Himmel bewahre euch vor Noth und Versuchung!

Wer will mit spuken gehen?

Eine Abendwanderung.

„Me duce carpe viam!“
Ovid.

Mit einem eigenthümlichen Behagen durchwandere ich oft in der „Eulensucht“ die krummen Straßen einer alterthümlichen, noch nicht durch Gas beleuchteten, niedersächsischen Stadt und schaue zu den alten Gebäuden auf, in deren Kiesel und Wandrahmen mit buntem Schnitzwerk eine längst in das All wieder verflüchtigte Hand Jahreszahlen grub, welche bezeugten, daß dies oder jenes Haus nun seit dreihundert und fünfzig Jahren und darüber die mannichfaltigsten menschlichen Leiden und Freuden, menschliche Sorgen und Mühen, menschliche Irthümer und Erleuchtungen in den buntesten und wunderlichsten Aeußerungen mit seinen alten Mauern und Gebälken umschlossen hat. Viele dieser Häuser haben, so gründlich sich auch im Laufe der Jahrhunderte Sitte und Weltanschauung ihrer Bewohner änderte, nur wenige Veränderungen erfahren, zumal auf solchen Straßen, deren Bürger seit uralter Zeit und bis auf den heutigen Tag ihre Hauptthätigkeit der Landwirthschaft zuwandten; da sieht man noch die altsächsischen, fast den ganzen untern Raum des Hauses einneh-

mende „Diele“, von welcher sich eine Treppe in massivster Holzarbeit bis zu den wenigen Kämmerchen und den Böden hinaufwindet; und auf dieselben massiven eisernen Schnörkel der Thürklinke, welche die schwere eichene Thür zu der hinten am Flur liegenden „Dönse“ öffnet, drückte, wie jetzt eben, so auch schon vor Jahrhunderten die Hand der rührigen Hausfrau, wenn sie zu dem am behaglichen Kachelofen stehenden Spinnrade eilte. — Die nach dem Hofe zu liegende Dönse, von welcher aus man durch ein kleines, gelbangeräuchertes Fenster die finstere Küche und den größten Theil der Diele überblickt, war in der Regel die einzige Wohnstube der Altvordern; erst die Kultur und die Bequemlichkeitsbedürfnisse der neueren Zeit ließen in den meisten Häusern die Diele durch die Anlage von Zimmern nach vornheraus verengen.

Auch kleinere, meist von Schuhmachern und Webern bewohnte Bürgerhäuser, besonders in den Straßen, welche sich hart an den jetzt zum Theil verschwundenen Wällen und Mauern hingen, zeigen im verkleinerten Maßstabe noch die alte Einrichtung. Dort neben der Dönse des kleinen Hauses, vor dessen geöffnete obere Thürklappe ich dich auf meiner Abendwanderung führe, lieber Leser, flackerte schon vor Jahrhunderten — denn das Häuschen trägt über dem Bogenrahmen der kleinen in der Quere durchschnittenen Pforte die Jahrzahl 1535 — das Heerdfeuer, und schon vor Jahrhunderten stieg wohl um diese Stunde der Duft von dem zubereiteten Abendbrod dem späten Wanderer in die Nase, der sich indeß mehr zu beeilen hatte als wir; denn säumte er noch lange auf diesen düsteren und

düsterer werdenden Straßen, so mußte er darauf gefaßt sein, die summenden Klagetöne der Bierglocke zu hören, und dann fiel er entweder den muthwilligen, lärmend aus der Beche heimkehrenden „Bollzapfen“ oder den Schaarwächtern in die Hände, wenn er nicht der glückliche Besitzer einer Hornlaterne war. Wir aber können hier vor diesem Häuschen, von welchem vergilbte Papiere eine böse Geschichte erzählen, ganz ruhig einstweilen Posto fassen, und während die Gule mit lautlosem Fluge über die Dächer hinstreicht, der schwarze Kater durch die Mauerpalte wischt und die Fledermaus vom strahlenden Licht des Heerdefeuers gelockt mit flatterndem Flügel fast unsere Wange berührt, mag unsere Phantasie sich auch mit Fledermausflügeln besflügeln und um die alten Giebel und durch die alten staubigen Räume huschen, um mit den lichtscheuen Geistern einer finstern Zeit zu spielen. — Wir wollen spuken gehen! — Die alten Akten erzählen, daß vor dreihundert Jahren der Geist „Flederwisch“ in diesem Häuschen sein Wesen trieb; dort in der Dönse soll er oft gegessen und mit gutem Appetit verzehrt haben, was auf jenem Heerde bereitet wurde. Was heute dort bereitet wird, konnte Flederwisch freilich nicht genießen, denn der aus prasselnder Pfanne aufsteigende Duft, den deine irdisch gestimmte Nase einzieht, mein Spukgesell, kommt von einem Küchenprodukt moderner Kultur von einem Kartoffelfuchen, Puffer genannt, welchen eben die Hausfrau des in der Dönse beim Lichte der Schustertugel emsig arbeitenden Meisters mit der Rückseite des hölzernen Löffels in kunstgerechte Form bringt.

Ja, man ist, ist und denkt jetzt ganz anders in diesem Häuschen als vor zwei oder dreihundert Jahren; heute wird nach eingenommener Abendmahlzeit der Meister die Generalversammlung des Gewerbevereins besuchen und mit dem Doctor Vorwärts für Einführung der Gewerbe-freiheit stimmen, und die Meisterin liest vielleicht die neueste Broschüre, die der freigemeindliche Prediger gegen den altgläubigen Consistorialrath geschrieben hat und die man heute von Haus zu Haus trug. — Doch bleiben wir bei der Vergangenheit und ihren abgeschiedenen Geistern. Mein altes Geschrift ist ein sicherer Führer, das Häuschen hier ist genau darin bezeichnet, und in unheimlicher Lebendigkeit steht Alles vor mir, wenn ich einen Blick über diese kleine, altfassliche Thür werfe.

Etwa vor dreihundert Jahren um diese Zeit, da stand auch wohl eine Hausfrau dort am Heerd und schnitt Speckstreifen in die Pfanne zu den Pastinaken für den Meister, welcher guter Dinge von einer „Böhnhasenjagd“, das heißt von der Verfolgung und Bestrafung eines „Oldbeters“ (Schuhflickers) heimgekehrt war; der Oldbeter hatte das Verbrechen begangen in die Gerechtsame des ehrsamten Amts zu pfuschen und neue Schuhe zu machen. Aber der Meister hat's ihm eingetränkt! — Die Meisterin war freilich nicht frohgelaut, ihr Seufzen übertönte das Zischen und Knattern des bratenden Specks, und mit ihrem rauhen Fürtuche fuhr sie wohl häufiger nach den Augen, als es der Glanz des hellflackernden Heerdfeuers und die vor ihr in der Schale stehenden, frischgeschnittenen Zwiebeln nöthig machten. Schwere Sorge und mühsam verheimlichte

Angst lasteten auf der tief bekümmerten, jungen Frau, und — das alles um den neuen, rothen Kamelotrock, der ihr am letzten Sonntag so gut gestanden, als sie zur Kirche ging. Ja, dieser rothe Rock konnte sie noch um Ehre und Leben bringen, denn nur um dieses schönen Rockes willen, hatte die neidische Nachbarin sie so giftig angekeist und von Leuten in die Straße hineingeschrien, die schon gut auflegen könnten, weil's ihnen ein „Anderer“ zutrüge. Die schwer gekränkte, junge Meisterin hatte wohl derb entgegnet, und das böse Schimpfwort „Here“ und „Teufelslixe“ war hin und zurückgeflogen. — Das war nicht gut. — — Grade so hatte sich das Elend mit der Gundermann'schen angefangen, die man vor kurzen Tagen „im Rauchgen Himmel geschickt.“ — Der Menschen große Bosheit und Afterrede ist ja nicht zu glauben und zu beschreiben, wenn man erst einmal „im Geschrei“ ist, seufzte die Frau, und angstvoll pochte ihr das Herz, wenn sie alles um und um bedachte. War sie denn so schuldlos? Wer mochte wohl der hübsche Junfer im grünen Jägerrock gewesen sein, der sie beim letzten Pfingstbier zum Tanz aufgezo- gen und auf den die böse Nachbarin so giftig angespielt? Hatte ihr der böse Feind wirklich den Fallstrick gelegt! — — Mit einem Schauer hob das geängstigte Weib die Schüssel vom Heerde, um sie in die Dönse zu tragen zu Meister und Gesellen, die sich eben über den Flunkerhans lebhaft unterhielten, den die „Straßenhüter“ heute schwer verstrickt eingebracht hatten, weil er mit Hülfe von Galgenmännlein und andern „Teufelsdingern“ mehr als fünfzig Mord- und Raubthaten begangen.

Damals ahnte der Meister nicht, daß wie jetzt der Flunke Hans, nun bald seine Frauliebste in aller Munde sein würde. In jedem Hause und in jeder Bude, auf allen Trinkstuben und in allen Amtsversammlungen, im finstern Rathhause dort, welchem wir jetzt zuwandern, und in diesen hohen Patricierhäusern, deren kantige Giebel das wolkenverdüsterte Mondlicht mit falbem Schein umzittert, sprach man bald nur von der jungen „Löverschen“ und ihrem Geiste Flederwiß. — Wie Viele hatten den grünen Flederwiß bei ihr in der Dönse gesehen, wenn sie einen scheuen Blick über jenes alte Pförtchen warfen, vor welchem wir eben standen. Das waren, wie unsere alte Schrift erzählt, die Hauptbelastungszeugen, welche gegen die junge Frau aussagten, als sie hier im Rathhause vor Gericht stand, jene Menschen, welche aus Furcht vor der Löverschen und ihrem Geiste eiligst am Hause vorbeihuschten und kaum den Kopf nach der Thür zu wenden wagten, sie wollten durch das kleine gelbangeräucherte Küchensfenster den grünen Geist hinten in der Dönse gesehen haben. „Das sind Lappen!“ hatte der kühne Fürsprecher, Hans Wulshagen, dort oben vor den Herren gesagt, aber der gelehrte Syndikus hatte das Haupt geschüttelt und mit überlegener Miene eingewandt, ob denn der Herr Procurator nicht wisse, daß ein höllischer Geist „durch Wand und Mauer leuchte, wie sein Meister Lucifer?“ — Nun genug, das arme Weib starb im Feuer.

Es war eine verteuflte Welt! Davon kannst du dich überzeugen, mein Spukgesell, wenn du die in dieser alten gothischen Kapelle aufgestellte Bücherei durchmusterst. Fahre

nicht zusammen! Das unheimliche Zischen kommt nur von den Eulen, die hier im alten Gemäuer nisten und unter dem Dache wohnen, welches die alte Bibliothek überwölbt, deren Bücher dir die haarsträubendsten Dinge vom Teufel und seinen Legionen, von ihren Tücken wie von ihrer Beschaffenheit und Macht zu erzählen wissen. Dort fand ich jüngst neben del Rio und Remigius, neben dem höllischen Proteus und dem Infernus damnatorum ein in Pergament gebundenes Büchlein „vom Ampt und Beruf der Teufel,“ welches uns belehrt, daß der Fürst der Finsterniß über 68 fürstliche Oberteufel gebietet, welchen eine höllische Heerschaar von 10640 Legionen Unterteufel zu Befehl steht. Dieser kleine Höllenzwang, ich trage ihn seit gestern ganz bequem in der Tasche, unterweist uns zugleich, wie man diese fürstlichen Teufel zu citiren hat. Wir wollen dies und das daraus besprechen, denn es plaudert sich, während der Wind die Wolken über den Mond jagt, hübsch in diesen halbbeleuchteten Straßen von den finstern Phantomen, die sich vor der „flachen Aufklärung“ und der „schäbigen, modernen Kultur“ wie die Eulen vor'm Tageslicht längst, wer weiß wohin, verkrochen haben und nur hin und wieder noch und sehr vereinzelt unter der dicken, niedrigen Schädeldecke eines altgläubigen Theologen eine gedrückte und kümmerliche Existenz fristen. — Doch halt! Ich weiß, wo sich's noch besser plaudert. Komm zurück zum Rathhause, aus dessen seit vierhundert Jahren von fröhlichen Zechern besuchtem Keller ein verlockendes Licht strahlt. Die alten, ausgechliffenen Stufen, die wir hier hinabsteigen, betrat einst der eiserne Fuß kampfgewählter

Ritter und der behänderte Schuh des bunt herausgeputzten Landsknechts, der schwere Reiterstiefel des Pappenheimischen „Kürissers“ und der knappe, leichte Weiberschuh des „Alamodenarren“; kurz, Schuh und Stiefel der verschiedensten und mannigfaltigsten Art haben im Laufe der Jahrhunderte diese alten Stufen muldenartig ausgehöhlt; und so grundverschieden, so kraus und bunt wie dies Schuhwerk waren auch die Köpfe und Gedanken der Menschen, welche hier hinabstiegen; nur e i n e s ist sich gleich geblieben durch alle Jahrhunderte, das ist der große Durst der deutschen Männer von Sonst und Jetzt, für den hier das beste Kraut gewachsen ist.

So, hier in der tiefen Nische am altergebräunten Eichentisch, an welchem wohl einst eine Zechgesellschaft saß, wie sie das über unsern Häuptern hängende Bild des alten, niederländischen Malers zeigt, wollen wir beim blinkenden Forster Platz nehmen und unser Teufelsbuch durchblättern. Also, 10640 Legionen Teufel mit 68 Obristen! Das nenn' ich mir eine respectabele Armee! Samiel hilf! welche Namen, welche Buchstaben, welche Sprache! Da heißt's: „Byleth, ein großer und erschrecklicher König, auf einem halben Pferde reitende, welchem Trommeten, Symphonie und allerlei Geschlecht der Musica vorgehen. Damit er aber desto besser möge betriegen, erscheinet er vor dem Beschwörer, als wann er von Zorn und Wütherei aufgeblasen sei. Darmit aber der Exorcist zum besten verwahret sei und daß er ihm seinen Stolz nehme, soll er ein Haselstäblein in der Hand halten, mit welchem er nach Mittag und Aufgang außerhalb des Circels die Hand

strecke. Dieser Geist ist aus der Ordnung der Potestatum und Gewaltigen gewesen, verhoffende, daß er wiederum zum sitzenden Thron, welches doch unglaublich ist, kommen werde; er hat 85 Legionen zu Befehlig“.

„Eligor, anders Abigor genannt, ein großer Herzog, erscheint wie der schönste Landsknecht, trägt einen Speiß, ein Fähnlein und ein Scepter in der Hand, giebt vollkömmlichen Bescheid und Antwort von verborgenen Dingen und Kriegen, und wie die Landsknecht einander begegnen sollen, er weiß zukünftiges Ding, macht Gunst bei allen Herrn und Landsknechten; er hat über 60 Legionen zu gebieten“.

„Loray oder Dray, ein großer Marktgraf, er zeigt sich in der Gestalt eines schönen Bogenschützen, so einen Bogen und Köcher trägt, ist ein Ursächler alles Streites, macht die Wunden so von den Bogenschützen getroffen sein, saulen; herrscht über 30 Legionen.“

„Bathym, alibi Marthym genannt, ein starker großer Herzog, wird gesehen in der Gestalt eines gewaltigen, starken Mannes mit einem Schlangenschwanz, sitzt auf einem bleichfärbigen Pferd, versteht der Kräuter und des Edelfgesteins Kräfte und führt Menschen mit dem allergeischwindesten Lauf aus einer Region in die andere; 30 Legionen seynd ihm unterthan.“

„Balefar oder Malefar, ist ein starker Herzog, geht herfür in der Gestalt eines Lewen, mit mörderischem Haupt, er macht Freunde unter seinen Anhängern, bis daß sie sich durch den Strick ertödteten; er stehet zehn Legionen für.“

„Zepar, ist ein großer Herzog, wie ein Landsknecht

erscheinende, er entzündet die Weiber durch Liebe der Männer, und wann es ihm gefällig, verwandelt er ihre Gestalt in eine andere, so lange sie sich ihrer Bulichast gebrauchen, er machet sie auch unfruchtbar; ihm gehorchen 26 Legionen.“

„Raum oder Raym, ist ein großer Geist, wird gesehen wie ein Nabe, wenn er aber menschliches Angesicht anzeucht, so stiehlt er aus königlichem Hof oder aus einer andern Behausung auf Befehl des Erorcisten; ist ein Herr über 30 Legionen.“

„Astaroth, ein großer, mächtiger und starker Herzog, geht in einer scheußlichen Engelsgestalt herfür, sitzt auf einem heilichen Drachen, und führet eine Rattern in der rechten Hand. Siebt Bescheid von gegenwärtigen und zukünftigen Dingen, von dem Schepfer der Geister, von ihrem Fall, wie sie gesündigt und gefallen, jagt, daß er nicht muthwilliger Weise gefallen sei. Er machet den Menschen in freien Künsten sehr geschickt; hat über 40 Legionen zu gebieten. — Erorcist hat sich zu hüten, daß er diesen Geist wegen seines bösen Gestanks und unleidlichen übeln Geruchs nicht zu nahe zu sich lasse.“

„Bapula ein großer starker Herzog oder Hauptmann, wird wie ein Lew mit Flügeln, gleich einem Greifen gesehen, macht den Menschen in der Philosophia, in mechanis artibus und in den Wissenschaften der Bücher wunderbar und behebend; ist ein Praefectus und Amtmann über sechsunddreißig Legionen.“

„Tap“ O, wer kommt da! Nun „wird mein schönstes Glück zu nichts! Daß diese Fülle der Gesichte“

..... „Guten Abend die Herrn! es ist doch ein wahrer Skandal, daß man diesen Materialisten, diesen frechen Nihilisten und schamlosen Atheisten so sinn- und gedankenlos feiert!“

„Mein Gott, was ist denn los, Herr Eifermeister?“ frage ich den eingetretenen, mir wohlbekannten frommen Herrn, der einen starken Glauben und einen noch stärkern Durst hat.

„Nun, der freche B. ist von seiner naturwissenschaftlichen Reise zurückgekehrt, und der Bildungsverein bringt ihm eine Fackelmusik.“

„Da muß man die Rede hören; komm, mein Spußgesell. Wollen Sie auch mit uns gehen, Herr Eifermeister?“

„Keinen Fuß rühre ich um das Gewäsch!“

„Nun, dann nehmen Sie hier das Buch und bleiben Sie bei allen Teufeln! — — Hinaus! mein Spußgesell, und die alten Stufen hinauf zu Licht und Leben! Ha, wie erstrahlt der malerische Markt so schön im tageshellen Fackelglanz! Gule und Fledermaus, Rabe, Kobold, Dämon und alle Eifermeister verkriechen sich in ihre tiefsten Schlupfwinkel. — Wie der rothe Schein die alten Häuser durchleuchtet, vor welchen uns jetzt die brausende Volks-
• woge rascher und rascher hindrängt. Ueber die alten Dö-
• len hinweg und bis hinten in die Dönsen hinein erstrahlt die Tagshelle. Wie würde Flederwisch ausreißen, wenn er dort noch in der Dönse säße! — — Halt! Jetzt stopft sich die wogende Menge, und rauschender schmettert die Hornmusik. Dort unten im alten Pastorenhanse, aus wel-

dem schon Magister Leberecht Krage hervorging, als er die junge Meisterin zum letzten Gange begleitete, wohnt unser Naturforscher. Schade, daß wir von seiner Rede nichts vernehmen können. Das heißt ein Gewühl! Doch horch! „Wenn die Resultate freier Forschung im Volke Eingang finden, wenn die Wahrheit mit ihrer veredelnden und befreienden Kraft die Massen durchdringt“ O! bei diesem Lärm versteht man nur Alles halb; diese Sapperments-Schusterjungen mit ihren ewigen Pöffen! Pst! „aus Aberglauben und Vorurtheil schmiedete sich das Volk selbst die Ketten“ Pst! Pst! „Wir gingen durch eine lange Nacht zum Licht!“ — Hurrah! Hurrah! durch Nacht zum Licht! — durch Nacht zum Licht!

Pastor Waldtschmidt und die „Juden-Aerzte“.

Ein Kirchenbesuch um 1660.

»Bergebens sucht der Deutsche die gute alte Zeit. Auch ein frommer Eiferer, der Hegel und Humboldt als die großen Atheisten verdammt, auch der conservative Grundherr, welcher für die Privilegien seines Standes mit den Mächten der Gegenwart hadert, sie würden, in eins der letzten Jahrhunderte zurückversetzt, zuerst ein maßloses Staunen, zuletzt einen Schauer vor ihrer Umgehung empfinden.«

S. Frentag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Gehen wir an diesem schönen Sonntagmorgen einmal in die Kirche, lieber Leser, und zwar in die Barfüßerkirche zu Frankfurt. Dort hält der rechtgläubige, hochgelehrte und eifrige Pastor Waldtschmidt gerade die sechszehnte seiner „Heren- und Gespensterpredigten“; der Mann weiß uns wohl noch etwas Rechtschaffenes zu sagen vom „Teufel und seinem Gesinde“, drum fort auf dem Zauberroß der Phantasie und hinweg über die Schranken der Zeit und des Raums, bis zwei Jahrhunderte hinter uns liegen und wir vor Ehren-Waldtschmidts Predigtstuhl stehen! Könnten ja auch anno salutis 1860 uns in mancher Kirche vom Teufel vorpredigen lassen, allein die Herren sind trotz ihres guten Willens doch noch immer nicht so weit mit ihrer Wissenschaft umgekehrt, daß sie sich aus

Delrio, Remigius, Bodinus und andern guten Schriften Rath's zu holen wüßten, um uns den „erschrocklichen Drachen“ nach seinen physischen und moralischen Eigenschaften auf's genaueste beschreiben zu können; Waldschmidt aber kennt Farbe, Gestalt, Rachen, Klauen, Zähne, Tücke und Rücke des Erzfeindes so genau, als ob er selbst mit ihm auf dem Blocksberg zu Nacht gegessen hätte. Seinem redlichen Eifer gegen das „Herengescheiß“ ist es auch gelungen, der Obrigkeit das Gewissen zu schärfen, so daß sie ohne Ansehen der Person mit Feuer und Schwert unter die „abscheulichen Gözendiener“ fährt, welche sich von dem Drachen berücken und zu dem „erschrocklichen Laster der Zauberei“ verführen lassen. — Vorgestern sind wieder zu Bockenheim drei „Teufelsliebchen“ auf's Feuer gesetzt, und Alles kreuzt und segnet sich über die Verderbtheit der Welt, deren wohlverdienten und ganz nahe bevorstehenden Untergang Pastor Waldschmidt fast in jeder Predigt voraus-
sagt. —

Wir haben zu eilen, denn unser Seelenhirt ist ein sehr gesuchter Redner, und am vorigen Sonntag, als er die Frage erörterte, ob auch kleine Kinder wegen verübter Zauberei mit dem Tode zu bestrafen seien, war die Barfüßerkirche so dicht mit Andächtigen gefüllt, daß die zuletzt kommenden vor der Thür bleiben mußten. — Wir wollen hier von der Allerheiligen- nach der Judengasse einbiegen; doch halt! die Ketten sind vorgezogen, es ist ja Sonntag, da sperrt man die „verteufelten Juden“ ein, damit sie frommen Kirchgängern kein Aergerniß geben; also denn nur durch die Fahrstraße zur Schnurgasse, sie wird uns bald

zum Ziele führen. — Da wären wir endlich. — Aber wir kommen nicht weit vor, der breite Weg im Mittelschiff ist ganz gefüllt mit „Mamodeherren.“

Wie ernst und finster jene faltigen Gesichter unter dem langen, auf die breiten Spitzenfragen herabfallenden Haar hervorschauen! Das sind Herren, welchen die Noth und Sorge des dreißigjährigen Krieges die besten Mannesjahre verbitterte; vielen hängt die schlottrige Tracht recht abgeblaßt und fadenſcheinig um die dürrn Glieder, und grell stechen die silbernen und goldenen Bsjamente von dem verschossenen Zeuge ab; ja, wenn die leidige „Reputation“ nicht wäre, würden diese Herren lieber altfränkisch und einfach einhergehen, wie jene kurzgehornten Bürger dort, allein sie sind vornehmen Herkommens, und wenn auch während der Ripper- und Wipperzeit verarmt, muß doch alles daran gesetzt werden, um sich leidlich à la mode zu halten. Der pausbackige Mann dort im wunderlich verschnörkelten Renaissance-Kirchenstuhl freilich, hat seiner Zeit so geschickt gekippt und gewippt, daß sein Schäfchen im Trocknen steht; der kann etwas aufwenden, dreihundert Gulden kostet ihm die langschößige, neufranzösische Weste, welche der grüne Treſſenrock bedeckt, und fünfhundert Gulden gab er für die neue Pariser Haarhaube, welche das vergnügte, weinrothe Gesicht mit hochblonden Locken umwallt. Auch einige der jungen Herren hier tragen als echte Mamode-Monsieurs bereits die fremden Locken, obwohl ihr natürliches Haar noch voll und lang genug wäre, um den gepuhten Jungfern zu gefallen, welche unter ihren Müttern und Basen so steif und andächtig daſitzen, als merkten

sie's gar nicht, daß so viele Augen begehrlieh nach ihnen herüberschielen. Die knappen, mit Silberschnüren besetzten und mit Blumensträußen geschmückten Nieder sind so steif und starr, daß sie die Lungen einengen, drum schwirrt und zirpt das Lied von Erasmus Albers, welches sie eben singen, so fein und leise, als ob lanter alte Mütterlein sich des Gesanges angenommen hätten, und wenn nicht die Stentorstimme des Cantors einige kräftige Männerlungen anfeuernte und mit sich fortrisse, so würden wir den Text des Liedes gar nicht verstehen. Doch hören wir nur auf den neben uns stehenden, wohlbeleibten Bäckeramtsmeister, es wird uns kein Wort entgehen:

Man fragt nach Gott dem Herrn nicht mehr,
Die Welt stinkt ganz nach eitler Ehr';
Die Hoffart nimmt ganz überhand,
Betrügen, Lügen ist kein Schand.
Das ist ein Zeichen vor dem jüngsten Tag.

Wo bleibt die brüderliche Lieb'?
Die ganze Welt ist voller Dieb';
Kein Treu noch Glaub' ist in der Welt,
Ein Jeder spricht: Hätt' ich nur Geld!
Das ist ein Zeichen vor dem jüngsten Tag.

Die Welt will sich nicht lassen wehr'n,
An Gottes Wort will sich Niemand fehr'n;
Sie haben nichts gelernt mehr,
Denn nur Saufen und Freßen sehr.
Das ist ein Zeichen vor dem jüngsten Tag.

In Betracht der überfüllten Kirche und der andächtigen, zerknirschten Mienen wunderst du dich, lieber Leser, über

das unsaubere Bild, welches das Kirchenlied von der Beschaffenheit der Zeit und der Leute giebt. Das ist dir nicht zu verübeln; auch Tholuck, wenn er diese Zeit und diese Leute betrachtet, wundert sich, daß bei „aller Kirchlichkeit“ soviel Unflätherei, Rohheit und Unsittlichkeit vorherrschen konnte. Ja, für diese Zeit ist das mehr als hundert Jahre früher gedichtete Kirchenlied noch lange nicht bezeichnend genug, das kann ich dir in hundert Büchern nachweisen, wenn wir von unserer Zauberfahrt heimkehren. Was half auch den armen Leuten ihre Kirchlichkeit! Hörten sie denn bei ihren fleißigen Kirchenbesuchen etwas, das sie hätte vermenslichen und veredeln können? Grade — doch halt mit dem Geplauder! da kommt ja der Pastor, — da steht das berühmte Kirchenlicht schon auf dem Predigtstuhl, und bald wird der Glanz, der von ihm ausstrahlt, dieses Tausend andächtiger Köpfe erleuchten und erbauen. — Welch ein Gesicht! Das lange schwarze und auf die schüßelgroße Halskrause herabfallende Haar und der starke Schnurr- und Knebelbart, welcher die gepreßten Lippen umwuchert, stechen erschreckend ab von den bleichen, harten Zügen, die nicht eine Spur von Milde und Menschlichkeit verrathen! Ein selbstständiger, eigener Gedanke hat diese kleinen, finster dreinblickenden Augen wohl nie durchleuchtet; die ganze Physiognomie hat etwas Brutales und zeigt nichts von geistiger Erregung, ausgenommen etwa einen Zug geistlichen Hochmuths, der sich in der herausfordernden Spannung der breiten Nasenflügel ausdrückt. Das ist Zug um Zug das wahre Urbild eines Zeloten des finstern unmenschlichen Jahrhunderts, ganz ein Mann,

dessen Fetisch der todte Buchstabe ist; das Abgestorbene, Geistlose, Finstere ist sein Gott und Geist, Licht und Leben bekämpft er als feindliche Mächte. — Ohne zu zucken haben diese dünnen, fahlen Lippen wohl schon mancher zum Tode verurtheilt und durch die Folterqualen erlahmten Zauberin salbungsvoll die von der Agende*) vorgeschriebenen Worte zugesprochen: „Endlich darfst du auch das Feuer, darein man dich setzen wird, nicht fürchten oder scheuen, sondern leide es geduldig, denn es ist ungefähr um ein Stündlein zu thuen, so geht es aus.“

Wie ihm jetzt die kleinen Mongolenaugen blitzen im Eifer der Rede! Wie er das Pult bearbeitet mit den derben Fäusten und über die Gemeinde hindonnert, daß die alten Weiblein zitternd zusammensfahren! Er hat eben das gepuzte „Frauenziefer“ besonders im Auge und erklärt mit stechenden Blicken auf die allzuweit ausgeschnittenen seidnen Zäckchen, daß der Teufel nicht immer brüllend und abscheulich einherschreite, sondern daß er weit öfter als ein feiner Junker im grünen Treßtenrock die Kinder der Welt umschleiche, und da seien denn die ausgeschnittenen Zäckchen, die aufgepauschten Aermel, die großen Stutzerfrauen

*) Das für die Herzogthümer Bremen und Verden im Jahre 1710 von dem königlich schwedischen Consistorial-Secretarius Dietrich herausgegebene „Manuale ecclesiasticum oder Kirchenhandbuch“ enthält noch diesen geistlichen Trost. — Als Curiosum dürfte noch anzuführen sein, daß die Agende kürzlich wieder von einem der abgestorbenen Kultur huldigenden Blatte wegen ihres „e ch t k i r c h l i c h e n k ö s t l i c h e n I n h a l t s“ besonders empfohlen wurde.

vor den Händen, die Bruststräußchen und die Rosenschuhe mit den Hörnerspizen die rechten Garne und Angeln, worin sich das hoffärtige Frauenziefer selbst fange und des grünen Junkers Beute werde. — — Schau! dort das hübsche Kind mit dem frischen, blühenden Apfelgesichtchen, wie es zusammenzuckt und bleich und roth wird, als fühle es sich von jenem Worte des Predigers hart getroffen; heftig wogt das silberne Sträußchen auf dem gestickten Brustlag, und die feinen zarten Händchen, welche aus der wolfigen Spitzenmanschette hervorblicken, umfassen zitternd die silberbeschlagene Postille. Pastor Waldschmidt ist selbst Schuld daran, wenn diese liebliche Tochter Evas jetzt an ganz andere Dinge denkt als an den Teufel und an das Laster der Zauberei. Warum erwähnt er auch den grünen Junker? Hat sich doch das feine Mägdlein bereits ganz und gar in den Stricken und Garnen eines grünen Junkers gefangen; aber der, das weiß das Jüngferchen nur zu gut, der ist kein Teufel, sondern ein schmucker, hirschgerechter Jäger drüben aus dem Hessenlande, der um der Jungfer willen länger als nöthig in Frankfurt weilt. Sicherlich erkennt die Schöne jetzt keinen Buchstaben in der eben mechanisch aufge Schlagenen Postille, obwohl sie aufmerksam hineinzublicken scheint, und statt der erbaulichen Verse des Erasmus Alberus ziehen ihr Verse ähnlich wie folgende durch den liebeheißten Sinn:

„Könnt' ich in Honigseim mir meinen Mund verkehren,
Könnt' ich in Schwanen doch verkleiden meine Brust,
Könnt' ich mit sinder Hand dir eine Lust gewähren,
Die auch die Lieblichkeit zuvor nicht hat gekost',

Könnst' ich als Balsam doch auf deinem Schooß zerfließen,
 So meint' ich, daß das Weib, das durch die Sonne muß,
 Mir an der Würdigkeit wohl würde weichen müssen,
 Denn ich bin mehr als sie, sie krieget keinen Kuß."

Doch wohin gerathen wir? Hören wir jetzt endlich aufmerksam auf die erbaulichen Worte unsers Pastors! Er hat schon lange und eindringlich ermahnt, sich vor den Werkzeugen des Teufels zu hüten; solche zu Zauberei und Götzendienst verführende Teufelswerkzeuge seien vorab die Zauberer, Hexen, Krystallseher und Wahrsager, dann aber auch die „verfluchten Juden.“ Eine schwere Sünde sei es, solche Teufelswerkzeuge selbst in Leibes- und Lebensnöthen zu gebrauchen, und doch wären Manche so gottvergessen, daß sie in der Krankheit nach einem „verfluchten Judenarzt“ schickten. Wer das thue, sündige hundertfältig. Doch hören wir unsern Waldschmidt von Wort zu Wort:

„Du sündigst wider den heiligen Geist, der lehrt in seinem Wort nämlich, man solle nicht an fremdem Joch ziehen mit den Ungläubigen, das Licht habe keine Gemeinschaft mit der Finsterniß, Christus stimme nicht mit Belial. Du aber handelst dawieder, du zenchst an fremdem Joch mit den Ungläubigen und nimmst den in's Haus, der Christi Lehr nicht mit sich bringt. Du als ein Christ wilt ein Kind des Lichtes sein und hast Gemeinschaft mit einem Kind der Finsterniß. Du wilt Christi sein und hältst dich zu dem, der des Belials ist! — Du versündigst dich aber auch an den lieben heiligen Engeln, die sollten sich um dein Krankenbett herlagern, dagegen verjagst du sie, wenn

du dem Teufel und seinen Werkzeugen Raum und Platz bei deinem Bett giebst.

„Du verjündigst dich auch an deinen Nächsten, den ärgerst du, wann du Juden-Aerzte brauchest, denn er weiß, daß es Unrecht und Sünde ist; er hört auch, daß solches in den Predigten oft als Sünde und Unrecht gestraft wird, darwieder du nun fürseßlich handelst. Mit solchem Aerger- niß verdienst du aber den Mühlstein an deinen Hals, ja noch ein größeres, nämlich das Wehe hie zeitlich und dort ewiglich.

„Du betrübst auch deine Prediger und Seel- sorger. Denn bedenke doch, müssen sie ihr Amt deines Ungehorsams halber nicht mit Seufzen thun, wann sie zu dir in deiner Krankheit kommen und dich mit dem heiligen, hochwürdigen Abendmahl versehen müssen, und müssen hören und vernehmen, auch wohl sehen, daß du einen verfluchten Judenarzt brauchest! Thust du dann anders, als daß du deine Seele durch Christum, deinen Leib aber durch den Teufel und sein Werkzeug wilt gesund machen lassen? Müssen sie aber deswegen ihr Amt mit Seufzen bei dir thuen, o! so ist es dir nicht gut, dir! dir! ist es nicht gut.

„Daher verjündigst du dich auch an dir selbst. Dann wie du Gott damit erzürnst, und dich an Ihm, an seinem Sohn, an dem Heiligen Geist und seinem Wort, an den heiligen Engeln und an deinem Nächsten verjündigst, also verletzest und beschwerest du damit dein eigen Gewissen, du zeugst Gottes Zorn und Ungnad, auch seine Straf dir damit auf den Hals, und wenn's gleich Gott zuläßt, daß

du durch Hülfe des Teufels und seiner Werkzeuge am Leib gesund wirst, so leidest du dagegen nur größeren Schaden an deiner Seele, die der Satan nur destomehr im Aberglauben und sündlichen Vertrauen auf seine Werke stärkt und erhält. *Quid prodest curare corpus anima pereunte*: Was hilft's, wann der Leib gesund gemacht, die Seele aber darüber verloren wird! Du sollst billig in deiner Krankheit an deinen Tod denken und dich auf allen Fall zu einem seligen Sterbestündlein bereiten, auch dasjenige meiden, das dir in deiner Andacht kann verhinderlich sein, wenn du nun aber Juden-ärzte um dein Bett stehen hast, mußt ihre Mäuler ansehen, damit sie Christum täglich anfeinden und verspeien, nimmst Arznei von ihren Händen, damit sie Christum gern noch einmal tödteten, wann sie könnten, läßt dir Herzen und Gemüther rathen, die das Kreuz Christi hassen und beschimpfen, was soll dadurch für gute Andacht bei dir erweckt, erhalten und gefördert werden? Ei, möchtest du sagen, ist dann dies so große Sünde, warum wird es dann ihnen erlaubt zu practiciren? Wann solches ihnen nicht erlaubt wäre, so wollte ich auch ihrer müßig gehen und sie nicht brauchen. — Aber höre, besser wäre es, es würde ihnen nicht erlaubt, sondern verboten und niedergelegt. Die so es erlauben, sind nicht gar ungleich den Knechten Sauls in unserm Text, die den Saul, ihren Herrn, zur Zauberin gen Endor hinwiesen, sich Rathes bei derselben zu holen.“

Doch nun ist's genug! Das maßlose Staunen, welches die Predigt Ehren-Waldschmidts in uns wachrief, möchte

sich zum Schauder und Entsetzen vor ihm und unserer ganzen Umgebung steigern, wenn wir noch länger in dieser dumpfen und drückenden Atmosphäre weilen; drum fort aus dieser Gespenstergesellschaft und aus diesem vermoderten Jahrhundert in das frische lichte Leben der Gegenwart! —

Frisches, liches Leben? Wie so, sagst du. Sind denn nicht auch heute noch der Waldschmidte genug, welche die Frische des Lebens in den Moder des Todes tauchen, welche das Licht der Vernunft mit semitischen und persischen Löschhörnern ersticken möchten! Feindet man unser Bayle, unsere Tindal, unsere Thomasius und Lessing nicht noch heute auf's heftigste an, weil sie ihren Heroenkampf mit der Hydra der Barbarei gekämpft und Herzen und Köpfe der nachfolgenden Geschlechter verklärt und veredelt haben?! Wird man nicht im Jahre 2060 Tausende von Büchern aus unserer „frischen und lichten Zeit“ mit demselben Staunen und mit demselben Schauder durchblättern, wie wir heute Pastor Waldschmidts Predigten?!

Nun, nun, lieber Leser, nicht so geeifert, ganz so schlimm ist's doch nicht, laß dich hier gefälligst nieder in meinem behaglichen Museum. Die Frühlingssonne scheint durch die hellen Scheiben auf den von Büchern bedeckten Schreibtisch, sie bescheint Böses und Gutes, ihr freundlicher Strahl fällt auf Freytags Bilder aus der deutschen Vergangenheit und auf Pastor Waldschmidts Herenpredigten, auf Humboldt's Briefe und auf, — doch lassen wir die modernen Waldschmidte und bleiben wir noch beim alten, denn das Denkmal, welches er uns in diesem pergamen-

tenen, 1660 durch Hieronymum Polich gedruckten Quartbande hinterlassen, ist zwar aus gröberem Material gehauen, als diese moderne, flache Apologie der Lehre Zaratusstra's, aber es ist dafür solider und mit dem ehrlichen Bewußtsein guten Rechtes ausgearbeitet, man weiß, was man an ihm hat, denn der alte Waldschmidt hatte sich noch nicht groß zu schämen vor der Kultur seiner Umgebung, während die neuen Waldschmidte mehr oder weniger doch von der Kultur selbst beleckt sind, die sie bekämpfen.

Der Titel des seltenen Buchs ist allein schon eine reichfließende Quelle für die Geschichte der Kultur des siebzehnten Jahrhunderts und verdient vollständig hierher gesetzt zu werden: *Pythonissa Endorea, das ist: Acht und zwanzig Hexen- und Gespenst-Predigten*, genommen aus der *Histori von der Zauberin zu Endor*, 1. B. *Samuelis* 28, in welchem die Schrecklich-Gräulich- und Abscheulichkeit der Zaubereisünde allen Christen zur treuherzigen Warnung für Augen gestellt, auch die Materie von den Gespensten also abgehandelt wird, daß der Text der *Histori* gründlich erklärt, die nothwendige Lehr beneben derselben Nutzen und Gebrauch herausgenommen, und mit darzu dienlichen Exempeln und Historien ausgeführt wird. Gehalten in der Kirchen zum Barfüßern in Frankfurt, und nunmehr mit nützlichen, aus vornehmer Theologorum und anderer berühmten Auctorum Schriften genommenen Anmerkungen vermehrt, auf Begehren um dieser letzten Zeiten willen zum Druck übergeben von Bernardo Waldschmidt, evangelischen Predigern.“ —

Auf diesen Titel folgt eine Widmung, die ebenso cha-

rakteristisch für die Bildung ihrer Zeit ist und die uns zugleich vermuthen läßt, daß der heilige Eifer des Pastors, wenigstens soweit sich derselbe auf die jüdischen Aerzte bezieht, nicht ganz ohne weltliche Motive gewesen sein mag; es sind nämlich drei Schwäger, Schröder, Hochstatt und Wigel, „alle drei hochberühmte Medicinā Doctores und hochlöblicher Freier Reichs-Stadt Frankfurt wohlbestallte Physici ordinarii,“ welchen er die Predigtsammlung zueignet. In der Zuschrift an diese „hochberühmten, verschwägerten“ Aerzte wird nun der erschreckliche Trache mit Hülfe einer großen Belesenheit in der Schrift, in den Alten und in den Vätern auf's genaueste beschrieben, und dann folgen die erbaulichen Predigten, welche mit gelehrten Notizen versehen, den rohesten Aberglauben und die unmenschlichste Barbarei der Zeit durch Aussprüche der Schrift und der Väter zu stützen suchen. Jedes Blatt, jede Seite ist ein erschreckendes Denkmal des menschlichen Satanismus. — Das Streben edler und denkender Männer, welche über ihrer Zeit standen und nach Weier's Vorgange bereits gegen den mörderischen Aberglauben aufgetreten waren und sich dafür den Haß und die Verfolgung der Hüter der erstorbenen Kultur zugezogen hatten, wird auf's giftigste begeistert und ihren Ermahnungen zur Milde und Vorsicht die Folter entgegengesetzt, welche ja genugsam beweise, wie wenig Schonung und Milde das „Herengeischmeiß“ verdiene. Auf die Autorität des Magisters Ellinger sich berufend, sagt unser Pastor Seite 353: „Die nichtige exceptiones und Einrede der Zauberpatronen und Herenplacentiner, die nemlich mit ihrer Antwort auf die Frag, ob

man auch die Herrenmeister, Zauberer und Zauberin tödten solle? gar leis sind und gewaltiglich sehr stammeln, kann Meister Hemmerling mit seinem Gaufelsack, mit der Tortur und Folter sein artig refutiren und beantworten.“ —

In der vierzehnten Predigt ermahnt der Seelenhirt seine andächtige Gemeinde, sich recht fleißig und ohne Scheu nach den Zauberern und Herren umzusehen, dieselben aufzuspüren und gewissenhaft der Obrigkeit anzuzeigen. Wer so thue, sei kein Verräther, sondern handele nach dem Worte Gottes, denn Moße 5, 13. v. 6, 7, 8, 9, stehe ausdrücklich, daß wenn Jemand von dem wahren Gott abfalle und sich andern Göttern ergebe, so solle man seiner nicht schonen, noch sich seiner erbarmen, sondern selbst Hand anlegen, um ihn zu erwürgen. Zu falschen Göttern aber seien nun die Zauberer und Herren abgefallen, darum erklärten auch die weltlichen Rechte, daß der für keinen Verräther zu halten sei, der eine Zauberin der Obrigkeit anzeige, vielmehr müsse man demselben noch eine gute Belohnung geben. „Daher,“ sagt unser Prediger wörtlich, „soll ein Jeder nach Erforderung seines Berufs dazu helfen, daß sie vertilgt und ausgerottet werden, sie seien auch, wer sie wollen. Kein Mann soll für sein Weib, kein Kind für seinen Vater und Mutter, noch ein Freund für den andern bitten, sondern seinen lieben Gott und Heiland Jesum Christum, dessen geschworene Feinde Zauberer und Herren sind, mehr als die Menschen lieben und helfen, daß alle die Gott abgesagt haben, gestraft werden.“ —

Wohin solch eine pastorale Ermahnung führte, wird dem mit der Gräuelgeschichte des Herrenproceßgesetzes Ver-

trauten bekannt sein; die Unmenschlichkeit feierte ihren höchsten Triumph, die heiligsten Familienbände wurden gesprengt, das niederträchtigste Denunciationswesen gefördert, die Gerechtigkeit mit Füßen getreten, Bosheit in den Herzen, Wahnsinn in den Köpfen wachgerufen. — Statt vieler Beispiele nur eins. — In seiner berühmten Streitschrift, dem wahren Protoevangelium deutscher Aufklärung und Vermenschlichung, erzählt der große Thomasius, daß er Folgendes aus dem Munde eines Schwedischen Gerichtsassessors selbst gehört habe: „Ich und andere Beisitzer des Gerichts (nemlich zu Mora, wo im Jahr 1670 fünfzehn Kinder und 72 Weiber nebst vielen Männern wegen Härerei hingerichtet wurden) waren anfangs vollkommen überzeugt, daß gegen einige der angeklagten Personen nicht der mindeste rechtliche Grund zum peinlichen Verfahren, sondern nur die Denunciation von Seiten einiger unverständiger Kinder vorliege. Allein die geistlichen Beisitzer machten geltend, daß der heilige Geist, um der Ehre Gottes willen, den Kindern nicht zulassen würde, die Unwahrheit zu sagen, und siegten durch Anführung des Spruchs: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir eine Macht zugerichtet, daß du vertilgst den Feind und den Rachgierigen.“ —

In Folge davon, erzählt der Assessor weiter, sei dann gegen verschiedene unschuldige Personen heimlich verfahren und dieselben dem Feuer übergeben. Endlich aber, als wiederum ein angesehener und rechtlicher Mann von einem Knaben der Teufelsbündnerei beschuldigt worden wäre, habe sich einer der weltlichen Richter mit den andern be-

redet, den Knaben auf die Probe zu stellen, und ihm einen halben Thaler versprochen, wenn er aussagen würde, daß er sich in der Person geirrt habe und einen andern Mann angeben wolle. Die Maus sei richtig in die Falle gegangen, und zur Beschämung der geistlichen Herren Beißiger alle Knaben, welche sich als Angeber hätten brauchen lassen, mit der Ruthe gestraft. Dadurch habe der große Proceß endlich seine Grenze gefunden, doch leider allzuspät, denn gar viel unschuldig Blut sei bereits vergossen gewesen. —

Wiederum, sehen wir, sind es die geistlichen Beißiger, die Hüter der erstorbenen Kultur, welche zu dem Härtesten rathen und die Stimme der Menschlichkeit mit einer bei den Haaren herbeigeschleppten Bibelstelle ersticken. Man sehe sich weiter um in der Geschichte der Entwicklung der Menschheit zur Humanität; wo irgend ein neues Licht durchbrechen will, gleich sind die Hüter der verhassten Kultur mit ihren Löschhörnern da, wo Milde und Menschlichkeit gegen veraltete Barbarei in die Schranken treten, — „sind auch wir!“ sagt der Großinquisitor. — Als man anfing auf die Gedankenlosigkeit und die Barbarei des Foltergebrauchs aufmerksam zu machen, predigten und schrieben Geistliche gegen die „flachköpfigen Neuerer“ und suchten flugs wie Pastor Hosmann in Celle (vergl. dessen fürtreffliches Denkmal von der guldernen Tafel u. s. w., Celle 1718) nach Bibelstellen, welche den Gebrauch der Folter sanctioniren sollten.

Wohl wissen wir, daß Johann Grevius (ein pelagianisirender, arminianischer, d. h. zur Humanität und Menschenachtung neigender Prediger) ein vortreffliches Buch

gegen die Tortur geschrieben hat, wohl wissen wir, daß Cornelius Loos, daß Spee und Balthasar Becker zum geistlichen Stande zählten; aber, gehörten diese nicht zu den „Wenigen, die thöricht genug ihr volles Herz nicht wahrten, dem Böbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten?“ Durfte etwa Spee sein humanes Herz unverhüllt zeigen, schmachtete Grevius nicht im Gefängniß, mußte der katholische Priester Cornelius Loos nicht widerrufen, ward dem Balthasar Becker nicht die Kanzel verboten und er von seinen Amtsbrüdern auf's Bitterste angefeindet?! —

Genug! Wo immer einmal ein Hüter der abgestorbenen Kultur zusammenschauderte vor dem Moder, dem er ein Scheinleben einhauchen sollte, und mitschwimmen oder gar voranschwimmen wollte im Strome des neuen Kulturlebens, gleich waren die gegen den Strom arbeitenden Haifische da, um ihn in den Grund und in den Schlamm zu zerren. Sapienti sat!

Frühling im Winter.

Der „wunderschöne Monat Mai“ macht sich am schönsten in den Versen der Dichter, während er in der Wirklichkeit uns nur allzuoft frostig daran erinnert, daß er sich eben erst den eisigen Händen des Winters entwand. Indeß wer weiß nicht, daß der vielgefeierte auch seine Tage hat, welche die Begeisterung des Dichters mit Lerchengesang und Nachtigallenschlag wach rufen und den ganzen Menschen mit unaussprechlichem Wohlbehagen und sanft herabwehenden Blüthen überschütten!

Am Morgen eines solchen Maitags war's, als ich unter den duftenden Blüthenbäumen der vor dem südlichen Thore einer kleinen norddeutschen Stadt gelegenen Gartenchenke saß, in welcher weniger Einheimische als Fremde vorsprechen, die häufig die kleine Stadt und ihre Umgebungen wegen ihrer reizenden Lage besuchen. Ein Schoppen Bier oder eine Tasse Kaffee ist so ziemlich Alles, was man auf der Gartenchenke haben kann, aber das genügt, denn wer hieher kommt, hat bereits in den wohlversorgten Gasthöfen der Stadt den kostspieligeren Anforderungen des Lebens genügt und bescheidet sich, mit dem Aufwande eines Groschens ein Plätzchen zu erwerben, von wo aus er das von einem breiten Strom durchzogene Wiesenthal

überschauen kann, welches durch steil aufragende Waldhöhen begrenzt wird.

Die spielenden Fischerkähne, die weidenden Heerden und die von Wein umlaubten, zerstreut liegenden Hütten bilden hier die Scenerie für ein liebliches Idyll, welches vor der träumenden Seele des sinnigen Wanderers auftaucht, der von dieser Gaisblattlaube aus in die frische grüne Welt schaut, während ihm, wenn er zuvor auf einer der nördlichen, steil über der Stadt aufragenden Höhen stand, das Wiesenthal ganz in der wildromantischen Landschaft aufging, welche mit ihren waldigen Bergen und Klüften, mit ihren Felscolossen und mit den altergranen Thürmen der tief unten liegenden Stadt sein Gemüth überwältigt, daß es gepackt von der Erhabenheit des Anblicks aufwogt, wie der unten brausende Strom, dessen schaumspitzende Wogen donnernd über das Wehr fallen.

Hier auf der kleinen Gartenchenke tönt das Brausen des fernen Katarakts nur wie leises Summen zu uns herüber, Alles um uns und vor uns athmet tiefen Frieden und wonnige Ruhe. Wir sind noch ganz allein hier, und mit dem Schifflein, welches dort auf dem ruhigen Strome zwischen blumigen Ufern dahinzieht, fließt der Blick in die stille Ferne oder haftet an dem nickenden Gaisblatt und den vollen Blüthendolden über uns, welche der sanfte Hauch der lauen Luft oder die durchschlüpfenden Vöglein leise bewegen. — Da klingt die Thür im Gartensaal, und eine schlanke, weibliche Gestalt verschwindet, nachdem sie uns freundlich wie einem alten Bekannten zugenickt, mit

einem leeren Bierkrug in dem Felsenkeller, um den einsamen Gast durch einen frischen Trunk zu erquicken.

Diesmal hast du dich getäuscht, lieber Leser, wenn es mit der Erwähnung einer schlanken, weiblichen Gestalt sofort bei dir feststand, daß du nun etwas von den „schwarzen Rabenlocken“ oder dem „Goldhaar und den Veilchenaugen“ einer schmucken Kellnerin hören würdest. Nichts davon. Denn den „Rosenmund“ jener Hebe, welche jetzt in knarrenden Schuhen, mit dem schäumenden Bierkrug in der Hand auf uns zutrippelt, haben, um mit Claren zu reden, bereits vierzig Sommer geküßt, und unter solch häufigem Küssen des heißen Sommers, weißt du, welken die Rosen der Lippen dahin, zumal wenn der so lange Geküßte kein freundliches und verjüngendes Leben lächelte.

Fräulein Meta ist auch nicht die Kellnerin, sondern die Eigenthümerin der kleinen Schenke und Niemand geht ihr hier zur Hand, als die an derbe Hausarbeit gewöhnte, ebenfalls unverheirathete Tante, welche dort am Fenster des Gartenjaals beim Nähzeug sitzt; die beiden alten Mädchen können auch die kleine, wenig besuchte Wirthschaft vollständig verwalten. — — „Guten Morgen, Herr Doctor! so ganz allein hier?“ — „Ja, Fräulein Meta, die Freunde blieben in der Stadt, ich aber mußte hinaus um mich eines freundlichen Grußes und eines frischen Trunkes auf der Gartenschenke zu erfreuen, und da finde ich ja beides ganz so, wie ich's wünsche. Es geht Ihnen gut, liebe Meta, nicht wahr?“ — „Besten Dank, lieber Herr, es geht so leidlich hin. Sie wissen, die Schenke bringt wenig auf und, wir müssen fleißig Nadel und

„Scheere rühren, wenn wir Brauer und Bäcker befriedigen wollen; es ist nun einmal so.“ — „Nun, so lassen Sie's gut sein, Meta, holen Sie doch Ihr Nähzeug hierher und lassen Sie uns ein halbes Stündchen verplaudern in dieser schönen Einsamkeit.“ — „Ach, dem Herrn kann wenig an meiner Unterhaltung gelegen sein,“ lispelte Meta; „doch wie Sie befehlen.“

Da geht sie hin gesenkten Hauptes, und wohl nicht heitere Frühlingsgedanken prägen sich in den Falten der welkenden, einst gewiß marmorflaren Stirn aus, denn die Meta soll, wie ich höre, in ihren jüngeren Jahren eins der hübschesten Mädchen der Stadt gewesen sein. Auch hatte man's ihr nicht an der Wiege gesungen, daß sie einst auf der kümmerlichen Gartenchenke jedem Ankömmling mit einem Krug Bier aufwarten müsse, und heiter und wolkenlos hatte ihr der Himmel der Kindheit und ersten Jugend gelächelt. Da brachen, als Meta sechszehn Jahre zählen mochte, Stürme über das wohlhabende Kaufmannshaus herein, in welchem Meta als die einzige Tochter mit aller elterlichen Liebe und Sorgfalt erzogen wurde, und der Wohlstand des Hauses kam gänzlich in Verfall. Mit den Trümmern seines Vermögens kaufte Meta's Vater die kleine Gartenchenke und hinterließ sie, als auch die Mutter vorausgegangen, nach einigen Jahren als einziges Erbe der Tochter, welche nun mit der arbeitsamen Tante schon manchen Sommer über hier wirthschaftet. Im Winter beziehen die stillen Lebensgenossinnen eine kleine Wohnung in der Stadt, denn die Gartenchenke ist so leicht gebaut, daß sie nicht gegen die eifigen Stürme hin-

länglich schützt, welche diese freiliegende, lustige Sommerwohnung von allen Seiten erfassen und mit Kälte und Unbehagen überschütten können. — So werden nun diese beiden alten Mädchen in einförmigster Lebensweise und in ewiger Arbeit ihre noch beschiedenen Tage hinbringen, bis ihnen die fleißigen Hände schlaff herabfallen oder sich zum letzten Gebete falten. Ach, nicht allen ist es vergönnt von dem Leben als einer „schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins und Wirkens“ zu scheiden, gar Mancher schleppt es hin mit Duldung und Ergebung als eine drückende Last und überläßt dem erlösenden Tode gern die Bürde, die ihm das Herz zusammenpreßte. — Da kommt die Arme und versucht ein heiteres Lächeln, während sie das Nähkästchen vor mir auf den Tisch stellt. Sie rückt eine aus rauhem Tannenholz gefügte und halbverwitterte Fußbank zurecht und nimmt auf dem Gartenstuhl Platz, um an dem blendenden Weißzeug zu arbeiten, welches ihren Schooß bedeckt.

„Was soll denn da werden, Fräulein Meta, mit dem feinen Leinen und den rothen Fädchen?“ — „Ich will Wäsche zeichnen, schauen Sie mal her, dieses Alphabet auf dem Muster, sind die Buchstaben nicht reizend verschlungen? Dieses H und dieses B habe ich gewählt; die gute Hermine führt nun bald einen andern Familiennamen, es gehört zu ihrer Aussteuer, was ich hier zeichne.“ — „Wer ist denn die glückliche Braut?“ frage ich, froh ein Thema gefunden zu haben, welches die Unterhaltung nicht sobald ins Stocken gerathen lassen würde. — „Ja wohl, seufzt Meta, es ist eine glückliche Braut, die Her-

mine, die nun bald Frau Doctor Schüler heißen wird; ihr Bräutigam hat sich vor nicht langer Zeit bei uns als Arzt besezt, und er ist ein sehr liebenswürdiger und solider Mann. Aber Hermine verdient's auch," fährt Meta mit Wärme fort, „daß es ihr gut geht, sie war ein herziges liebes Mädchen von Kindheit auf; wie oft habe ich die Kleine auf meinen Armen gehalten, als der Vater noch lebte und wir in der Stadt wohnten. Ganz so glücklich wie sie damals aus den klaren, blauen Augen mich anlächelte, lächelte sie mich gestern an, als sie ihre Bestellung machte; sie reichte mir die Hand wie einer alten Freundin und will Alles meinem Geschmacf überlassen. — Ihre Eltern aber sind hochmüthige Leute und gehen stolz und kalt an mir vorüber, kaum meinen Grufß erwidern, obgleich unsere Familien vor langen, langen Jahren befreundet waren. — — Doch so geht's dem Armen," seufzt das Mädchen nach einer Pause, und es feuchten sich die auf das Weißzeug geneigten Augen.

„Ei, wer wird sich um solch thörichte Leute Kummer machen," meinte ich tröstend und warf, da mir im Augenblick nichts Besseres einfallen wollte, einige allgemeine Redensarten hin über die Laune des Schicksals und raschen Glückswechsel, welcher oft ganz unerwartet und plötzlich ein sich abhärmendes Herz in ein froh und glücklich schlagendes verwandeln könne. — Doch Meta antwortete kopfschüttelnd und durch Thränen lächelnd: „Ach, für mich ist das Alles nicht, lieber Herr, denn" „Warum nicht," unterbrach ich scherzend, „können Sie nicht so gut wie gestern Beitel Hirsch das große Loos gewinnen, oder

kann nicht noch alle Tage ein reicher Freier kommen und der noch immer hübschen Meta aufgeben, recht fleißig an der eigenen Aussteuer zu arbeiten!“ —

Niemals hatte ich Ursache, einen leicht hingeworfenen Scherz so tief zu bereuen, als diese ganz unschuldige Aeußerung, die man mancher alten Jungfer sagen darf, ohne dafür scheel angesehen zu werden. Aber was war das mit der Meta? Kaum waren meine letzten Worte in dem Rollen und Rasseln einer eleganten Karosse verflungen, welche hart an der Gartenschenke auf der Landstraße dahinbrauste, als Meta mit einem leisen Schrei krampfhaft nach dem Herzen fuhr, heftig das Weißzeug von sich warf und laut weinend dem Gartenjaal zueilte. Verdußt starrte ich der Fliehenden und dem dahin rollenden Wagen nach, aus welchem das blasser Antlitz eines Mannes zu mir heraufblickte, und folgte dann der Meta, um sie zu begütigen. Aber an der Schwelle des Gartenjaals trat mir verstörten Gesichts die Tante entgegen und sprach mit Hast: „Ach Gott, das arme Kind, es hat sich in der Küche verschlossen mit seinem alten Uebel, dem Weinekrampf, es ist herzerreißend!“ — Auf meine besorgte Frage, ob ich die Arme gekränkt hätte, erwiderte die Tante: „Nein, nein! ich weiß schon, es ist um den dort“, und damit zeigte sie dem eben vorbeifahrenden Herrn nach. — „Wer ist denn der Mensch, und was hat ihm die arme Meta gethan?“ fragte ich mit reger Theilnahme.

„Ach, das ist eine lange Geschichte, lieber Herr,“ antwortete die Tante, „doch ich will's kurz machen, ich sehe Gäste die Straße entlang kommen. Stellen Sie sich vor,

der dort zum Thor einfährt, ist der reiche Werner, er war vor länger als zwanzig Jahren mit der Meta so gut wie verlobt, und mehr als einmal hab ich's mit diesen meinen Ohren gehört, daß er ohne die Meta, die ihm von ganzem Herzen gut war, nicht leben könne. — Da kam, wie Sie wissen, das Unglück über unser Haus, und Meta wurde ein armes Kind. Nun ging's an ein Zureden von Eltern und Verwandten und andern neidischen Leuten auf den Werner, er solle doch bedenken, was er vorhabe, ein armes Mädchen wäre ihm nichts nütz, er müsse Geld im Geschäft haben, und einer reichen Braut in H . . . wäre er herzlich willkommen. Lange hat er sich gewehrt, aber endlich hatten sie ihn mürbe gemacht, und er reiste ab, um mit einer reichen Frau wiederzukommen. Gott! wenn ich noch an die Zeit denke, möchte ich vergehen. Wir glaubten, die Meta wäre uns gestorben, da war gar kein Trost möglich, und dazu nun die ungewohnte Roth und bald drauf das kümmerliche Leben hier auf der Garten-schenke! Ach, es wollte uns kein froher Tag mehr kommen. Aber der Werner ist seiner reichen Frau auch nicht froh geworden; ob ihm doch das Herz blutete wegen der verlassenen Meta, die wie ein Schatten wurde, oder ob seine Frau, von der er nun schon seit Jahren gerichtlich geschieden ist, wirklich so böß war, wie die Leute sagten, — genug, er soll trotz seines vielen Geldes immer mürrisch und unzufrieden gewesen sein. Nachher ist er nach H . . . gezogen, und, obwohl er der Frau das Ihrige zurückgegeben, noch immer reicher geworden, woraus man sieht, daß das Wort Recht behält, welches sagt: Wer

unglücklich in der Heirath ist, der ist glücklich im Spiel und im Geschäft. Das Geschäft hat er nun ganz angegeben und wohnt seit letztem Winter wieder hier, er ist erst 45 Jahr alt und schon fast ganz weiß, aber ich sehe ihn noch vor mir, als wär's gestern gewesen, mit seinen kastanienbraunen Locken, wenn er kam und der Meta sagte, daß er nicht ohne sie leben könne. Ach, das arme Kind hat ihn nie vergessen. Wie oft hab' ich drum mit ihr gekniffen und ihr die Gedanken an den Falischen ausgerebet; half Alles nichts. Seit diesem Frühjahr ist's schlimmer mit ihr geworden als die Jahre vorher, als der Werner fort war. Ist's doch auch, als ob der böse Mensch die Arme noch verhöhnen wollte, da er fast täglich hier vorbeifährt; es giebt doch der Fahrwege mehrere und bessere. Aber so böß, uns zu verhöhnen, ist er doch wohl nicht, denn schlecht war er eigentlich nie, allein die Meta kann ihn nicht sehen, ohne daß das alte Uebel eintritt. Aber da kommen die Gäste, ich muß mich rühren, das arme Kind ist ganz verweint und kann sich nicht sehen lassen. Beehren Sie uns recht bald wieder, Herr Doctor!"

„Freut euch des Lebens! Weil noch das Lämpchen glüht!“ singen die den Garten betretenden Gäste, junge, gesunde Bursche, die dem Frohsinn und dem vollen Lebensgefühl, welches aus ihren glänzenden Augen leuchtet und von ihren frischen Wangen strahlt, in dem ersten besten Jubelliede Ausdruck geben. — Was mag die arme Meta denken, wenn der Jubel dieser glücklichen Menschen die einsamen Wände durchhallt, welche Zeugen ihrer

Thränen und ihrer Qual sind! „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual,“ sage ich mir leise, als ich die duftende Fliederhecke entlang der Stadt zuwandere.

Fern und nah in der lachenden Natur umspielt mich fröhliches Leben, die bunten Falter und Käfer tummeln sich ausgelassen über den nickenden Blüthen, der Wettgesang der Vögelein durchflingt lustig die frisch grünen Zweige, und drüben auf weitem Wiesenplan jagen sich in übersprudelnder Lebenslust die jungen Füllen, welche mit ihren Koboldsprüngen die aufbrüllenden Heerden der „breitgestirnten, glatten Schaaren“ in dem behaglichen Genuß der süßen Weide stören. Wie klangvoll und so ganz aus voller, freudig gestimmter Seele ertönt das lustige Lachen jener Bleicherinnen zu mir herüber, vor welchen dort der junge Schifferbursche seinen Rahn anhält, um seine wohl aufgenommenen Scherze zu treiben. Einen blitzenden Regenbogen von dichten Wassertropfen schleudert der Schalk mit dem Ruder auf die Mädchen, und freischend stürzen sie mit ihren Wurfschaukeln zum Ufer, um Gleiches mit Gleichem zu vergelten; aber der Bursche weiß das Ruder zu führen, ein paar kräftige Stöße treiben ihn in die Mitte des Stroms, und die drohenden Mädchen auslachend schießt er mit dem leichten Rahn pfeilschnell dahin. — „Halt, Schiffer, Landsmann, nimm mich mit zum Werder!“ — Und gleich knirscht der Rahn des gefälligen Schiffers auf dem Uferande, nimmt mich auf und führt mich rasch den Freunden auf dem Werder zu. — Die lagern dort singend und plaudernd bunt im Grase,

und der Strahl der ungetrübten Frühlingssonne umzittert ihre gefüllten Gläser mit goldenem Feuer. Sie lassen die Gläser erklingen und entflammen mit dem goldenen Feuer das Herz, daß es höher schlägt im Wohlgefühl des Daseins; aber mein Becher bleibt unberührt, ich kann jetzt nicht fröhlich sein mit den Fröhlichen, denn das ringsum blühende Frühlingsleben verwandelt sich vor mir in die Dede des Winters, wenn ich des armen gebrochenen Herzens gedenke, welches drüben auf der Gartenbank sich abhärmt in tiefem, unheilbaren Weh. — — Ich setze mich zu einem alten, braven Herrn aus der Stadt, den die Würde der Jahre und der Schmuck der Silberlocken, welche sein schönes Greisenhaupt umspielen, von der allzulauten Lust der Jugend ferner halten, und theile ihm mit, was mein Herz winterlich trübe stimmt inmitten der Frühlingswonnen.

„Ach ja, das arme Mädchen,“ meint der Herr theilnehmend, „ich kenne die Geschichte von Anfang an: der Herr Werner würde auch froher durch's Leben gehen, wenn er dem Mädchen nicht die Treue gebrochen.“ — „Ist denn der reiche Mann nicht glücklich?“ — „Ah, sehen Sie ihn nur an, er ist an Jahren ein Jüngling gegen mich, aber wenn wir zusammenstehen, soll es Ihnen schwer werden zu entscheiden, wer von uns der ältere ist. Der hat mit seiner Frau ein Leben geführt, wie ich's meinem ärgsten Feinde nicht wünsche. Und seit er sich dem unerträglichen Ehejoch entwunden hat, ist's mit ihm um nichts besser geworden, es ärgert ihn die Fliege an der Wand, und man munkelt gar von einem Selbstmordver-

such, den er neulich gemacht haben soll, und der durch seinen Buchhalter glücklicher Weise vereitelt wurde."

Unser Gespräch stockte, weil jeder von uns wohl viel zu denken hatte. „Wie öd und winterlich mag es in dem Herzen des unglücklichen Mannes aussehen," dachte ich bei mir, „der vielleicht heute dort so froh wie Jene sich des Weins und des Frühlings freuen würde, wenn er vor langen Jahren das Herz, welches er brach, an das seinige gezogen hätte. Wie froh würde er seines Reichthums, wie froh vielleicht einer blühenden Kinderſchaar ſein, während jezt in den öden Prachtsälen nur Melancholie, Trübsinn und vielleicht auch Neue ſeine einzigen quälenden Geſellſchafter ſind."

* * *

Im Laufe des Tags und im Geräusch der Heimfahrt vergaß ich der beiden unglücklichen Menſchen und ihres freudenloſen Daſeins und dachte wohl mehrere Wochen nicht viel daran; hat doch ein Jeder im Drange des Lebens ſo ſehr mit ſich ſelbſt zu thun, daß ihm wenig Zeit übrig bleibt, ſich viel mit den Schickſalen und Lebenswegen Anderer zu beſchäftigen. Da ward mir eines Morgens ein Brief überbracht, und wer beſchreibt mein Erſtaunen, als mir beim Oeffnen deſſelben eine Karte entgegenfällt, auf welcher tief ſchwarz und kräftig die lapidariſchen Worte erglänzen: „Meta F...., Eduard Werner, Verlobte."

Jezt ließ es mich nicht im Hauſe, ich mußte wieder hin zu den waldigen Bergen, zu den grünen Wieſen und dem wimpelbedeckten Strome der Stadt, wo jezt zwei

Herzen sich verjüngten und noch einmal warm wurden im Frühlingsgefühl der Jugend, der Jugend, die in ihrer ganzen Kraft und Lebensfülle längst für sie vorüber war, die aber jetzt noch einmal gleich der scheidenden Sonne hell und warm in ihnen aufflamnte und sie die winterlich trüben Tage vergessen ließ, die ihr bekümmertes Gemüth inmitten der schönsten Sonnenpracht angefröstelt hatten.

Mein erster Weg führte auf die Gartenschenke. Ein mich fremd anblickender Kellner brachte mir den verlangten Schoppen, und auf meine Frage nach dem Fräulein Meta antwortete der Bursche respectvoll: „Fräulein Meta sind eben mit dem Herrn Commerzienrath zur Stadt gefahren.“ — „Ist denn die Tante nicht zu Hause?“ — „Ja, Fräulein Katharine sind in der Küche, ich bin zur Aushülfe hier, doch nur auf einige Wochen, denn sobald Fräulein Meta ihre Aussteuer besorgt hat, mit welcher sie jetzt beschäftigt ist, wird die Hochzeit ausgerichtet, und ich trete dann bei der Herrschaft als Bedienter ein, um sie zunächst auf ihren Reisen zu begleiten. Die Gartenschenke geht dann ein, weil der Herr Commerzienrath hier ein Landhaus bauen wollen.“

Ich frenete mich von ganzem Herzen darüber, daß die Gartenschenke auf solche Weise dem Publikum verloren ging, und begrüßte die Tante, die mir mit dem glücklichsten Gesicht und in gewohnter Redseligkeit entgegenkam: „Nicht wahr, Sie wundern sich, lieber Herr“, floß es ihr geflügelt vom Munde, „das hätt' ich auch im Traume nicht gedacht, daß es noch so kommen sollte! Aber der Herr Werner ist nicht umsonst und am allerwenigsten aus Hohn

so oft hier vorbeigefahren, er hat's eben nicht lassen können, und es ist ihm nicht besser ums Herz gewesen als der Meta. Gott! ich dachte, sie würde nicht wieder aus der Ohnmacht erwachen, als am Tage vor Pfingsten der Werner so blaß und verstört hier heraufkam und grade auf uns zu in den Gartenaal trat. Geweint hat er wie ein Kind, und als die Meta sich endlich von ihrem Schrecken erholte, hat er wohl hundert Mal gesagt: sieh'st du nun wohl, Meta, daß ich ohne dich nicht leben kann, ich hatte es wahrlich nicht gelogen, wenn ich dir das früher sagte, und wenn du nun willst, daß ich leben soll, so mußt du mit mir leben als meine liebe, liebe Frau. Na, das Andere können Sie sich denken; Meta sagte natürlich nicht nein, und Alles ist in Ordnung. Mein Himmel! das wird zu thun geben für die Hochzeit, die ganzen Honoratioren werden eingeladen, und es kommen jetzt Leute, uns zu gratuliren, die uns früher nicht gekannt haben und ganz untröstlich sind, daß sie das Glück unserer Bekanntschaft so lange hätten entbehren müssen. Ich denke natürlich mein Theil dabei, es ist ja einmal so in der Welt, vor dem Gelde beugt sich Alles, aber freilich, den Werner hätt's doch nicht froh gemacht, wenn er die Meta nicht nahm."

Nicht ohne Mühe entfloß ich endlich mit guter Manier dem Redefluß der Alten, und ihre letzten Worte fest haltend dachte ich, als ich wieder zwischen den Fliederhecken der Stadt zuing: „Ja, allmächtiges Geld, wer vermag mehr über den Alltagschlag der Menschen als du! Die Menge betet dich an, ist dein Slav und du

schlägst Herzen und Gedanken in goldene Fesseln, du machst Lüge zur Wahrheit, Thorheit zur Weisheit, Schurkerei zur Tugend, du fassst selbst mit kalter, metallener Hand in den mächtigen Zug der Natur, welcher das Herz zum Herzen zieht. Aber was kannst du deinen Sklaven geben für den Verlust der edelsten Gefühle und der Selbstachtung? Nur immer und immer wieder dich selbst. Nur immer den blinkenden Schein des Glücks, aber nicht das wahre Glück, dessen Füllhorn edleren Händen anvertraut ist. Du konntest den tiefen Riß in Werner's Leben mit Goldschaum überziehen, aber nicht ihn heilen, und nicht mit Millionen hättest du dem treuen Herzen der Meta das einmal verkümmerte Leben verschönt. — Schau, da kommen sie ja Arm in Arm den Weg herauf.“

Glück und Freude strahlt aus den Gesichtern, als ich freundlich grüßend meine Gratulation anbringe. Ich konnte nicht umhin an mein prophetisches Scherzwort zu erinnern, nach welchem die Meta bald mit der eigenen Aussteuer zu thun haben würde; und selig blickte mich jetzt das Mädchen an, das damals weinend von mir geflohen war. Herr Werner bot mir herzlich die Hand, und ich mußte ihm mein Wort geben, daß ich bei der Hochzeit nicht fehlen würde. Das gab ich und verließ froh die Glücklichen.

Silberner blinkte mir heute der Strom, blumiger erschien mir die Wiese, und fröhlicher erklang mir das Leben in der schönen Landschaft, die mit all ihrer Wonne jetzt wohl noch tiefer empfunden wurde von dem lang getrennten Paar, dem nach trüber winterlicher Zeit endlich noch ein holder Frühling lächelte.

Eine Wanderung nach der Winzenburg.

Hast du Lust, lieber Leser, mit mir Blüthen alter Volkspoesie zu brechen, wie sie frisch und bunt an einem über Wiesen, Feld und Wald führenden Wege blühen, so begleite mich auf einer Wanderung von Hildesheim nach den Trümmern der Winzenburg, dem uralten Sitz des berühmten Hausgeistes Hödeken. — Kein anderer Landstrich im alten Stift möchte dem Sammler oder dem Freunde der Volkspoesie eine so reiche Fülle von Sagen bieten, wie der, welchen wir jetzt durchstreifen wollen.

Raum haben wir das südliche Thor der altehrwürdigen Stadt verlassen, um den fernen waldgekrönten Bergen zuzuwandern, welche die Thäler von Saldetfurth und Lamm-springe umkränzen, so wandelt unser Fuß auf dem Anger, welcher das versunkene Dorf Hohensen bedeckt. Ist's eine Sonntagsfrühe, in welcher wir unsere Wanderung antreten, so dürfen wir uns nur auf dem üppigen Rasen niederlassen und das Ohr an die Erde legen, dann wird leise heraufklingender Orgelton und Glockenklang aussagen, daß die versunkene Gemeinde auch in der Unterwelt noch weiß, wie dieser Tag der Tag des Herrn ist.

Mitten im Anger stoßen wir auf den Torso eines Steinbildes. Man erkennt nur noch das Bruststück. Das ist der letzte Rest vom Bürgermeister Prallas, welcher einst mit seinem Spießgesellen Rattenbraß die Stadt verrieth. Die Verräther hatten versucht, den Feind zum Hagenthor einzulassen, wurden aber an ihrem bösen Vorhaben verhindert und zur Strafe ihrer Verrätherei in eisernen Körben am Thor aufgehängt. Als sie nun in diesen Körben gestorben und verdorben waren, stellte man zum ewigen Gedenken der Verrätherei ihre Steinbilder auf der Stadtmauer am Hagenthor auf. Da standen sie Jahrhunderte lang und wurden von den Kindern mit Steinen geworfen, bis vor der alles umkehrenden Zeit Thorgewölbe und Mauer, und mit ihnen Rattenbraß und Prallas zusammenstürzten. So lange die Bilder standen, liefen jedesmal am Charfreitagmittag die Kinder der ganzen Stadt vor dem Hagenthor zusammen, denn dann, hieß es, würden die Steingebilde Schlag zwölf Uhr auf eines Hahnschreies Länge lebendig und kehrten ihre sonst abgewandten Gesichter der Stadt zu. —

Der liebliche Reiz der Landschaft, welcher sich jetzt reicher und reicher unsern Blicken entfaltet, ruft die Gedanken aus dem Moder entchwundener Jahrhunderte ins frische Leben zurück. Müßig wandern wir, von wogenden Kornfeldern umtraucht, auf den Höhen dahin, und unser Auge schweift über das frische Grün der weithingestreckten, von der vielfach gewundenen Innerste mit silbernen Borden geschmückten Wiese zu dem Azurblau der fernen Berge, welches mit dem altergrauen, von stolzen Pappeln um-

grünten Schloß Marienburg verschmilzt und den trunkenen Blick gefesselt hält. Eine feierliche, milde Ruhe liegt in dieser Sonntagsfrühe auf dem weiten grünen Plan, er lockt uns von der fahlen Höhe zu seinen weichen Pfaden und, wie steil auch der Abhang ist, wir stürmen ihn, wie in fröhlicher Knabenzeit kühn hinab, der Jubelschlag der Lerche begleitet unsere tollten Sprünge und verschwimmt, wie wir aufathmend unten auf schwellendem Rasen stehen, mit den tief zum Herzen sprechenden Tönen des Glöckleins im fernher schimmernden Dorffkirchthurm. Die Töne tragen unsere Gedanken davon und wiegen sie ein in träumerische, wonnige Ruhe, -- da gähnt uns aus dem Thonschieferhügel, welcher neben unserm Pfade herläuft die schwarze Mündung einer Höhle an, es ist das „Zwergsloch“; eifrig flüstert und nickt ein seltsam verzweigter Hagedorn vor dem schwarzen Eingang, als plauderte er dort mit unsichtbaren Wesen, die seine Sprache verstanden und theilnehmend zuhörten, wie es einem alten, wetterzerzausten Hagedorn zu Muth ist.

Die Zwerge lassen sich nicht mehr sehen, die meisten sind längst ausgewandert, und der Rest hat sich tief in das Innerste der Höhle zurückgezogen und vor den zudringlichen Menschen auf immer verborgen. Vor Zeiten hausten sie hier als ein großes Volk unter einem mächtigen König, und der Besitzer der Aecker, welche über dem Zwergsloch liegen, war ein glücklicher Mann, denn die Zwerge waren fleißige Schmiede, und durch die Hitze ihrer immer rauchenden Esse, welche den Erdboden weit und breit durchwärmte, gedieh das Korn oben so wunderbar, daß es

hundertfältigen Ertrag gab. Ja, nicht selten soll man in den dort geernteten Aehren silberne und goldene Körner gefunden haben. — Ein reicher Sagenschatz von hoher Alterthümlichkeit und tiefer mythologischer Bedeutung mochte früher über die Lippen des Volks gehen, wenn des Zwerglochs erwähnt wurde, denn schon das Wenige, was erhalten wurde, ist bedeutsam, schön und drollig, es tummelt sich vor unserer Phantasie wie der prachtvolle Machaon, der dort mit dem getigerten Segelfalter den Distelbusch auf kahler Höhe umflattert, und begleitet uns zur „Karbe“, einer öden Bergschlucht vor Marienburg, um hier durch die Erinnerung der Sage verdrängt zu werden, die an dem schauerlichen Orte haftet, welchen wir jetzt betreten.

Der hart am Ufer der Innerste sich hinziehende Thonschieferhügel, dem wir nun schon eine halbe Stunde lang gefolgt sind, spaltet sich hier in kahle Wände, welche nach unten so nahe zusammentreten, daß das hindurchfließende Riesel kaum noch einem Fußgänger Raum läßt. Mit Mühe verfolgen wir den Lauf des Baches, der über kleine Abhänge stürzend, leise plätschert und murmelt, als habe er Geheimnißvolles zu erzählen. Die Sprache des Baches ist der einzige Laut, den man in dieser Einsamkeit vernimmt. Plötzlich aber rauscht und flattert es ringsumher, und eine Flucht Krähen hebt sich lautfräzend in die Luft. Indem wir unwillkürlich die Flucht mit dem Auge verfolgen und unsere Blicke nach allen Seiten hinwenden, sehen wir uns ganz von den Thonschieferwänden eingeschlossen. Da ist kein Ausgang und kein Eingang und keine Fernsicht, nur ein kleines Stück der Himmelsbläue

lacht über uns und wir wissen, daß wir an „Schaperjohannis“ feuchtem Grabe stehen. Hier nämlich hat der Bach ein breites Becken ausgewühlt und in diesem ruhen die Gebeine Schaperjohannis.

Schaperjohann war der Name eines zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs berühmten Räubers und Mammonsdieners, der durch eine lange Reihe von Verbrechen große Schätze zusammengehäuft hatte. Diese vergrub er in der Schlucht und leitete den Bach über den verborgenen Hort. Von Zeit zu Zeit aber begab er sich in diese Einsamkeit, um sich an seinem Mammon zu erfreuen und ihn durch neue Beute zu vermehren. Dann dämmte er oberhalb den Bach ab, legte das Flußbett trocken und wühlte gierig in dem unrechten Gute. Bei diesem Treiben ereilte ihn aber endlich die Strafe. Ein unter erdererschütternden Donnereschlägen plötzlich herabrauschender Wolkenbruch schwellte den kleinen Bach im Nu zum reißenden Strom an; der durchbrach den Damm und stürzte Felsstücke vor sich herwälzend auf den Räuber nieder, so daß er zusammenbrach und für immer mit seinen Schätzen zu Grunde ging. Nun geht er Nachts um und schreckt die Leute durch einen Weheruf, der das Blut erstarren macht.

Eines Nachts erschien er einem beherzten Schäfer in der Hürde und offenbarte ihm, wer er sei und wie er umgekommen, und bat den Schäfer flehentlich, ihn zu erlösen. — „Was frieg ich dafür und wie fang' ich's an?“ sagte der beherzte Schäfer. — „Du gehst, wenn die Sonne hoch im Mittag steht,“ antwortete mit einem tiefen Seufzer das Gespenst, „in die Karbe bis an das große Wasserloch,

dämmst oberhalb das Wasser ab und gräbst und gräbst und läßt dich durch nichts irren, bis du meine Gebeine findest, die hebst du auf und begräbst sie mit einem Vater unser in geweihter Erde. Dafür soll der Schatz dein sein, über welchem jetzt meine Gebeine ruhen, er wird hinreichen, dir eine Grafschaft dafür zu kaufen.“ — „Gut,“ sagte der Schäfer, „ich will's thun.“ — Da verschwand der Geist.

Am folgenden Mittag machte sich der Schäfer mit dem Grabscheit auf den Weg, und als er die Schlucht betrat, flog ein Rabe so groß wie eine Gans auf, zeigte dem Schäfer den Weg und rief: „Grab, grab, grab!“ — Der Rabe setzte sich über dem großen Wasserbecken auf einen Hagedornstrauch und ließ nicht nach mit seinem Ruf, bis der Schäfer arbeitete, daß ihm der Schweiß von der Stirn floß. Er sperrete mit einem starken Damm den Bach ab und schöpfte mit seinem Hute das Wasser aus, welches über Schaperjohanns Grabe stand, dann fing er eifrig zu graben an und hatte schon einen guten Theil Schlamm und Schutt weggeräumt, als ferner Donner ihn aufhorchen und mit der Arbeit einhalten ließ. Da schlug der Rabe wild mit den Flügeln und schrie lauter und eifriger als zuvor: „Grab, grab, grab!“ —

Mit ängstlicher Hast grub der Schäfer tiefer und tiefer, da flammte ein Blitz auf, ein furchtbarer Donner Schlag machte den Berg erbeben und gleich einem Wolkenbruch stürzte der Regen herab. Erschrocken sprang der Schäfer aus der Grube, aber sein Schrecken sollte sich zum Entsetzen steigern, denn der riesenhafte Rabe stürzte auf ihn herab, schlug ihn grimmig mit den schwarzen Flügeln und

rief mit einer Stimme, die den Donner übertönte: „Grab, grab, grab!“ — Da züchte, heulte und pfiß eine Windbraut durch die Schlucht und warf den Raben vor sich her, vergebens kämpfte er gegen die Sturmesgewalt, und bald erschallte nur noch aus weiter, weiter Ferne wie von verzweifelnder, ersterbender Stimme das schauerliche „Grab, grab, grab!“ — Aber mit dem Graben war's aus, denn der hochangeschwollene Bach durchbrach den Damm, stürzte seine donnernden Bogen in das trocken gelegte Becken und deckte mit Schlamm und Felsstücken die Gebeine Schaperjohanns für immer. Denn den Schäfer hätte, wie er später versicherte, kein Königreich dazu gebracht, die Arbeit wieder aufzunehmen, und wird auch kein Anderer so vermessen sein, die Erlösung zu wagen. Drum werden die Gebeine des Räubers dort im feuchten Grunde auf unrechtem Gute ruhen, bis zum Tage des Gerichts.

Auf, hinaus, aus diesem unheimlichen Erdwinkel in die heitere, sonnige Landschaft! — Wir folgen dem Bache aufwärts und sehen uns bald im bunten Gewimmel der Landstraße, der folgen wir der rauschenden Pappelreihe entlang nach der Marienburg, welche, wie das Volk sagt, einst die Beste mächtiger Tempelritter war. Unser Blick schweift um das graue Gemäuer und haftet am Giebel an dem Storchennest, auf welchem einbeinig, ehrbar und würdevoll Vater Storch steht und nach der Frauliebsten ausschaut, welche dort im Wiejengrund schwebt und am frohschreien Weiher als brave Hausfrau auf der Familie Nahrung und Nothdurft bedacht ist.

Da holt uns, als wir langsam auf Egenstedt zuschrei-

ten, ein befitteltes und ranzenbehängtes Bäuerlein ein und wünscht unsere Gesellschaft, weil es sich in Gesellschaft besser gehe. Das geben wir zu, und nachdem die einleitenden Redensarten über die Beschaffenheit des Wetters abgemacht sind, bleibt unser Mann plötzlich stehen, zeigt auf einen Steinhaufen an der Straße und erzählt uns, daß hier der Raubmörder Fritz Hartmann seinen Wohlthäter grausam erschlagen habe. „Doch er hat seinen Lohn gekriegt,“ fährt das Bäuerlein fort und zeigt uns drüben am „Sonnenberge“ ein weißes Kreuz, „dort ist ihm nach Urtheil und Recht der Kopf abgeschlagen, den er nun unterm Arm trägt, wenn er allnächtlich vom Kreuze bis zu dieser Mordstelle seinen Gang hin und zurück macht. — O!“ fährt der Mann mit geheimnißvoller Miene fort, „dort am Sonnenberge ist noch mehr vorgegangen, davon ließe sich viel erzählen!“ — „Immer erzählt, guter Freund!“ sagen wir, und unser Reisegefährte hebt an, wie folgt:

Ein Mann, der spät in der Nacht von Hildesheim nach Salzdettfurth botenweis ging, sah auf einmal am Sonnenberge auf der Haide einen hellen Schein. Neugierig ging er näher und sah bei einem hellen Feuer und viel tausend Lichtern eine große Gesellschaft von Männern, Frauen und schön gepuhten Jungfern, die tanzten und lachten, aßen und tranken, als ob Freischießen wäre. Ei, dachte der Bote, da kannst du wohl auch noch Einen auf die Nacht für den Wagen nehmen, und marschirte munter auf die lustige Gesellschaft los. Doch kaum war er auf Steinwurfsweite herangekommen, als ein großer schwarzer Mann mitten aus der Gesellschaft auf- und bis in die

Wolken wuchs, der that seinen Mund, in welchen man wohl mit einem Fuder Heu hätte fahren können, auf und rief: „Es sind zwei Augen zu viel, soll ich sie ausblasen?“ — Da merkte der Bote, wen er vor sich hatte, und schrie laut: „Jesus, Maria und Joseph!“ — Kaum waren die Worte aus seinem Munde, so stand er in der dichtesten Finsterniß und statt des Jubels und des Lachens hörte er nur Heulen und Geschrei, das kam aber aus weiter, weiter Ferne, in der Nähe war alles todtenstill geworden.

Der zum Tode erschrockene Mann betete nun ein Vater unser und ein Begrüßet sei'st du! nach dem andern und wollte sich auf den Weg machen, aber es war ihm nicht möglich von der Stelle zu kommen, so dicht war die Finsterniß ringsum. Da dachte er: es kann nicht mehr lange hin sein bis zum Morgengrauen, ich will hier warten. Er befahl sich in Gottes Schutz und setzte sich da, wo er gestanden, auf den Rasen nieder, um das Morgenlicht zu erwarten. Aber er wartete Stunde um Stunde und es wollte nicht Tag werden. Da merkte der arme Mensch endlich, daß er blind geworden, und jammerte laut. Auf sein Hülfseschreien kam ein Schäfer herbei, der ihn zu Leuten brachte, die ihn mit in die Stadt nahmen. Neun Monate, neun Wochen und neun Tage lang blieb er blind, als diese Zeit aber um war, da hauchte es ihn auf einmal in der Morgenfrühe wie von Rosen und Nelken an, und er war wieder sehend.

Seine Freunde und Vetteru hatten ihn oft aufgefordert, vor den Rath zu treten und die Leute, welche er in der lustigen Gesellschaft auf der Heide erkannt habe, an-

zuzeigen. Aber er schüttelte immer den Kopf und sagte: „Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen!“ — Da merkte man wohl, daß recht vornehme Leute, vielleicht gar Rathsverwandte und Amtleute an dem sündigen Werke theil gehabt hatten. —

Ei, da haben wir ja ein Herenbanket, so schön wie es nur in Prätorius Bloßsbergs-Berrihtung oder im Simpli-
cissimus beschrieben werden kann! Die Geschichte ist einen guten Trunk werth, und den können wir hier auf der „Mordmühle“ haben. Wir treten in das gastliche Wirthshaus, welches den furchtbaren Namen führt, und stärken uns durch ein gutes Frühstück zu der anstrengenden Wanderung durch die Berge, welche jetzt im grünen Waldschmuck vor uns aufragen. Unser Bäuerlein zecht für seine Geschichte tapfer mit, wird lebhaft und mittheilsam und meint, ob wir denn wohl wüßten, woher dies Haus den Namen Mordmühle habe? Wohl wissen wir's, aber der Mann mag's in seiner Weise erzählen:

„Vor lieben langen Jahren, in einer heiligen Christnacht, war der Müller, denn dazumal war die Mordmühle noch eine wirkliche Mühle, mit Frau und Kindern und allen seinen Leuten nach Detsfurt zur Nachtkirche gegangen. Nur eine einzige junge Magd war zu Hause geblieben, um für die Herrschaft und die Knappen ein Warmbier zu kochen, damit sie doch etwas Warmes in den Leib kriegten, wenn sie zu Hause kämen; denn es fror die Nacht Bickelsteine. Die Magd stand nun, es mochte wohl Mitternacht vorüber sein, in der Küche, welche dicht am Mühlbett lag, bei ihrem Topfe und ahnte nichts Böses. Mit einemmale fängt's

draußen an zu flüstern und an den Wänden zu graspeln, daß der Magd die Haare zu Berge steigen. Doch sie bezieht sich Gott und allen Heiligen, faßt sich ein Herz und fängt zu horchen an. Da hört sie denn, daß ein Mann sagt: „Es ist bloß die Magd zu Hause, mit der wollen wir bald fertig werden, ich will hier durch das Wellenloch einfrischen und ihr Andern könnt nachfolgen, ich weiß, daß der Müller mehrere tausend Thaler im Hause hat.“ — Da dachte die Magd: jetzt heißt es, ich oder du! nahm eine schwere scharfe Barte und — sowie der Kopf des durchfriechenden Kerls zum Vorschein kommt, — hast'n nich' gesehen! — haut sie ihn auf's Genick, daß der Kopf gleich dabei liegt, dann zieht sie leise den Rumpf nach und läßt ihn langsam auf den Boden gleiten.

„Bist du drin?“ flüstert es jetzt draußen. — „Ja,“ antwortet leise die Magd, und gleich darauf kommt ein zweiter Kopf zum Vorschein. Auch der blieb nicht auf dem Rumpfe sitzen und es ging ihm grade wie dem ersten. Als die Magd den Körper nachgezogen und neben dem andern leise niedergelegt hatte, hieß es wieder draußen: „Bist du drin?“ — „Ja,“ sagte das Mädchen, und gleich darauf versalzte es wiederum einem Räuber das Einstiegen, und so ging's fort, bis es neun Räuber geköpft und hineingezogen hatte. Da hörte alles Flüstern und Graspeln auf und es ward todtenstill. —

Als sich nun die Magd so mutterseelenallein mit den blutigen Leichen im Hause sah, konnte sie es vor Angst und Grausen nicht mehr aushalten, sie stürzte hinaus und lief, was sie laufen konnte, auf Detsfurt zu und ihrer Herrschaft

entgegen. Die Herrschaft war auch schon auf dem Heimwege und bog eben da, wo der große Busch steht, um den Brink, als das Mädchen herangelaufen kam, noch einmal um Hilfe rief und dann vor Ermattung und Angst dicht am Busche zur Erde stürzte. Davon heißt der Busch noch heute der „Störtebusch“ (Stürzebusch). — Die erschrockenen Müllersleute hoben die ohnmächtige Magd auf und trugen sie ins Haus zurück, da sahen sie denn mit Staunen und Grauen, was das beherzte Mädchen ausgerichtet hatte. Der Müller ließ gleich satteln und holte den Doktor von Salzdetfurt aus dem Bette, der brachte denn die Magd wieder ins Leben, und die Müllersleute haben sie ihr Lebetage keine Noth leiden lassen. — Seit jener Mordnacht aber hieß die Mühle die Mordmühle.“ —

Wir verlassen die gastliche Mordmühle und das sagenkundige Bäuerlein, schenken dem Störtebusch einen flüchtigen Blick und erreichen bald Salzdetfurt, welches mit seinen langen, von parallel laufenden steilen Waldhöhen eng eingeschlossenen Häuserzeilen wie kein anderer Ort an das Thüringische Ruhla erinnert. Mit Staunen bemerken wir hoch am Kirchthurm die eingegrabenen Wasserzeichen und begreifen nicht, wie die Lamme, so heißt das winzige Flüsschen, welches den Ort durchfließt, zu solch verderblicher Höhe anschwellen kann. Und doch ist es so, der Ort hat in Folge seiner Lage, ringsum eingefeilt von steilen Bergen, welche bei heftigen Gewitterregen ihre wilden Wasser mit rasender Schnelle in das schmale Thal herabstürzen, schon oft die schrecklichste Wassersnoth erlitten, und wenn jene Zeichen am Thurme nicht trügen, so müssen schon in

den niedrigst gelegenen Gegenden des Fleckens kaum die Schornsteine der Häuser aus den tobenden Fluthen hervorgeragt haben.

Einst wurde, wie man sagt, durch den Leichtsinn und die Vermessenheit gottloser Leute ein solches Unheil über den Ort verhängt. Es war nämlich im heißen Sommer an einem Sonntagnachmittag und noch unter der Kirche, als eine Kegelfesellschaft mit vielem Toben und Schreien ihr Spiel trieb, und von verständigen frommen Leuten ermahnt, mit dem Kegeln und Toben doch bis nach dem Gottesdienste zu warten, den Ermahnungen nur Spott und Hohn entgegensetzte. Ja, als ein Gewitter aufzog und der Donner immer drohender und drohender rollte, vergaß sich einer der Spieler so weit, daß er sagte: „Der da oben kegelt ja auch und muß doch am besten wissen, ob es recht ist oder nicht, wenn man unter der Kirche kegelt!“ Doch bald verging den Leuten das Spotten, denn das Gewitter entlud sich grade über dem Flecken mit einer Gewalt, als ob der Tag des Gerichts gekommen wäre, und ein Wolkenbruch prasselte nieder, der in wenigen Minuten die Lamme so hoch trieb, daß die meisten Leute nur noch Schutz auf ihren Böden finden konnten. Da nahmen viele großen Schaden an ihrem Eigenthume, die Spötter aber ertranken alle. —

Wir verfolgen jetzt den Lauf des unscheinbaren Fließchens, welches sich mit zauberhafter Schnelle in einen verderblichen Strom verwandeln kann, aufwärts und denken im rüstigen Wanderschritt bald seinen von lieblicher Sage umwobenen Ursprung zu erreichen. Durch lachende, Dörferbesäete

Fluren geht's zu dem braunschweigischen Flecken Bodenburg, und haben wir auch dieses im Rücken, so erhebt sich vor uns der waldumrauschte „Todtenberg“, den wir nicht so heiter und sorglos besteigen würden, wenn statt der hellen Tagessonne nur das ungewisse Mondlicht flimmerte oder gar schwarze Nacht auf jenen Wäldern lagerte und sie von jenem grausen, weithallenden Klageruf erbeben, der hier schon manch' Mutterkind bis auf den Tod erschreckt hat. — Es ist ein unheimlicher Ort, dieser Berg, auf welchem wir jetzt stehen, er führt seinen Namen von den todten Riesen, die an seinem Abhange begraben liegen; deutlich sehen wir hier noch die ungeheuren Gräber und unterscheiden leicht das Grab des Riesenkindes von den Gräbern der Erwachsenen. Ob's diese Riesen sind, die Nachts ihr unheimlich Wesen treiben und in thurmhoher Nebelgestalt über den Ager und durch die erzitternden Bäume schreiten, oder ob Haxelberg hier ein Lieblingsrevier hat und im Wettersturm durch die ächzenden Gipfel fährt? Wer kann das wissen! Genug, der Ort ist nicht geheuer. —

Weich und melodisch ertönt ein Glöcklein aus dem Thal herüber, welchem wir jetzt zuschreiten; das Glöcklein klingt und singt auf dem Kirchturm zu Lammisprunge, und mild und weich wie seine Töne ist auch die Sage, die uns dort manch' schöner Mund erzählen kann.

Der Ort Lammisprunge führt seinen Namen vom Lämmchenpring oder Lämmchenborn. Dieser Born öffnete sich durch die Wunderkraft des Gebets. — Vor uralten Zeiten nämlich stand auf der Stelle, wo später das Lammispringer Mönchskloster erbaut wurde, ein Nonnenkloster. Einst

kamen dort die frommen Schwestern in große Noth, weil in Folge anhaltender Dürre alle Brunnen versiegt waren und weder für Thiere noch Menschen das nöthige Wasser beschafft werden konnte. Diese Noth schnitt einer Schwester recht tief durch die Seele, als sie im Klostergarten lustwandelnd, sehen mußte, wie Blüthe und Frucht durch die anhaltende Dürre erstorben und verdorrt waren: sie warf sich auf die Knie nieder und flehete im inbrünstigen Gebet zu Gott, der Noth gnädig ein Ende zu machen und den ihm geweihten Boden mit reichlichem Wasser zu versorgen. — Kaum hatte die Nonne das Gebet vollendet und sich gestärkt erhoben, als ihr Blick auf ein Lämmchen fiel, das sie aufgezogen hatte und welches ihr wie ein Hündlein überallhin zu folgen pflegte. Das Lämmchen scharrte eifrig den Boden und plötzlich entsprang der Stelle, wo das Lämmchen gescharrt hatte, ein kräftiger, klarer Quell. Da war der Noth für immer ein Ende, und noch bis auf den heutigen Tag sprudelt dort der Quell als Ursprung des Flüsschens, welches den Namen Lamme führt. Zum ewigen Gedenken des Wunders ward der Brunnen überwölbt und das Bild des Lämmchens, durch welches das Wunder geschehen war, zierte noch heute einen der bemoosten Steine des Brunnens.

Das Kloster Lammpringe, dessen stattliche Kirche vor uns liegt, wenn wir die freundlichen Häuserreihen des Orts durchschritten haben, genoß im frühen Mittelalter so hohe Achtung weit und breit, daß auch aus entfernten Gegenden des Reichs Sprößlinge der edelsten und mächtigsten Geschlechter nicht selten in dieser klösterlichen Einsamkeit Ruhe im Leben und Ruhe im Tode suchten, so daß selbst der

gewaltige Markgraf Albrecht der Bär seine wunderholde Tochter vermuthlich hier einkleiden, gewiß aber beerdigen ließ.

Doch jetzt hinein in die erhabenen Einsamkeiten und Tempel der Natur, in die Dome der herrlichen Buchenwaldungen, welche uns den schattigen Pfad zur „Schanze“ und zur „Winzenburg“ öffnen. Wie wir die durch goldgrüne und purpurne Lichter sanft erhellte Waldnacht betreten und es nun rings um uns flüstert, wie das leise Gebet von tausend bebenden Lippen im hohen Münster, und wie es über uns hinrauscht durch die flimmernden Wipfel in mächtigen Afforden, gleich dem brustererschütternden Donnergejang der Orgel, da fühlen wir, wie die Schaaren unserer Altvordern fühlen mochten, wenn ihre hehren Helden gestalten hier im heiligen Hain versammelt waren und die Schauer der Nähe des großen Wuotan ihr einfaches, kühnes Gemüth durchstürmten. — Und — er haust noch hier, der alte Gott! Wenn auch durch einen Mächtigeren herabgestoßen von seiner sonnigen Höhe und aus dem Leben des Tages verbannt, so ist ihm doch noch die Nacht mit ihren Schauern gegönnt. Auf weißem Roß braust er als wilder Jäger aus finstern Wolkenklüften und stürmt, wenn alles Lebende ruht und jedes geweihte Glöcklein schweigt, mit seiner Windsbraut durch die Wipfel, daß sie erkrachen und erseuzen und sich tief, tief beugen vor ihrer alten Majestät. Im Wetterleuchten und Donnersturm schießen seine Raben, seine Wölfe vor ihm her, im Feuerglanz schütteln die tausendjährigen Eichen ihre Riesenglieder, und dann wird's still, todtensstill, nur noch aus weiter, weiter Ferne ertönt verschwimmend das ho ho! der Jagd; das Mondlicht bricht

durch die eilig fliehenden Wolken und versilbert die Zweige und Blätter, welche sich langsam aufrichten und noch leise im Silberlicht nachzittern von dem Anhauch des vorübergestürmten Heidengottes. —

Horch! Ist das ein Hülferuf, der dort schauerlich aus dunklem Buchenschlag erschallt? Ja, doch fort! Verstopfen wir das Ohr und gehen wir ruhig unsern Weg, wir möchten sonst eine schwere Last zu tragen haben; denn hier haust die gespenstische „Hülfe“, die flugs uns auf den Schultern sitzt und uns zwingt, sie bis auf die hohe Schanze zu tragen, wenn wir dem tückischen Rufe folgen.

O diese Waldpracht, wie viel des Grauenhaften, Wunderbaren und Schönen birgt sie in ihrem grünen Schooße! — Es sind noch nicht fünfundzwanzig Jahre her, da begab sich hier, wo wir stehen, Wunderbares. Ein Knabe von der Winzenburger Glashütte, der auf einem dieser weit-schattenden Bäume dürres Holz brach, sah plötzlich eine weiße Jungfrau von der Schanze herabsteigen, und kaum hatte er sie erblickt, als sie auch schon neben ihm auf den Zweigen saß. Sie reichte dem schreckgelähmten Knaben drei knospende Rosenzweige und sprach: „Pflanze diese Knospen und komm morgen wieder hier zur Stelle, dann sollst du mich durch einen Kuß aus einer hundertjährigen Gefangenschaft erlösen und es soll dein Glück sein!“ Da verschwand die Jungfrau. — Der Knabe lief ganz voll von dem, was er gehört und gesehen, zu Haus und brachte das ganze Dorf in Aufregung. Weder Eltern, noch Prediger, noch Lehrer konnten dem Knaben einreden, daß er sich getäuscht habe, er blieb unerschütterlich bei seiner Aus-

sage. Am folgenden Tage zog das ganze Dorf mit ihm zu Holze nach der bezeichneten Stelle. Es war aber keine weiße Jungfrau zu sehen, doch wollen einige ein behaartes Ungeheuer am Baume erblickt haben, welches verschwand, als die vielen Leute näher kamen. —

Ja, und schau! Seltjam und ungeheuerlich blickt's da hinterm Baum hervor aus dem Wachholdergesträuch. — Welch ein wunderlicher, alter Stamm ist das! Wie er winkt mit den dürrn, laublosen und seltsam gekrümmten Armen! Wie ein breiter, schwarzer Mund grinst das Astloch unter der knorrigen Nase und der eßigen Stirn hervor, die sich ganz in der grünen, zottigen Perrücke verliert, zu welcher sich der auf dem modernden Holze üppig wuchernde Grasbüschel geformt hat! Flirr! da speit er uns aus dem zahnlosen Munde ein Rothschwänzchen entgegen, so plötzlich, daß wir erschrecken, und nun schüttelt sich das alte Gestell und verrenkt die dürrn Glieder so wunderbar, als ob es uns auslache. — Ah! richtig, hier sind wir bereits im Zauberrevier des alten Schalks, des Hödefen, — wer weiß, ob jenes da nicht ein ganz ander Ding ist, als ein alter, modernder Stamm! — Und wie sie nun hier und da und wieder hier in dieser öden Waldgegend neben uns herlaufen, die alten knorrigen Hagebuchen, wie sie dort mit ihren gekrümmten Beinen die steile Anhöhe erklimmen und schwer an den Höckern und Wulsten zu tragen scheinen, womit sie bepackt sind! Ein Heer von Wichteln und Kobolden zieht im Dunkel der Nacht oder bei falbem Mondlicht jene Höhe hinauf zu dem Meister Hödefen, jetzt aber beim hellen Tageslicht nehmen sie die unschuldigste Hagebuchen-

oder Wachholderstrauchmiene an und haben's doch faustdieß hinterm Ohr, wie ihr Meister. —

Ja, wie der dort oben, als die Winzenburg noch mit ihren gewaltigen Thürmen und Zinnen da stand und als ein gefürchtetes Schloß weit in die Lande schaute, seine Streiche trieb, wie er den neckischen Küchenjungen und den polternden Koch bestrafte und manche grause That, die jene zerfallenen Mauern mit Blut färbte, durch Heulen und Geschrei vorherverkündete, das kannst du alles in alten Büchern finden, lieber Leser; am besten aber erzählt dir's das lebendige Murren des frischen Sagenborns, den der Zauberstab der Gebrüder Grimm hervorsprudeln ließ. —

Da sind wir endlich auf der Höhe und am Ziele unserer Wanderung. Die morschen Steine, an die unser ermüdeter Fuß stößt, sind die letzten Reste der alten Winzenburg. Hier auf dieser bemoozten Steinbank, welche einst wohl das Gesims eines Schloßfensters bildete, aus welchem schöne Augen klar und sinnig auf das uns umbräusende grüne Waldmeer schauten, soll unser Ruheßitz sein. Hödefen wird unsere Ruhe durch keinen bösen Streich stören, wenn wir ihn nicht durch vermessene Reden beleidigen. — Auch ist er wohl nicht zu Hause, denn seitdem die Winzenburg zerstört und in diese Trümmer zerfallen ist, treibt er sich lieber im Felde umher und macht sich gern mit Pferden und Wagen zu thun, ladet auch wohl Heu auf und geht unsichtbar den Knechten zur Hand. Doch muß man sich hüten, ihn zu beleidigen.

Ein Bauer aus dieser Gegend, der eben auf seinen Acker gehen wollte, sah aus der Ferne ein kleines graues

Männchen damit beschäftigt, den Dünger auseinander zu streuen. Der Bauer hatte Niemand mit diesem Geschäfte beauftragt und beschleunigte seine Schritte, um zu sehen, wer ihm ungerufen den Dienst thue. Als der Bauer aber zu laufen anfang, stand das Männchen still, wie ein Stock, und als er seinen Acker erreichte, sah er dort nichts, als den alten morschen Wegweiser, der auf dem Kreuzwege hart am Wege stand. „Du Lork heßt meß wat'e brüet!“ (Du Kröte hast mich geneckt!) brummte der Bauer, der ganz außer Athem war, und gab dem Pfahl einen derben Schlag mit dem Stocke. Aber wie erschrock er, als der Wegweiser kläglich aufschrie und mit seiner lebendig gewordenen Hand ihm eine Ohrfeige gab, daß er über und über stürzte. Der Bauer raffte sich auf, nahm seine Rockschöße zusammen und lief, was er laufen konnte, dem Dorfe zu. — Nachher ist er immer in weitem Bogen um den Wegweiser weggegangen. —

Horch! Da rauscht's im Gebüsch und fröhliches Lachen unterbricht den schweigenden Ernst der Waldeinsamkeit. Und ein Kopf wird sichtbar dort am Walddrohenstrauch. Aber das ist nicht der häßliche Kopf eines Zwerges oder eines neckischen Wichtes, es ist ein schöner von Goldhaar umrahmter und von der Abendsonne rosig angehauchter Mädchenkopf. Und da kommt auch ein Jägersmann gleich hintendrein mit flugen, klaren Waidmannsaugen und einem bärtigen Hubertusgesicht. Und dann kommt noch ein Grünrock und noch einer, und wiederum eine muntere, schöne Waldfee, mit deren dunklem Lockenharr der linde Abendwind sein loses Spiel treibt. — Ach, es sind lauter

gute Freunde und Bekannte, glückliche Verlobte und ein glücklicher Vater!

„Das trifft sich ja herrlich!“ rufe ich laut, und Freund Hubertus wirft seinen Hut in die Luft und freut sich über das erwünschte Zusammentreffen im lustigen grünen Revier. Kommt auch gleich mit einem Waidspruch und ruft mir zu:

„Waidmann, lieber Waidmann, sag' mir an: Was ist weißer denn der Schnee, was ist grüner denn der Klee, schwärzer denn der Rab' und flüger denn der Jägerfnab'?“

Da bleib' ich's ihm nicht schuldig, und seinem schwarzbraunen Mädcl zuwinkend, sprech ich den Gegenspruch:

„Jo, ho! lieber Waidmann, weit gut! Das kann ich dir wohl sagen: Der Tag ist weißer als der Schnee, die Saat grüner als der Klee, die Nacht schwärzer als der Rab', schöne Mädchen flüger als der Jägerfnab'!“ —

„Hurrah! auf diesen goldenen Spruch gehört ein goldener Wein!“ ruft Freund Hubertus. Der Flaschenforb gibt seine letzten Schätze her und bald perlt und glänzt der edle Rudesheimer in den kristallklaren Römern. — Waldesgrün und Himmelsbläue, rothes Sonnengold und silberner Wölkchen Glanz durchleuchtet das blinkende Glas. Und wie wir's, nachdem es an des Freundes Glase im reinsten Glockenton erklingen, an den Mund heben und in langen, durstigen Zügen leeren, da ist's als ob Waldesgrün und Himmelsbläue, rothes Sonnengold und silberner Wölkchenglanz, als wenn eine schöne, herrliche Zauberwelt in uns einzöge, um unser Gemüth auf jene Höhe zu erheben, von welcher man freudetrunken herabrufst:

„Seid umschlungen Millionen!“

Eine Rheinfahrt im Sommer 1855.

(Juden jetzt und sonst.)

»Sanftere Jahrhunderte verdrängen
Philipps Zeiten.«

Marquis Vosa.

An einem schönen Julitage, saß ich zu Deutz in dem comfortablen Hotel Bellevue an der gutbesetzten Mittagstafel. Mein Tischnachbar zur Rechten war, wie ich später erfuhr, ein reicher, jüdischer Bankier aus einer großen deutschen Handelsstadt, welcher nebst Frau und Tochter seit einigen Tagen eins der großen Balkonzimmer des Hotels bewohnte. Frau und Tochter saßen mir bei der Tafel gegenüber; niemals hatte ich solche Jüdinnen gesehen, die Einfachheit ihrer dennoch eleganten Toilette zeigte den gebildetsten Geschmack, selbst die Mutter trug weder goldene Kette noch Uhr und erschien äußerst anspruchslos. Die in Jugendfrische und Schönheit strahlende Tochter war sich ihrer glänzenden Eigenschaften wohl bewußt und betheiligte sich lebhafter am Gespräch über die orientalische Frage, als man dies sonst von einem achtzehn- oder zwanzigjährigen Mädchen gewohnt ist; doch was sie sagte, verrieth Verstand und Bildung, und ich mußte mir, nachdem ich das

erste Befremden überwunden hatte, gestehen, daß es der jungfräulichen Muth und Weiblichkeit gar keinen Eintrag that, wenn uns Fanny, so hieß die Schöne, merken ließ, daß sie Cuvines und Harthausens Schriften über Rußland mit Interesse und Verständniß gelesen hatte. In der Erinnerung an den Fanatismus und die heimlichen Gräuel russisch-christlicher Dissidenten, wie der Duchoborzen, Malakanen und Morelschiki, rötheten sich die Wangen des gebildeten Mädchens höher, glänzten feuriger noch die großen, schwarzen Augen und mahnten an die Heldinnen des alten Testaments; ich glaube, ihr Rußenhaß war so energisch, daß Mentschikoff nicht sicherer bei ihr gewesen wäre als weiland Holofernes bei der Judith. — „Solch eine feingebogene, sich kaum aus der griechischen Schönheitslinie erhebende Nase unter leuchtenden Augen, welche von unbeschreiblich schön geschwungenen Brauen umrahmt, das Bild der Seele in den feurigsten Farben malten, solche „Granatäpfel-Wangen“ und Korallenlippen haben gewiß den Dichter des hohen Liedes zu seinen kolossal schönen Bildern begeistert“, dachte ich, während die Blume des ausgesuchten Geisenheimer Kapellgartens meine entzückten Sinne in den Rosen- und Ambra- duft des Orients tauchte, — das war so einer von den wenigen Augenblicken im Leben, zu denen man sagen möchte: „O weile doch, du bist so schön.“

Als sich Fanny mit Grazie erhob, da sah ich sie leibhaftig dahinschweben die „holde Blume von Saron“, „die Rose des Thals“, so „schön war ihr Gang in den Schuhen.“ Ja, schön warst du, Tochter vom Libanon, schön wie Fer- dufis Menische, lieblich wie die Leilas und Selmas des

Hafis; wollte ich etwas an dir tadeln, so wäre es allein dein häßlicher Name Fanny. Ueberhaupt haben jüdische Familien in der Auswahl der Namen für ihre schönen Töchter wenig Geschmack gezeigt, viel lieber als diese Fanny's, Rosalien, Rosinen, Natalien und Georginen sind mir noch die veralteten, jetzt mehr und mehr in den proletarischen Hintergrund jüdischer Alterkleiderläden zurückgedrängten Namen: Schprinzchen, Pesschen, Blümchen, Vögelchen, Täubchen, Beilchen. Welch behagliche Sabbatabendsgemüthlichkeit liegt in diesen Mädchennamen! Wie allerliebste beleuchtet diese Pesschen und Beilchen die trauliche Schabbeslampe, und diese Täubchen und Vögelchen, wie passen sie so hübsch zu den grünen, von flimmernden Lichtstrahlen durchbrochenen Zweigen der „Laubhütte!“ Aber diese Natalien, Rosinen und Rosalien, wer kann sie sich zu einer Laubhütte passend denken? Die wären da am Platz wie die Klatzchrosen in einem Beilchenstrauß.

Diese Namen sind von einer prahlerisch häßlichen Pracht und erinnern an gelbe Seide und Klebelöfchen; es sind Uebergangsnamen, entstanden während der Halbemanzipation, durch welche unser menschlicheres Jahrhundert die Juden, wenigstens mit halbem Leibe, über die schmachvolle Stellung in der Gesellschaft und jene dadurch hervorgerufene Kriecherei und Verstecktheit des Charakters emporhob, welche Zost, der mit lobenswerther Objectivität und Unparteilichkeit die Geschichte seines Volkes schrieb, im sechzehnten Kapitel des achten Theils seines Werks so treffend veranschaulicht und als durch die drückenden Verhältnisse entstanden begründet. Wer findet es nicht ganz natürlich, daß das

Selbstbewußtsein eines Jahrhunderts lang verachteten, verspotteten, in den Staub getretenen Volkes sich bis zum Uebermuth steigert, wenn ein humaneres Jahrhundert ihm das Gefühl seiner hohen Kulturfähigkeit und menschlichen Gleichberechtigung aufs lebhafteste zum Bewußtsein bringt? In diesem Uebermuth, den eine peinliche Besorgniß leitet, nicht unbedeutender, unedler und geschmackloser zu erscheinen als die frühern Unterdrücker, wird mancher Mißgriff gemacht, der Schein für das Wesen genommen und tactlos renommirt. Daher jenes linksch-kühne, zutappige Wesen, jenes Haschen nach überladnem, geschmacklosen Aufputz in Wohnung und Kleidung, nach hochtönenden Namen u. dgl.

Jedoch alle diese Erscheinungen, weit entfernt das Volk endgültig zu charakterisiren, sind nur natürliche Uebergangsformen, wie sie sich in der Geschichte der Völker sowohl wie am einzelnen, sich entwickelnden Individuum vorfinden; jeder nicht apathische Mensch, wenn er den Druck der Lehr- oder Schuljahre überstanden hat, verfällt in ein Stadium des Uebermuths, welches sich zunächst als Flegerei und Renommage äußert. Weil seinem Charakter noch die Reife und der gediegene Inhalt fehlt, sich auf vernünftige Weise geltend zu machen, begnügt er sich einstweilen mit dem Schein und bleibt ein Geck, d. h. ein gleißender, unwesentlicher, unbedeutender Mensch, wenn er mit der Reife der Jahre diesen Standpunkt nicht überwindet. Das merkwürdige, hochbegabte Volk der Juden wird sicher diese Uebergangsperiode der Scheinjeligkeit überwinden und hat sie in einzelnen Individuen bereits mehr oder weniger überwunden.

So verrieth Fanny's Vater, mein Tischnachbar, keine Spur mehr von jener Renommisterei und Zutappigkeit, es war ein Mann von gediegener Bildung und angenehmen Manieren. Was mich von vornherein für ihn einnahm, war die Art seines Zechens, — zeige mir, wie und was du trinkst, und ich will dir sagen, wer du bist —, er betrübte mich nicht durch jene übertriebene, jüdische Zuckerwasser-Mäßigkeit, welche uns christliche Germanen anekelt, auch trank er keinen renommirenden Champagner, sondern feine, den Kenner verrathende Ausbrüche und ließ sich von den Geistern des Weins in die jovialste Laune wiegen. Er lebte überhaupt nobel ohne Ostentation; die Rheinreise, welche er mit Frau und Tochter machte, war eine Vergnügungsreise, und ich freuete mich sehr darauf, am folgenden Morgen auf dem zuerst abfahrenden Dampfboot die Gesellschaft meiner Tischnachbarn weiter genießen zu können. Ein Herr, der Herr Baron angeredet wurde („war gewiß ein Baron Rothschild“, will mir hier ein in apologetischen Kniffen erfahrener, romantischer Judenfeind hämisch einwenden, aber er kommt diesmal nicht durch, der Baron war ein reiner, christlicher Germane mit hellblondem Haar und langen wohlgepflegten Nägeln) und mit höflicher Vertraulichkeit den Bankier begrüßte, setzte sich mit ihm und den beiden jüdischen Damen zum Kaffee. Ich empfahl mich, um mir Köln zu besuchen, zahlte dem Zöllner meinen Zinsgroschen und ging tief in Betrachtungen versunken über die Schiffbrücke.

O tempora, o mores! Wie haben sich doch die Zeiten geändert! Im Jahre des Heils 1855 trinkt ein Baron

von Gott weiß wie viel Ahnen einen freundschaftlichen Kaffee mit Juden am Rhein auf dem klassischen Boden der Judenverfolgungen. Auf derselben Stelle hat vielleicht noch vor fünfzig Jahren ein Jude vor irgend einem übermüthigen Lieutenant oder Studenten „Mores machen“ müssen, und noch früher hat hier wohl ein kurfürstlicher Landsknecht einen Juden angedonnert: „Jude gib mir Würfel oder Moos (vergl. Schudt, Th. II., 275), sonst schlag ich dich ins Gesicht, daß dir die rothe Brühe aus Maul und Nas läuft!“ Auch mag schon dort am Rhein, wo jetzt Juden und Barone friedlich Kaffee trinken, manch brennende „Hurd“ sich in den Fluthen gespiegelt haben, auf welcher ein Jude den qualvollen Tod starb, oder auch eine Jüdin, schön wie Fanny, wenn das kosmopolitische, liebeglühende Herz des starren Nationalismus gespottet hatte und sie mit einem christlichen Ritter oder einem stattlichen Kölner Patrizierjohn in Liebe gefallen war. Dann mußten Beide brennen, denn nach mittelalterlichen Begriffen war Liebe zwischen Juden und Christen nur die scheußliche Gluth der Pasiphaë. Noch Jodokus Beck, welcher im Jahr 1741 einen Traktat *de juribus Judæorum* schrieb, führt Rechtsgelehrte aus dem sechszehnten Jahrhundert, z. B. Damhouder, an, welche dafür hielten, daß die angedeutete Verbindung zwischen Juden und Christen ein mit dem Tode zu strafendes Verbrechen sei. Allein wir halten dafür, sagt Beck, dieses Verbrechen nicht mit der Todesstrafe zu belegen, sondern nur mit einer außerordentlichen, nämlich mit ewiger Landesverweisung, Staupenschlag oder Verdammung zu öffentlicher Arbeit. Das wurde im Jahr 1741 geschrieben, im Jahr

1530 aber hat man noch zu Prag einen Juden, weil er mit einer Christin zugehalten, auf eine so grauenvolle und unflätbige Weise hingerichtet, daß es uns heute der Anstand und das menschliche Gefühl unmöglich machen, diesen Höllenakt hier näher zu beschreiben, er gehört in seiner wilden Grausamkeit und seinem teuflisch böshaften Raffinement zu dem Furchtbarsten, was die noch auf der Stufe des Satanismus oder der Vieh-Menschlichkeit stehenden Völker verübt haben.

Im Jahr 1741 hielt man, wie wir gesehen, den Staubbesen schon für eine in jenem Falle zureichende Strafe; wer will nun noch den Fortschritt in der Geschichte verkennen? Die Ueberzeugung von dem Fortschritte kulturfähiger Völker zur Vermenschlichung, Freiheit und Sittlichkeit ist keine Ansicht oder Meinung, sondern das Wissen von einem objectiven und nothwendigen Weltgesetz. Es gibt einen Fortschritt in der Entwicklung der Menschenwelt, und wenn es auch nur ein Frachtwagenfortschritt ist, wie hier vom Scheiterhaufen zum Staubbesen. Und abermals nach hundert Jahren, da war ich bei einem Verlobungsfeste, welches ein jüdischer Arzt mit einer Christin feierte, da ging es gar lustig zu und war ein fröhlich Trinken und Tanzen unter Juden und Christen. Die Brautleute hatten allerlei Scherereien mit dem hochgelahrten, gläubigen Consistorio gehabt, und um den Plackereien ein Ende und seine Ehe rechtsgültig zu machen, ließ sich der jüdische Arzt taufen. Das geschah 1841; was man im Mittelalter als einen Gräuel ansah und mit dem Feuertode, dem siedenden Kessel oder noch ausgesuchteren Martern bestrafte, ward in

der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts mit dem Staube-
bejen geahndet, in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts
standen nur noch Plackereien mit dem Consistorium darauf,
— und abermals nach hundert Jahren? — — wird eine
Jüdin einen Consistorialrath heirathen. — — Vorausgesetzt,
daß es dann noch Consistorialräthe gibt. —

Die Juden kamen mir in Köln nicht wieder aus dem
Sinn, ich dachte wieder lebhaft an meine christlich-jüdische
Kaffeeegesellschaft in Deuz. Dieser Baron, konnte er nicht,
so lose spielt oft die Ironie der Geschichte, ein Abkömml-
ing jenes Edelmanns sein, welcher im Jahr 1386 bei
Weißenfels eine jüdische Karavane mit andern adligen
„Schächern“ überfiel, weidlich Schwert und Fausthammer
gegen die Juden gebrauchte und ihnen „die Taschen aus-
schwang, daß man auch mit einer Pechpfanne keinen Heller
mehr darin hätte finden können?“ Diese „niedergeworfenen“
Juden waren von einer zu Weißenfels abgehaltenen Synode
zurückgekehrt und hatten sicheres Geleit. Da sie nun trotz
dieses Geleits überfallen und ausgeplündert waren, führten
sie Klage beim Markgrafen von Meißen, und dieser ließ
die Schächer mit ihrem Rädelnsführer vor Gericht fordern.
Hier nahm der Rädelnsführer für seine Genossen das Wort
und erklärte: Die Juden seien Feinde des Christenthums,
dessen Vertheidigung und Rächung jedem braven Ritter
obläge, es seien also die Juden keines Geleits würdig, und
sie zu tödten und zu berauben sei nicht allein keine Sünde,
sondern Christenpflicht. — Die Richter fanden diese Recht-
fertigung über allen Widerspruch erhaben, so daß sie
den Edelmann sammt seinen Spießgesellen vollkommen

freisprachen, oder wie eine alte Chronik es ausdrückt: „Die Herrn lobeten die Freimüthigkeit dieses Edelmanns und thaten, als er begerete, und die Juden kriegten noch Spott dazu.“ — Ja, „faule Fisch und Schläg dazu“, heißt ein in der Zeit der Verfolgungen unter den Juden entstandenes Sprichwort, in welchem sich die ironische, verbissene Bitterkeit ausdrückt, welche auch heute noch der Grundton des jüdischen Wises ist.

Der Dom, die Apostelkirche und der Gürzenich hatten meine Gedanken nach und nach von den Juden abgelenkt, da ruft mich Bendemann im Walraff'schen Museum wieder in meinen frühern Gedankengang zurück, und ich gehe zur Buchhandlung und kaufe mir Heffner's Schriftchen über die Juden in Franken; gleich schlag ich's auf, und mein erster Blick fällt auf die Worte: „Auf einer Diöcesansynode zu Bamberg 1451 wurden unter dem Voritze des Cardinals Nikolaus die alten Gesetze gegen die Juden hervorgesucht; sie mußten wie in alten Zeiten einen purpurrothen Ring an dem Kleide oder auf dem Mantel vor der Brust tragen, die Frauen der Juden aber blaue Streifen auf dem Kopfpuze zur Unterscheidung haben.“ — Gewöhnlich war es ein gelber Ring und ein spiziger Hut, welchen die Juden als Abzeichen tragen mußten. Noch eine Frankfurter Verordnung von 1614 befiehlt diese „gebührliche Zeichen“; 1714 aber, als Schudt seine jüdischen Merkwürdigkeiten herausgab, scheint man auf solch grelle Abzeichen nicht mehr bestanden zu haben. Mit welcher christlicher Liebe aber man immer noch die Juden ansah, davon gibt eine erbauliche Betrachtung Zeugniß, womit Schudt ein Kapitel „von der

Juden zu Frankfurt und anderstwo verachteten Zustand und Beschimpfungen“ einleitet. „Es ist das jüdische Volk, heißt es hier, weil sie Christum der Welt Heyland verachtet, verspottet und verworfen haben, wieder von Gott in solchen Spott und Verachtung unter allen Völkern gesetzt worden, daß fast Jedermann, wer sie nur ansieht, seinen Spott und scherzhafte Kurzweil mit ihnen treibet, sie verlachtet und verhöhnet; ja ihr bloßer Name wird für eine Beschimpfung und rechte Injurie gehalten, dann es gewißlich ein rechtschaffener Mann für eine große Injurie aufnimmt, so man ihn einen Juden wollte heißen, und ist sonderlich bei denen Moskowitern, wie Olearius berichtet, keine größere Beschimpfung, als so man einen Moskowiter einen Juden nennt.“

Man muß eben Schudt's, Eisenmenger's und andere zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, meist von christlichen Theologen über die Juden herausgegebenen Werke lesen, um sich eine Vorstellung von dem unveröhnlichen Haß und der namenlosen Verachtung zu machen, mit welcher auch noch die damalige Welt auf die Juden herabsah. Schon einige Kapitelüberschriften aus Schudt's Merkwürdigkeiten werden dem Leser einen Begriff geben von der Weise und Haltung dieser beiden dickleibigen Quartbände. Da ist zu lesen: „Von der Frankfurter und anderer Juden Wucher und Schacherei, von der Frankfurter und anderer Juden betrüglicher List und Vervortheilung, von einiger Frankfurter Juden Unzucht, von der Frankfurter und anderer Juden Gestank.“

Wie die damalige Literatur überhaupt dazu beitragen mußte, Haß und Verachtung gegen die Juden zu nähren,

mögen unter andern folgende zu Ende des siebenzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts erschienene Schriften darthun. Da haben wir von dem Consistorialprediger Hosmann ein „schwer zu befehrendes Judenherz“, von einem Apostaten Benz einen „abgestreiften jüdischen Schlangengalg“, von einem, der sich Christlieb Bucherfeind nennt, einen „verdammlichen Judenspieß“, einen „neupolirten Judenspiegel“ u. a. m. Die wenigen helleren und humaneren Köpfe, welche wie Basnage, Bayle und Wagenseil ein Wort der Vertheidigung und der Menschlichkeit für die Juden vorbrachten, wurden als judaisirende Christen verdächtigt und mit dem Spottnamen „Judenzer“ belegt. — Trotz aller Verachtung und Bedrückung hatten die Juden, wenn sie ihre damaligen Zustände mit denen ihrer mittelalterlichen Glaubensgenossen verglichen, eine goldene Zeit; so hat die große Verfolgung von 1348 die Juden im Abendlande mehr als decimirt, und schon Basnage spricht seine Verwunderung darüber aus, daß dies zähe Volk eine solche Verfolgung überhaupt überleben konnte.

Die Gasflammen spiegelten sich bereits im Rhein, als ich nach Deuß zurückging und zeitig mein Lager aufsuchte. Doch hatte ich eine unruhige Nacht, lebhaftes Träume von wilden Judenschlachten und brennenden Ghettos, vom Judenschlächter Rindfleisch und dem furchtbaren Armleder scheuchten mir die stärkende Ruhe. Mittelalterliche Baiser-mann'sche Gestalten sah ich mit Spieß und Mordart einherstürmen, den fanatischen Mönch Rudolf mit hoherhobenem Kreuze an ihrer Spitze, heulten sie wie die tobende Hölle: Kyrieleison! Kyrieleison! Schlagt die Juden todt! Da

schlugs vier, und ein neblichter Morgen schaute mir fröstelnd und schlaftrunken in die starrenden Augen. Am jenseitigen Rheinufer hörte ich die Dampfmaschine brausen, und dieser mächtige Ton gab mich der modernen Welt mit ihren Eisenbahnen, ihren reichen Juden, ihrem „blutscheuen Gesindel“, ihrer „trocknen Verstandesmoral“ und ihrer „flachköpfigen Humanität“ wieder. Unten auf der Flur fand ich bereits meine jüdischen Reisegefährten zur Abfahrt gerüstet; die tiefen Bücklinge des Portiers und der Kellner ließen mich merken, daß der Bankier auch mit den Trinkgeldern nicht knickerig gewesen sein mußte.

Nachdem ich mit meinen jüdischen Reisegefährten einen herzlichen Gutenmorgen ausgetauscht hatte, bestiegen wir den herrlichen Dampfer, dieß donnernde und brausende Zeugniß für die entwickelte Kraft des menschlichen Geistes. Wir traten in die elegante Kajüte, denn auf dem Deck lagen noch die Nebel des frühen Morgens, und wie schlaftrunken schob der Rhein seine Fluthen durch die langweiligen Ufer von Köln bis Bonn. So lebhaft mich auch die schöne Fanny in ein Gespräch über Reisen und Reisecomfort verwickelte, so wurde ich doch meine düstern und blutigen Bilder nicht los. Auf demselben Rhein, welcher heute dies feenhaft schöne Dampfschiff trägt, auf dessen sammtnen Polstern Juden und Christen im traulichen Gespräch über Toleranz und Aufklärung beim Kaffee sitzen, schwamm vor fünfhundert Jahren auch ein Fahrzeug, das hatten die von Basel auf den Rhein gesetzt, es war mit Pech, Schwefel, Stroh und Juden befrachtet, mitten auf dem Strom zündete man es an und ließ es mit seinem Inhalt verbrennen. — „Herr

Doctor! was träumen Sie denn wieder“, lachte mir Fanny in das verdunkelte Gesicht; „jetzt ist's Zeit auf's Deck zu gehen“, fuhr sie aufmunternd fort, „eben legen wir bei Bonn an, dann kommt der Drachensfels, und damit beginnt die mittelalterliche Romantik!“ — Ich antwortete mit einem süß-säueren Lächeln, da das Wort Romantik, in so fern sein Begriff mit einer Verherrlichung mittelalterlicher Zustände zusammenfällt, mein Ohr nicht angenehm berührt. Als ich dies gegen Fanny, während wir auf's Deck stiegen, aussprach, erwiderte sie mit Feuer: „Ja, Sie haben Recht, Doctor, was bedarfs hier auch romantischer Träumereien, die Wirklichkeit lacht so hell und schön von diesen grünen Bergkuppen auf den mächtigen Strom und seine bunten, von fröhlichen Menschen belebten Schiffe herab, daß nur ein an Leib und Seele kranker Mensch hier in Träumereien versinken kann, welche nach dem Mittelalter schmachten. Im Mittelalter waren weder der Rhein noch seine Ufer so schön und poetisch als jetzt; erst die Kultur, daß heißt die vernünftige Bethätigung des Menschen gegenüber dem Unförmlichen und der Rohheit schafft auch die Außenwelt schöner und den veredelten, menschlichen Gefühlen entsprechender. Ich wenigstens stehe lieber auf der Brühl'schen Terrasse als in einem wildromantischen Urwalde!“

Die Romantik führte uns auf die Literatur, natürlich waren wir gleich bei Heine und Börne. Fanny's Vater schwärmte für Börne, ich für Spinoza, den auch Fanny wenigstens aus Auerbach's Roman kannte, und so drehte sich das Gespräch hauptsächlich um jüdische literarische Größen. — Wer will's den Juden verübeln, wenn sie sich

über ihre bedeutenden Männer freuen. Wie natürlich und menschlich ist selbst ein Bißchen Prahlerei bei einem länger als anderthalb Jahrtausende verachteten und angehöhten Volke, wenn es Männer unter sich erzeugt hat, deren Geist uns Achtung abzwingt. — Herrlich war an diesem sonnigen Tage die Rheinfahrt, köstlich das gemeinschaftliche Diner auf dem Deck. Beim Kaffee kam wieder ein wohlhabender Mann, welcher in Koblenz eingestiegen war, zu dem ihm bekannten Bankier, und nun war's auf einmal ganz aus mit Börne, Heine, Mendelssohn, ein Geschäft schien gemacht zu werden, die leise gesprochenen Worte: Geld, Brief, Provision, trafen mein Ohr, und da selbst Fanny mit merkwürdigem Interesse nur ihren heftig demonstrirenden Vater im Auge hatte, so stieg ich wieder in die Kajüte, um meinen Gedanken nachzuhängen. Hier war ich allein, nur eine bleiche Miß schloß ziemlich ungenirt auf einem der Divans, auch ich machte mir's bequem, zog mein Schriftchen von Hessner aus der Tasche und begann wieder von den Juden zu lesen. Ich fand auch hier wie in jedem Werke, welches von den Juden zur Zeit der christlichen Hierarchie erzählt, daß die Geschichte dieses Volks im Mittelalter nur die Geschichte seiner Verfolgungen ist. Solch eine Geschichte ist eine trostlose, langweilige Geschichte; wer sie in genießbarer, poetisch verklärter Form studiren will, der nehme Zunz „synagogale Poesie des Mittelalters“ zur Hand, ein Werk, ebenso interessant durch die Originalität seines Gegenstandes, als durch die ausgebreiteten gelehrten Kenntnisse, welche darin niedergelegt sind. Rabbinen und jüdische Gelehrte legten die Leiden ihres Volkes in Selicha's,

in hebräischen Gefängen nieder, von welchen Junz Uebersetzungen gibt. Mit wenigen Versen malt z. B. Eleasar ein gedrängtes Bild von dem, was man der „verfluchten Jüdischheit“ anthat:

Deine Getreuen werden gesteinigt,
Verbrannt, erwürgt, gepeinigt,
Geräbert und gehängt,
Lebendig in das Grab gesenkt;

Ich sehe sie blenden,
Blutig mit abgehau'nen Händen,
Unter die Weinpressen gelegt,
Zertreten, ertränkt, zersägt.

Zur Zeit des ersten Kreuzzugs wollte man die Juden in den Rheingegenden gewaltsam taufen, viele gaben sich daher selbst und ihren Kindern den Tod im Angesicht der Dränger, welche in dieser fanatischen Glaubensstreue nur die alte „Halsstarrigkeit“ und „Hartnäckigkeit“ bestätigt sahen. Unter den grausamsten Martern hielten die Juden, gleich den Christen der ersten Jahrhunderte, an ihrem Glauben fest. Manche, die sich hatten taufen lassen, tödteten sich hinterher aus Gewissensbissen selbst oder überlieferten sich gar dem christlichen Richter zum qualvollen Tode. So berichtet eine handschriftliche Konstanzer Chronik (in Auszügen mitgetheilt in Bd. 42, Heft 1 von Hübigs Annalen) einen merkwürdigen Fall aus späterer Zeit, nämlich vom Jahr 1390. Ein getaufter Jude kommt zum Bürgermeister und erklärt sich des Feuertodes schuldig, weil er sich habe taufen lassen. Der Bürgermeister hielt ihn für einen Narren, als aber der Jude auf seinen Wunsch verbrannt zu werden

drei Tage lang besteht, da wird sein Wille erfüllt, „und aber, sagt unsere Chronik, ehe man ihn verbrann, zog man ihm vorhin den Brisam*) mit einer glühenden Zangen aus an dreien enden, vornen an der Stirnen, an der Brust und auf dem Rücken.“ Dieselbe Handschrift berichtet auch den nach andern Quellen von Jost, Schudt und Mehreren mitgetheilten Fall, daß ein Jude zu Konstanz aus seinem während der Verfolgung von ihm selbst angezündeten Hause die Christen anspricht: „Ich sterbe hier in den Flammen als ein echter Jud!“

Von dem Umfange der Schlächtereien während des ersten Kreuzzugs zeugen die Zahlen der Erschlagenen, so sollen in Mainz allein 1400, in den bayerischen Donaustädten aber nach Aventins Angabe an 12,000 Juden erwürgt sein. Ganz alttestamentlich, und wir können in Betracht ihres damaligen Standpunkts wohl sagen, ganz natürlich und menschlich, rufen die jüdischen Dichter zu ihrem Gott um Rache. So betet Mardochai, als man seines Freundes, des berühmten Joel Halevi Sohn verbrannt hatte:

O Du, unser Hort!

Wie lange noch im Grimme?

Verbrennen, hier und dort

Ist ihr Lösungswort,

Der Unschuld Mord

Ist ihre Stimme.

Räche, Engel Michael,

Den Sohn des Rabbi Joel!

Räche das vergossene Blut

An dem Feind' und seiner Brut.

*) Dies Brisam ist in Hitzigs Annalen mit einem Fragezeichen versehen, es ist aber wohl nur im Manuscript verlesen und soll heißen Chrisam d. i. Taufsalm, Chrisma, durch Metathese corruptirt Chrisam.

Alle frühern Verfolgungen übertraf indeß die während und nach der großen Pest von 1348. Die Juden sollten bekanntlich durch Brunnenvergiftung „das große Sterben“ erregt haben, aber die Sache stand so, wie Ulrich in seinen jüdischen Geschichten in der Schweiz annimmt: „Pfaffen und Böbel hatten damals das gleiche Interesse ihre Schulden durch Flammen zu tilgen.“ Während dieser Verfolgung wurden unter anderm am 14. Februar 1349 an einem Sabbath 1800 Juden zu Straßburg auf dem jüdischen Begräbnißplatze lebendig verbrannt. Was Wunder, daß hier lieber Mütter mit ihren Kindern in die Flammen stürzten, als daß sie die Kinder taufen und in dem fanatischen Aberglauben eines Volks erziehen ließen, welches bei aller Religionschwärmerei von solcher Herzenshärte war, daß es 1800 unschuldige Menschen an einem Tage lebendig verbrennen konnte!

Ein Böllerschuß ruft mich auf's Berdeck, wir gleiten eben am Loreley vorbei, und eine Gruppe Studenten singt mit hübschen, kräftigen Stimmen:

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin!“

Mächtig und in zauberischer Pracht wie der Rheinstrom selbst, wogte das Lied „mit der wunderbaren, gewaltigen Melodey“ durch die stille, kühle Luft.

Die Luft ist kühl, und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein!

und meine Gedanken flossen mit in weite, weite Ferne, ich hörte kaum, wie Fanny bemerkte, „daß das Volk seine Loreley mit diesem Liede eigentlich erst dem Heinrich Heine

zu verdanken habe, noch vor kurzem habe Bruder Julius, der in Berlin studire und auch deutsche Mythologie treibe, erwähnt, daß diese Sage als Volksfrage nicht echt sei, und daß Wolfgang Wenzel in seinem Odin einen vergeblichen Rettungsversuch der Loreleysage mache.“ — Ich hörte das Alles nur mit halbem Ohr und war dies einzige Mal wirklich ungalant gegen Fanny, denn ich war mit meinen Gedanken in goldener Ferne, in dem goldenen Zeitalter, welches allein die Zukunft birgt, ich sah kommen einen Tag der Versöhnung über alle Völker, einen „Jom Ripur“ über die ganze Welt.

Peter Feilner.

- Wanderer. »Und wen umweht das frische Gras? —
Todtengräber. Es ist allmorgens thränennass;
Weiß nicht, ob Nachts die Waise weint,
Ob Engel, Morgenroth, ob Freund?
Wanderer. Und wer ruht unter'm Ahornbaum?
Todtengräber. Der Sänger ist's mit seinem Traum;
Hier, wo sein morsches Kreuzlein ragt,
Seid ihr der erste, der mich fragt.«

Begleite mich, lieber Leser, auf einen Friedhof! —
Das ist eben keine angenehme Einladung, wirst du sagen.
— Aber warum nicht? Ein gut gepflegter Friedhof mit
seinen durch die andenkende Liebe der Hinterbliebenen sorg-
fältig und sinnreich geschmückten Gräbern bleibt immer ein
Garten, ein Garten, der viel zu denken gibt, wenn man seine
verschlungenen, kiezbestreuten Wege durchwandelt oder auf
den Bänken im Schatten der Trauerweiden und Cypressen
Platz nimmt. Die weißen Grabsteine und Monumente,
welche ringsum aus dem saftigen Grün und dem blühenden
Rosengesträuch hervorblicken, machen einen freundlichen Ein-
druck; es muß sich sanft und behaglich ruhen unter diesen
Marksteinen aller Lebensmühen und Sorgen, welche in
prangender Goldschrift der Nachwelt von unsern Tugenden

erzählen. — Ja, nur von unsern Tugenden. — „Geht man über einen Kirchhof und liest die Epitaphien“, sagt einmal, ich weiß nicht gleich welcher mit den Lebenden unzufriedene Schriftsteller, „so sollte man sich in einer Welt von Tugendhelden wähnen, denn die Grabsteine bedecken überall die musterhaftesten Gatten, Eltern und Kinder, die thätigsten und redlichsten Bürger, die hoffnungsvollsten Jünglinge und Jungfrauen, die alle viel zu früh aus einem Leben schieden, welches sie sich und andern verschönten.“

Nun, man lasse es so. Wir wollen hier nicht den Schiller'schen Vers auf die Hoffnung dahin parodiren, daß der Mensch noch am Grabe die „Lüge“ aufpflanze; es ist gut gemeint mit dem Lobe, und das „de mortuis nil nisi bene“ ist ein aus so edler Regung hervorgegangenes Wort, daß wir es gern in Ehren halten wollen. Die strenge Geschichte hat nur über sehr wenige der auf den Friedhöfen Ruhenden zu Gericht zu sitzen, und zumal hier auf diesem kleinen, am sonnigen Hügelabhange belegenen Kirchhof, welchen wir jetzt betreten, hat Klio's eiserner und unbestechlicher Griffel den Kreuzen und Monumenten die lobpreisende Lapidarschrift nicht einzugraben. Auf diese weißen Felder und unter die steinernen Urnen und Schmetterlinge schrieben nur Schmerz und Liebe über die einfachen Menschen, welche man dort aus jenem freundlichen Landstädtchen hier hinauftrug und zur Ruhe bettete. — Sieht man sich das harmlose Leben in dem von der großen Verkehrsstraße durch hohe, waldige Berge abgetrennten Landstädtchen näher an, so ist man leicht geneigt zu glauben, daß dort das Menschenleben ohne allen höheren Aufschwung und ohne alle Anregung

zu kräftigen und bedeutenden Lebensäußerungen dahinsieße, und daß für alle hier Begrabenen keine passendere Denkschrift gefunden werden könnte, als die: „Er lebte, nahm ein Weib und starb.“ — Allein dem ist nicht so. Auch dort in dem Landstädtchen schläft nicht jeder ruhig ein, um von Kartoffel- und Weizenbau, oder von Mäuse- und Raupenfraß zu träumen; hinter den grellbemalten Wänden jener rothbedachten Häuser sind bereits kummervolle Nächte durchwacht, erheischte nicht selten eine große Schuld große Sühne und verkettete Thaten, Gedanken und Leidenschaften zu Begebenheiten, welche den Alltagsgang des Lebens so ungewöhnlich unterbrechen, daß die Phantasie unserer Romandichter ihre Noth haben würde, Aehnliches zu erfinden.

Wenn wir uns überhaupt Mühe geben, tiefer in's Menschenleben hineinzuschauen und uns nicht bloß oberflächlich an die abgeschliffene Maske halten, unter welcher die Menschen im gewöhnlichen Geschäftsleben und im alltäglichen Verkehr vor uns hintreten, so werden wir das Wort der Rahel nicht übertrieben finden: „Daß jede Hütte, jede Stube ihren Roman habe, wenn man nur die Herzen kenne.“ — Auch Feldheim, so mag das Städtchen heißen, hat seine Romane und Tragödien erlebt, und es ließe sich aus seinem Wilderer- und Pajcherleben manch wilde Geschichte erzählen. — So decken die beiden verfallenen, von Nesseln überwucherten Hügel im fernen Winkel der Friedhofsmauer die Gebeine trotziger Wilderer; der Vater fiel durch die Kugel des Forstleuten, der Forstleute wieder durch die rächende Kugel des Sohns, der sich gleich darauf durch Selbstmord dem Schwerte der Gerechtigkeit entzog. Damals

gab's eine wilde Scene dort drüben im Buchenwalde, welcher in breiter Fülle an der Grenze der letzten, südlichen Gärten des Städtchens aufragt und in mächtigen Wellen über die Hügelfetten hinrauscht, die den Fuß des in die Wolken ragenden Berges bilden, dessen kahles, felsensteiniges Haupt ein dichter, schwarzer Kranz von Fichtenholz umgibt. — Jetzt ruhen sie hier alle friedlich neben einander, deren Schicksal einst Liebe und Haß, Leidenschaft und Schuld zu einem Knoten schürzten, der drüben im Buchenschlag gewaltsam und blutig gelöst wurde; dort die beiden Wilderer, hier unter dem weißen Kreuze mit der zierlich eingehauenen Kerkrone der Forstleve, und in jener vom zierlichen Eisenstakett umschlossenen Familiengruft deckt die marmorne, von Rosen umnickte Urne ein edles, schönes Mädchenherz, welches einst heftig schlug in Liebe und Hoffnung, in Furcht und Verzweiflung, als das blutige Drama zwischen den grünen Coulissen des Waldes spielte. — — Doch fort mit den blutigen Geschichten! Weilen wir lieber bei dem Leben des merkwürdigen Mannes, welcher hier am Ahornbaume unter dem schon morichen, hölzernen Kreuze ruht.

„Hier ruht in Gott Peter Feilner.“ So lautet die einfache, halb verwaschene Inschrift am Kreuze. Niemand denkt viel an diesen armen, obskuren Peter Feilner, der hier seine Ruhestätte fand. Wohl steht er drüben im Städtchen wegen seiner Harmlosigkeit und Redlichkeit, bei den Gebildeten auch wegen seiner Geschicklichkeit und seiner für einen Handwerksmann seltenen Kenntnisse noch im besten Andenken, aber „kein Mühlrad ist um ihn stehen geblieben“, als er starb, sagt man, und deutet damit an,

daß Peter Feilner's Thätigkeit und Wissen nicht in das allgemeine Getriebe wesentlich eingriff, daß sein Leben ein unbedeutendes war. Dennoch war Peter Feilner nichts mehr und nichts weniger als Philosoph, Poet, Bildschnitzer und Uhrmacher; ein Mann, wie er nur in Deutschland vorkommt oder vielmehr vorkommen konnte, denn das jetzige Deutschland ist nicht mehr so vorwiegend wie früher das Land der Dichter und Denker, der Träumer und Grübler; unverkennbar hat sich auch bei uns mehr und mehr eine praktische Richtung Bahn gebrochen, welche sich unabweislich selbst auf den Gebieten geltend macht, auf welchen sich früher der ungebundenste Idealismus und die aller „trivialen Wirklichkeit“ abholde Gemüthslosigkeit tummelten. — Unsere Poesie muß heute eine realistische sein, wenn sie dem Geschmack und den Neigungen der gebildeten Menge entsprechen will, und unsere Philosophie eine materialistische, wenn sie wirklich ist, was sie sein soll, nämlich das wissenschaftlich begriffene und systematisch dargestellte Bewußtsein der Zeit über ihr Streben und ihr Ziel. — Freilich sagte Peter Feilner mir noch kurz vor seinem Hinscheiden: Die Leute haben keine Lust mehr am Denken! Und er hatte in seinem Sinne vollkommen Recht. Hört man doch heute auch in Gelehrten-Kreisen die Behauptung oft genug wiederholen, daß es mit dem Philosophiren aus sei, und der Hinblick auf die immer leerer werdenden Hörsäle der geschulten Philosophen muß uns überzeugen, daß es allerdings mit der Philosophie, welche man dort vorträgt, aus ist, das heißt, daß sie keine Wirklichkeit und Wirksamkeit mehr hat, und zwar aus dem Grunde, weil sie nicht das

wissenschaftliche Bewußtsein über die Bestrebungen unserer Zeit, sondern das einer vergangenen, abgethanen Zeit zur Darstellung bringt.

So wunderbar und vereinsamt wie heute ein Kantianer, Fichtianer, oder ein auf die Worte des Meisters schwörender Hegelianer im Leben steht, welches mit hastiger Vielgeschäftigkeit achtlos an ihm vorbeieilt, so wunderbar stand auch Peter Feilner mit seinen Gedankendingen in der ihm fremd und fremder werdenden Welt. Er war kein gelehrter Lehrer der Philosophie und auch kein wahrer Philosoph, denn ein solcher ist nur der, der seine Zeit begreift und ihr zu sagen weiß, was sie eigentlich will; einen Effektiker hätte man den Peter Feilner nennen können, wenn er eine schulmäßig gelehrte Bildung gehabt hätte, denn in seinem unermüdlich grübelnden Geiste fanden sich Anflänge aus allen Systemen, welche seit der Zeit der Ionier und Eleaten bis auf Hegel herab ausgesponnen waren. Ohne wohl jemals die Namen Leucipp und Democrit gehört zu haben, war seine Anschauung des Weltbaus und der Weltordnung eine atomistische, und ohne zu wissen, daß uns Platon einen Timäus oder Phädo hinterlassen habe, hielt ihm nicht der Zufall, sondern eine Weltseele die atomistische Welt im Innersten zusammen, und wunderbar war das Zusammentreffen seiner Gedanken mit den Resultaten gnostischen, mystischen, scholastischen und modernen Philosophirens, wenn er sich am traulichen Feierabend über alle seiner buntgemischten Bildung erreichbaren Gebiete des Lebens vor einem vertrauten Freunde mit Begeisterung erging.

Peter Feilner war der Sohn eines biedern Schlossermeisters

gewesen, der ihm außer einigen werthlosen Charteken nichts hinterlassen hatte als einen großen aus Stabeisen geschmiedeten Vogelskäfig, merkwürdig durch allerlei complicirte Künsteleien und wirklich schön durch das wundervoll getriebene und verschlungene eiserne Blätterwerk, womit die kunstfertige Hand des Meisters das Kabinetstück bekleidet hatte. Solche Handwerker gibt es heute nicht mehr; unsere Meister haben weder Zeit noch Lust, Werke hervorzubringen, deren Kaufpreis mit der darauf verwandten Mühe in keinem Verhältniß stehen würde. Die Welt verliert damit freilich manchen sinnreich gebauten Secretär mit geheimen und wunderbarlich versteckten Schubfächern, manchen schön ausgeschnitzten Schrank, manchen Rock und manches Paar Schuhe ohne Rath und manches den ganzen Planetengang darstellende Uhrwerk, aber die Meister verdienen dafür mehr Geld als ihre tausendkünstlerischen Vorgänger, sie haben nicht Lust und Geschick ihr Handwerk zur Kunst zu verklären, wissen aber dafür kaufmännisch zu arbeiten und reichlicher zu erwerben.

— Wir sind weit entfernt diese praktische Richtung der Neuzeit beklagen zu wollen, denn wäre sie nicht vollkommen berechtigt und an der Zeit, so würde sie sich nicht so gebieterisch geltend machen, wie sie's thut, aber zu läugnen ist es nicht, daß das Leben der alten kunstfertigen und künstelnden Meister weit gemüthlicher und an stillen, geheimen Freuden ungleich reicher war, als das des jetzt lebenden, gewandten Geschäftsmanns, der sich nicht einmal gern mit dem alten Ehrentitel „Meister“ rufen hört, sondern lieber Fabrikant genannt sein will.

Blutwenig haben Erasmus Feilner der Vater und

Peter Feilner der Sohn zu erwerben gewußt, aber sie gebrauchten auch wenig und hätten sich für das größte Stück Geld das nicht kaufen können, was ihr Herz mit hoher Freude und tiefem Behagen erfüllte; das konnte ihnen kein anderer, sondern nur immer die eigene kunstfertige Hand und das eigene Denken geben. — Lebhaft erinnere ich mich noch des freudestrahlenden Blicks, mit welchem Peter Feilner vor einem großen, außerordentlich complicirten Uhrwerk aus Buchsbaumholz stand, als ich ihn einst in der „Eulenflucht“ — so pflegte er die feierabendliche Dämmerung zu nennen, während welcher wir häufig plauderten — besuchte. Wie gehoben die lange, hagere Gestalt da vor dem unendlich in einander verzahnten Räderwerk stand, wie die großen wasserblauen Augen, angeleuchtet von den letzten Strahlen der scheidenden Sonne, erglänzten im Gefühl, daß Alles nach Wunsch gegangen war! Gedanken auf Gedanken stürmten dem Schöpfer des künstlichen Werks durch die Seele und malten sich in den bewegten Falten der breiten, klaren Stirn. Mit solcher Stirn und mit solchen Augen schaute wohl einst Jakob Böhme auf die Zinnschüssel, deren Glanz sein Gemüth zu einem plötzlichen Herabsteigen in die Tiefe des Geistes zwang, aus welcher es geschmückt mit schönen, wenn auch wunderlich verschnörkelten Geistesblüthen wieder auftauchte und dem Görliger Schuster die Hand zum Aufschreiben seiner Aurora führte!

Feilner hörte mich kaum, als ich eintrat; endlich bot er mir mit stillem, glücklichen Lächeln die Hand, führte mich vor seine neue Schöpfung, bedeckte sie mit den feinausgelegten Thüren und zog das Werk auf; da traten unter

einer lieblichen Harmonika-Musik Sommer und Winter, Frühling und Herbst, und Gott weiß wie viel allegorische Figürchen aus den zahlreichen Pforten und Nischen der Thüren und umschwebten nach dem Takte der Musik in sinniger Abwechslung das Gehäuse. — Als ich lange und mit wirklichem Interesse das Spiel beschaut hatte, konnte ich mich doch der Worte nicht enthalten: „Aber, lieber Feilner, warum denn das Alles von Holz? Wie bald müssen sich die Räder und Getriebe abschleifen, und dann ist all ihre Mühe und Arbeit vergebens gewesen!“

„Thut nichts, erwiderte er kopfschüttelnd und mit selbstgefälligem Lächeln, in Metall konnte ich's nicht arbeiten, da wäre mir's viel zu theuer gekommen, und Niemand hätte mir auch meine Angaben zu Dank gemacht, so aber ist Alles das Werk meiner eigenen Hand und so lange ich lebe, wird's auch zusammenhalten.“

„Also, meinte ich, haben Sie das Alles zu ihrem eigenen Vergnügen gemacht?“

„Versteht sich, antwortete Feilner, das Werk ist mir so wenig für Geld feil, wie meine Bilder und meine Bücher. Geld ist mir immer gleichgültig gewesen, und das wenige, was ich gebrauche, werfen mir die Reparaturen reichlich ab.“

Feilner gebrauchte in der That zu seinem Unterhalt nicht viel mehr als ein Diogenes, beisspiellos war seine Mäßigkeit, und alles was er erübrigte, verwandte er auf seine Liebhaberei an Curiositäten, Bildern und Büchern.

Die einzige Schwäche, die der grundgute Mann hatte, war die, daß er sich nicht ausreden ließ, ein Kunst- und

Antiquitäten-Kenner zu sein. Diese Schwäche wußten denn auch die Juden und andere Händler sehr zu ihrem Vortheil auszunutzen und überschütteten ihn gegen gutes Geld mit werthlosen und unnützen Charteken. Nur mußte Alles, was Feilner kaufen sollte, die Spuren hohen Alters an sich tragen; ein rostiger, ungewöhnlich geformter Degen, ein in Pergament und Holz gebundenes, von Würmern zerschrotetes Buch blieb sicher in seinen Händen, wenn man es ihm zum Kauf anbot, mochte die Wasse noch so unbedeutend, der Inhalt des Buchs noch so gleichgültig und werthlos sein. Indeß kamen bei dieser Leidenschaft des Sammlers hin und wieder auch einige gute und werthvolle Stücke in Feilners Hände, und lohnte es sich allerdings der Mühe, seine Repositorien und seine mit Bildern und Schnitzwerk dicht bedeckten Wände mit aufmerksamen Blicken zu überfliegen. — Das schönste und interessanteste Bild aber gab ohne Zweifel der graue Tausendkünstler selbst, wenn er in der bunten und wunderlichen Umgebung seiner Schätze am Arbeitstisch saß und unter dem mannichfachen Tack Tack der verschiedensten Uhren Flachzange und Feilkloben handhabte oder mit fecker, genialer Hand an dem Faltentwurf eines Heiligenbildes schnitzte. — Das wäre ein Kopf und eine Scenerie für einen Rembrand oder Breughel gewesen! Selbst die ärmliche, fast bettelhafte Kleidung des ehrwürdig ausschauenden Greises hatte etwas Malerisches, wie denn sein durchlöcherter, talarartiger und mit schadhaftem Pelz besetzter Hausrock auch von einem Maler erstanden wurde, als Peter Feilner nach ganz kurzer Krankheit die sinnigen Augen geschlossen hatte und das Tack Tack seiner Uhren

fast gleichzeitig mit den letzten Herzsclägen ihres Meisters verstummt war. Da kam Alles, was der Alte während einer mehr als fünfzigjährigen Thätigkeit gekünstelt und gesammelt hatte, unter den Hammer des Auctionators, denn der Verstorbene hatte es angeordnet, daß man seine sämtliche Habe verkaufen und den Erlös den städtischen Armen zuwenden solle.

Feilner behauptete während seines langen und vereinsamen Lebens, ein vollkommen glücklicher Mann zu sein: „Ich bin gesund, pflegte er zu sagen, esse satt und habe Freude an der Arbeit und am „Simuliren“, ich wüßte nicht, was ich mir noch wünschen sollte! — — Doch „des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zu Theil“, konnte Feilner auch von seinem Leben sagen, und mehr als fünfzig Jahre des Philosophirens und Arbeitens reichte nicht aus, ihn den Schmerz ganz vergessen zu lassen, der einst mit einem furchtbaren Schläge seine Jugend grausam vergällte und dann seinem ganzen Leben den sonderbaren, curiosen Zuschnitt gab. — Nicht viel Worte drum, denn es ist die alte und ewig neuwerdende Geschichte vom gebrochenen Herzen; eigenthümlich ist ihr nur die seltene Furchtbarkeit, mit welcher sie einst das Herz des jungen, schmucken und liebeglühenden Uhrmachers zusammendrückte. Ich kann nichts für den unglücklichen, ja, gräßlichen Ausgang dieser Liebesgeschichte, denn ich erdichte hier keine Novelle, sondern erzähle wirklich Geschehenes; eilen wir aber mit wenigen Worten darüber hinweg.

Peter Feilner war in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf die Wanderschaft gegangen, hatte sich

in Genf in seiner Kunst vervollkommenet und dann durch Vermittlung seines Mitgesellen Hulin, des späteren Generals der Republik und des Kaiserreichs, eine vortheilhafte Stellung in Nantes erhalten, grade als die hochgehenden Wogen der Revolution am wildesten tobten. — Dort lernte er das Mädchen kennen und lieben, dessen stets bekränzter Schattenriß wohl fünfzig Jahre lang an der Spiegelwand über seinem Werkisch hing. — Der glückliche Feilner hatte sich in Nantes unter den günstigsten Umständen niederlassen wollen, und schon bereiteten die Eltern der Braut die Hochzeit vor, als der Unmensch Carrier mit seinen wilden Schaaren die Stadt übersluthete und mit raffinirter Grausamkeit die Bewohner decimirte. — Des jungen Uhrmachers heißgeliebte Braut theilte das Schicksal ihrer Eltern, sie ward, wie man das damals nannte, republikanisch verheirathet, das heißt — ertränkt.

Feilner verfiel eine Zeitlang in Stumpfsinn, verlor seine Habe und kam als Bettler nach Deutschland und in seine Vaterstadt zurück. Die alles lindernde Zeit, Manneskraft und Arbeit richteten ihn endlich wieder auf und stellten ihn als einen der originellsten und mit sich und seinem Schicksal zufriedenen Junggesellen in die Welt. „Nachher habe ich nichts Trübes weiter erfahren, sagte er wohl, wenn man ihn auf die grauenhafte Begebenheit brachte, der liebe Gott wußte am besten, daß es mit dem einen vollkommen genug war.“

Gewiß hatte Peter Feilner manche glückliche Stunde, denn außer seiner Freude an seinen Uhren und Antiquitäten und an seinem Nachdenken über Gott und Welt, erfüllte ihn

sein reger Sinn für die Schönheit der Natur mit begeistern-
dem Entzücken. Ein Wunder wär's gewesen, hätte man
zur Frühlings- und Sommerzeit den Meister an Sonn-
und Festtagen zu Hause getroffen; dann strich er in seinem
altmodigen, rabarberfarbenen Rock, in seinen kurzen Hosen
und hohen Cantorstiefeln durch Feldheims Wälder und
Fluren, lagerte am Hagedornstrauch oder unter weitschatten-
den Buchen, zog seine Schreibtafel hervor und suchte seinen
Gefühlen in oft recht gelungenen Verslein Ausdruck zu
geben. Feilner wäre ein trefflicher Meisterfänger gewesen,
und das Reimen ging ihm so geläufig ab wie einem ge-
übten Spruchsprecher; drum war er auch der ganzen Stadt
allzeit reimfertiger Poet, und wenn Jemand ein Hochzeits-
carmen wünschte oder sonst ein Gelegenheitsgedicht, so ging
er nur zum gefälligen Peter Feilner, der dictirte es ihm
gleich in die Feder. — Natürlich ist viel formloses und
triviales in der mir hinterlassenen Sammlung, aber gar
nicht selten trifft man darin auch auf hübschgelungene Verse,
in welchen sich ein tief poetisches Empfinden und eine große
Präcision und Klarheit des Gedankens ausspricht. Nur ein
kleines Gedicht will ich als Probe hervorheben, welches
er einst hier am Grabe eines verstorbenen „schlecht und
rechten“ Freundes aufschrieb, und es mag dasselbe um
so mehr hier einen Platz finden, als es auf den nun
auch unter dem grünen Rasen ruhenden Dichter selbst wie
gemacht ist; es soll als sein Epitaphium in diesen Blät-
tern stehen, denn das morische Kreuzlein mit dem ver-
waschenen Namen wird bald zusammenfallen und in alle
Winde verfliegen:

Du möchtest, Wand'rer, diesen Todten kennen,
 Und fragst, wer unter diesem Hügel ruht? —
 Kein Goldbuchstab' wird seine Titel nennen,
 Kein Marmor preisen seinen Heldenmuth;
 Selbst nach dem Namen forschest du vergebens,
 Ein Engel trug ihn ein in's Buch des Lebens. —

Ja, wenn irgend einer würdig war, daß eines Engels Hand seinen Namen in's Buch des Lebens trug, so war es Peter Feilner. Wenigstens mußte mit ganzem, vollem Herzen der Mann so denken, welcher dort, nur einige Schritte von Feilners Grabe, unter dem weißen Denkstein ruht. — Komm, freundlicher Leser, und lies mit mir die Goldschrift des Steins, ich werde dir dann sagen, welchen Dank der in der Goldschrift Gepriesene dem Peter Feilner schuldig war. Dieser Stein, diese Inschrift und das Glück des darunter ruhenden Mannes, so wie das seiner noch lebenden und blühenden Familie, ist Alles des armen Peter Feilners Werk. Wäre Peter Feilner nicht gewesen, so würdest du vergebens nach einem Denkmal des hier Begrabenen suchen, und ohne den wunderlichen, alten Rauz würde die Familie des hier in Ehren Ruhenden vielleicht in Jammer und Elend verkümmert sein. Die prangende Inschrift lautet:

Hier ruht in Gott ,
 der liebevollste Gatte und Vater,
 der treueste Verwalter seines Amts,
 der redlichste Freund und Fürger.

Das Andenken der Gerechten bleibt in Segen.

Dieser hier gepriesene Gerechte, lieber Leser, war ein —
 Verbrecher, wenn auch ein Verbrecher unter sehr mildernden

Umständen, der durch bittere Reue seine Schuld wohl reichlich gesühnt hat.

Herr Redlich, so wollen wir den hier Ruhenden nennen, war ein freundlicher, gutmüthiger und gefälliger Mann. Gute Zeugnisse und eine erprobte Geschäftsgewandtheit hatten ihm schon früh ein einträgliches Amt verschafft, mit welchem indeß eine große Verantwortlichkeit verknüpft war; er hatte gewisse Gefälle der Regierung entgegenzunehmen und eine bedeutende Kasse zu verwalten. Die häufig angestellten Revisionen erwiesen seine Bücher und seinen Kassenbestand stets in der musterhaftesten Ordnung, und Jahr auf Jahr lebte Redlich dahin, geliebt im Kreise seiner zahlreichen Familie und geachtet von seinen Mitbürgern und Freunden; Niemand hätte einen Flecken an ihm finden können. — Dann aber, — es waren schon ein paar erwachsene Töchter in der Familie und ein Sohn besuchte die Universität, — schien es in Redlich's Hause nicht mehr so gut zu stehen wie früher; Redlich alterte zusehends, zeigte sich selten und stets mit umwölbter Stirn im Kreise seiner Freunde, und häufig sah man bekannte Wucherer bei ihm aus- und eingehen. Bald flüsterte man sich von großen Schulden zu, in welche Redlich gerathen sei, sein Credit sank, und Manche, die dem alternden, saubergekleideten und feinen Herrn früher mit Reid nachgesehen hatten, wenn er durch die Straßen ging, folgten ihm jetzt, je nach der Beschaffenheit ihres Herzens, mit höhnischen oder mitleidigen Blicken. Die Frau, hieß es, die mit ihren Töchtern sehr zum Luxus neige, habe den Mann, der zu schwach und gutmüthig sei um ihr energisch entgegenzutreten, in Ruin gebracht, Niemand wolle

ihm weiter etwas borgen, und ein böser Stern stehe über Redlich's Hause. — In der That ging der Mann mit immer rascheren Schritten seinem Verderben entgegen, er hatte, gewiß anfangs unter fürchterlichen Kämpfen, wiederholt die ihm anvertrauten Gelder angegriffen und dann in Rathlosigkeit und Verzweiflung jede wucherische Zinsforderung bewilligt, um durch Darlehen die Defecte vor der Revision zu decken. — Mehrfach verklagt und brutal behandelt von rohen Gläubigern, auch gänzlich außer Stande einen neuen Defect zu verbergen, war Redlich, der jeden Tag die Revisoren erwarten konnte, endlich in der fürchterlichen Stimmung, in welcher ein Unglücklicher ernstlich über die Todesart nachzudenken pflegt, durch welche er sich am besten aus der Welt schaffen könnte. In solcher Stimmung war Redlich, als mich ein Zufall mit ihm zusammenführte; der Mann konnte mich wohl leiden und manche fröhliche Stunde hatte ich bereits in seinem gastfreien Hause verlebt. Der Mund ging ihm über von dem, wess das Herz voll war, er sprach mit heftiger Unruhe von drückenden Schulden, und wie ein Ertrinkender nach einem Strohhalme hascht, so griff Redlich bereits halb bewusstlos und mit zitternden Händen nach jedem, was auch nur den Schein eines Rettungsmittels hatte. Welche Hülfe konnte er bei einem blutjungen Mann finden, dem damals der Vormund nur eben das gab, was er nothwendig gebrauchte? Und doch plauderte die Verzweiflung mit einer ganz unbegründeten Hoffnung auf Hülfe in verworrener Hast ihre Noth aus; ich erfuhr, daß Redlich ein verlornener Mann sei, wenn er nicht spätestens bis zum folgenden Morgen über

zweihundert Thaler verfügen könne, er müsse und müsse eine Zahlung leisten. — Das war genug um die furchterliche Lage, in welcher sich der Mann befand, bis auf den finstern Hintergrund ihrer Schrecken und Gefahren zu durchschauen; lag es doch nach allem, was man wußte, nahe genug, zu vermuthen, daß er die Zahlung seiner eigenen ihm anvertrauten Kasse zu machen habe. Hatte man doch auch im Städtchen bereits allerlei gemunkelt, und ein gewisser Rechnungsrath aus der Residenz heimlich sein gewohntes Zimmer im Gasthof zum Löwen herzustellen angeordnet. Aber welcher geheime Auftrag bliebe verborgen, wenn der Bediente, der ihn zu überbringen hat, der Schatz der Köchin des Herrn ist, der am allerwenigsten von einem solchen Auftrag erfahren soll? Genug, es handelte sich morgen um Schande oder Ehre, vielleicht auch um Leben oder Tod für Redlich. — Ich weiß nicht, war es Gedankenlosigkeit, ein leerer Trostversuch oder angsterfülltes Mitleid mit dem unglücklichen Manne, was mich ein Wort von möglicher Hülfe, die ich schaffen könne, hinwerfen ließ. Da fühlte ich Redlichs heiße und zitternde Hände die meinen krampfhaft umklammern, und seine bebenden, blauen Lippen stammelten unverständliche Worte der Bitte, der Hoffnung und des Dankes. Verwirrt hat ich ihn sich zu beruhigen, jedenfalls würde ich nach einigen Stunden wieder bei ihm sein.

Als die Thür zwischen dem Unglücklichen und mir lag, stand ich so rathlos da, wie er selbst. Woher sollte ich die nöthige Summe nehmen; borgt man doch keinem Minorennen etwas. Ich dachte an meine Bücher und son-

stigen Sachen, aber der Werth derselben war unbedeutend und eine sofortige Verwerthung unmöglich. Mit wirren Gedanken ging ich, ohne mir klar zu sein wohin, die nächste Straße entlang und sah mich plötzlich vor Peter Feilners Hause. Der Alte saß wie gewöhnlich an seinem Werkstisch am Fenster und reparirte. Vielleicht weiß Feilner einen Rath zu geben, dachte ich, dem treuen Menschen kannst du ja Alles vertrauen, zudem weiß er selbst, wie schlimm es um den Redlich steht.

Ich trat in das Stübchen und hatte dem Meister bald in geflügelten Worten von Redlichs furchtbarer Bedrängniß und meinem thörichten Versprechen erzählt. Feilner war, nachdem er Feile und Lupe bedächtig vor sich hingelegt, aufmerksam und ohne zu unterbrechen meinen Worten gefolgt. Als ich schwieg, sprach er wie aus tiefem Sinnen erwachend: „Mein Gott, was soll aus den armen Kindern werden, es sind noch drei unmündige da, gestern erst war die kleine Marie bei mir und bat mich, ihrem Püppchen ein neues Händlein zu schnitzen! Jetzt steht ihr Vater vor dem Eingang des Zuchthauses, wenn ihm nicht geholfen wird!“ — Lange saßen wir schweigend und sinnend einander gegenüber; da leuchtete es plötzlich über Feilners Gesicht, als ob ein heller Strahl darüber hinfahre, und lebhaft mir die leuchtenden Augen zuwendend, rief er in Hast: „Gehen Sie, eilen Sie, lieber Freund, rufen Sie den Sohn her, ich wolle ihm die Radirungen, das neue Uhrwerk und den andern Kram, um welchen er mich Wochenlang gequält, verkaufen, wenn er seinem zuletzt gemachten Gebote etwas zulege.“ — „Feilner, was denken Sie, was

wollen Sie thun, unterbrach ich mit freudiger Rührung, Ihre einzige Freude wollen Sie dran geben, um einem Menschen zu helfen, dem schwerlich auf die Dauer damit geholfen ist? Deckt er auch heute durch Ihr Opfer, was er muß, so wird ihn die Noth doch bald zwingen wiederum die Hand nach Verbotenen auszustrecken!“ — „Still! still doch! fiel der Alte ein und focht vor mir ungeduldig mit den langen, dürrn Händen. Eilen Sie! holen Sie mir den Cohn, er solle Geld mitbringen, Gold, viel Gold müßt' ich haben, auf der Stelle müßt' ich's haben!“

Halb im Taumel verließ ich das Haus und eilte durch die Straßen zu dem bezeichneten, wohlhabenden Handelsmann, der verwundert aufhorchte, als ich meine Bestellung ausrichtete. Er steckte Geld zu sich und folgte mir mit sichtlicher Freude, er mußte schon in der Residenz einen aristokratischen, alterthümeln den Abnehmer für die Sachen haben, von dessen Freigebigkeit er sich Großes versprechen konnte. Ohne lange Widerrede legte er auch, als er in die Stube und an den Tisch getreten war, auf welchem Feilner die für den Verkauf bestimmten Sachen zusammenfrachte, seinem frühern Gebote noch zwanzig Thaler zu und zahlte, mit verwunderten und lauernden Blicken auf den Alten und mich, dreißig Friedrichsd'or blank und baar hin. — Vierzig müssen's sein, Herr Cohn, meinte Feilner, da, hier habe ich noch eine alte goldene Uhr, und das, und das da, was geben Sie dafür? — Feilner war ganz außer sich und zeigte eine wahre Wuth, seine ihm so sehr an's Herz gewachsenen Schätze für ein Spottgeld zu verschleudern. Zum Glück nahm ich mich besonnen und ernst des Handels

an, und endlich war so viel Waare zusammengebracht, daß der Handelsmann sich zur Zahlung der weiteren zehn Louis'dor verstand. Er hatte einen guten Kauf gemacht und verabschiedete sich mit vergnügtem Gesicht, um Leute zum Abholen der Sachen zu bestellen; es waren die besten Stücke aus Feilners Sammlung, und was ihm zurückblieb, war meist ziemlich werthloser Plunder. Mit unbeschreiblich wehmüthigem Blick betrachtete der leidenschaftliche Sammler seine in Geld umgesetzte, ihm so theure Habe. Dann aber wie über sich selbst unwillig zusammenschauend, wandte er sich zu den blanken Goldstücken, händigte mir dieselben hastig ein und schob mich mit den Worten zur Thür hinaus: „Nur schnell! nur schnell zu Redlich, eh' ein Unglück geschieht! Er solle mir auch die kleine Marie schicken, das Puppenhändlein wäre fertig und ich hätte noch etwas Schönes für sie!“

So kann nur ein zum Tode Verurtheilter, dem auf dem Schaffot Gnade zugerufen wird, empfinden, wie Redlich empfand, als ich das blinkende Geld vor ihm aufzählte. Die kindische, ja wahnsinnige Freude, welche der Mann fundgab, war fast ebenso unheimlich und schrecklich, wie kurz vorher die Aeußerung seiner Verzweiflung. — Wir gehen darüber hinweg.

Am folgenden Tage traf richtig der Rechnungsrath mit seinen Begleitern ein. Die Herren stellten mit kalten, dünnen Mienen in Redlichs Hause die vorschriftsmäßige Untersuchung an; als sie aber, sichtlich wider alles Erwarten, die Bestände vollzählig und in bester Ordnung vorgefunden hatten, ward die Miene des Rechnungsraths freundlicher, und er führte den treubefundenen Beamten zu einer

vertraulichen Unterredung in die Schreibstube. — — Aus dieser trat Redlich bald mit freudestrahlendem Gesicht wieder hervor, denn der Rath hatte ihm mit bedeutsamen Blicken eröffnet, daß allerlei übele Gerüchte über seinen Vermögensstand in Umlauf seien, es möchte denn auch wohl nicht zum Besten damit stehen, da er viele Kinder und große Ausgaben habe. Weil er sich indeß trotz bedrängter Lage immer treu erwiesen habe, so sei er von der Regierung ermächtigt und beauftragt, ihm anzuzeigen, daß dieselbe beschloffen habe, ihm die wiederholt nachgesuchte weitere Gehaltszulage von nun an zu bewilligen.

Mit dem Glück und Unglück geht's bekanntlich in der Welt wunderbar her. Soll man einmal Unglück haben, so kann man auf den Rücken fallen und die Nase abbrechen, und hat einmal Fortuna ein günstiges Auge auf uns geworfen, so können wir vom Thurm stürzen und frisch und gesund auf einen herrenlosen Geldbeutel fallen, wie Eulenspiegel, als er noch lebte. So schien auch seit der günstigen Wendung von Redlich's Geschick das launige Glück den Mann mit seinen Wohlthaten überschütten und betäuben zu wollen, denn bald drauf schlossen seine beiden ältesten Töchter die vortheilhaftesten Heirathen, der Sohn erhielt trotz seiner Jugend eine einträgliche Versorgung, und ein geiziger Verwandter, der im Leben nicht das Mindeste für die Familie gethan, hinterließ nach einem jähen Tode sein bedeutendes Vermögen Redlich's Frau als der einzigen Intestaterbin. — Nun ward Alles gut gemacht, die spöttischen Blicke, welche man sonst dem jetzt mit dem Titel Recepturrath und einem Orden begnadigten Redlich nachsandte, waren wieder

in neidische verwandelt, die bösen Gerüchte verstummten nach und nach gänzlich, und es währte gar nicht lange, so hatte es diese und jene Gevatterin immer gesagt, „daß Redlich seinen Namen in der That führe, daß böse Zungen auch den besten Menschen verunglimpfen könnten, und daß Jedermann einmal in Klapperschulden kommen könne; wenn sie dann nur jeder so redlich zurückbezahle wie der Herr Recepturrath, dann sei's schon gut, manche könnten sich ein Beispiel an ihm nehmen.“ So lautete jetzt das Urtheil über den Recepturrath in Feldheims Kaffeegesellschaften. Kurz, Redlich's guter Ruf war vollkommen hergestellt, er lebte noch einige Jahre in Glück und Ruhe und ward dann unter großem, trauernden Gefolge hier in diese Gruft versenkt. — Ohne den Peter Feilner wäre er wahrscheinlich im Zuchthause verstorben oder drüben im großen Weiher gefunden.

Das fühlte Redlich auch lebhaft genug, und zu seinem Lobe sei's gesagt, seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen. Aber damit wurde er dem guten Alten, zu dessen Eigenheiten es auch gehörte von keinem Menschen Geschenke annehmen zu wollen, sehr lästig, und bald hätte er ihn ernstlich erbozt, als er ihm unter Dankesthränen das Doppelte der Rettungssumme zurückerstatten wollte. „Herr! Sie sind mir nur vierzig Louisd'or schuldig und keinen Pfennig mehr, fuhr Feilner auf, halten Sie mich für einen Wucherer oder Bettler?!“ — Es bedurfte langer Begütigung, um den erzürnten Tausendkünstler wieder in seine gewohnte Sanftmuth zurückzurufen, er nahm seine vierzig Louisd'or und verträdelte sie bald wieder für Bilder

und alte Charteken. Die letzten zehn Louisd'or, die ihm nach seinen Einkäufen von der Summe blieben, mußte Redlich sogar selbst wieder annehmen; dieser hatte nämlich, um seinem Erretter eine große Freude zu machen, für eine bedeutende Summe einen echten Ostade erstanden und denselben dem alten Tausendkünstler mit einem schönen Glückwunsch und einer leckern Torte zum Geburtstag übersandt. Feilner behielt den Glückwunsch und schickte in seinem Eigensinn Torte und Ostade wieder zurück. Das fränkte den guten Redlich auf's tiefste, und er sprach sich bitter und bekümmert darüber gegen mich aus. Ich wußte Rath, der wunderliche Heilige mußte den Ostade kaufen. Wir nahmen dem redlichen Alten gegenüber zu einer kleinen Unwahrheit unsere Zuflucht, versicherten ihn, der Ostade sei für zehn Louisd'or gekauft, und, wenn er ihm Freude mache und er ihn einmal nicht geschenkt haben wolle, so möge er ihn doch für den ausgelegten Kaufpreis annehmen, — das that Feilner mit freudestrahlendem Gesicht, zahlte dem lächelnden Redlich die kleine Summe auf und drückte ihm mit dankbarer Wärme die Hände.

Nun sind's ja wohl schon zehn Jahre und darüber, seit beide Männer hier ruhen; sie starben rasch nach einander. Auf beider Gräber läutet die lindwehende Sommerluft die blauen Blumenglöckchen, und bunte Falter umspielen die nickenden Kelche. Traulich und seltsam flüstert's über uns im Ahornbaum, und einige welke Blätter säuseln sanft hernieder auf Peter Feilners Grab. Sta viator! Hier ruht ein Philosoph, ein Poet, ein Künstler; doch was mehr ist als alles das, — hier ruht ein Mensch.

Im Nobiskrüge.

»Wohl uf und dran in Nobishus!

Schlägt's heftisch Gewer zum Fenster 'nuss!«

Büntlein.

Jetzt führ ich dich in des Teufels Küche, mein Leser! Erschrick nicht, es soll dir dort sehr wohl gefallen. Schau, dies freundliche Haus hier an der Landstraße ist der Nobiskrug, dessen Küche und Keller sehr gut bestellt sind; also sage ich mit dem alten Ringwalt: „Bis willekommen in Nobiskrug!“ —

Es gibt in Deutschland manches Wirthshaus, welches seit uralter Zeit diesen schauerlichen Namen führt. — Du fragst, mein Leser, im Fall du eben nicht in Grimms Mythologie bewandert bist, was denn der unschuldige Name Schauerliches habe. So hätte mein guter alter Schuldirektor auch gefragt, welcher uns belehrte, daß das vor uns liegende Haus mit dem Spitznamen Nobiskrug belegt sei, weil es über der Hausthür einst folgende, durch einen grammatischen Schnitzer entstellte Inschrift getragen habe: „Si deus pro nobis, quis contra nobis.“ — Aber so verhält sich die Sache nicht. Alte Schriften und Traditionen belehren uns vielmehr, daß man mit Nobis- oder Obiskrug einen unheimlichen

Ort bezeichnete, an welchem der böse Geist sein Wesen trieb, ja, hin und wieder finden wir Nobishaus oder Nobisfrug ganz gleichbedeutend mit Hölle. Man führt, wenn auch etwas gewagt, den Namen Nobis oder Obis, mittelhochdeutsch Abis, auf Abyßus (Abgrund, Hölle) zurück, und einige Gelehrte suchen die Ansicht geltend zu machen, daß auf der Stelle, wo sich Nobisfrüge befinden, in heidnischer Zeit Menschenopfer gebracht seien. —

Nun, das alles geht uns hier weiter nicht an, wir haben nichts mit dem Tartarus zu thun, sondern wollen uns in diesem freundlichen Zimmer des Lebens freuen. Und, schau! Ist's hier nicht wie im Himmel? selbst der Engel fehlt nicht, denn, wäre es wohl eine übertriebene, triviale Schmeichelei, wenn wir dem Wirthstöchterlein, dem bildhübschen, schlanken Mädchen, welches uns so freundlich begrüßte und eben ging, um uns den Förster-Traminer zu bestellen, sagten: „Liebe Franziska, Sie sind ein Engel!“ — Wie oft mag ihr schon der glückliche Bräutigam dort drüben aus dem weißen, waldumrauschten Försterhäuschen das aus voller Ueberzeugung gesagt haben, denn es leidet keinen Zweifel, daß der junge Förster Tilo kein einziges der Engelsbilder, die er auf Leinwand und Papier gesehen haben mag, gegen seine Franziska austauschen möchte. Morgen über acht Tage wird das schöne Paar getraut, und dann wird's in den obern Räumen über uns hoch hergehen bei lustiger Hochzeit. —

Ja, das Haus mit dem unheimlichen Namen hat auch schon viel Freud' und Leid mit seinen bunten, getäfelten Wänden umschlossen, davon könnte ich wohl die eine oder

andre Geschichte erzählen. — Doch still jetzt, da bringt der behende Kellner unsern Wein, und Franziska folgt in Hut und Mantel der ebenfalls reisefertigen Frau Mama. „Na, liebe Frau Steinmann, Sie wollen gewiß mit Fräulein Tochter zur Stadt fahren, um noch Einkäufe für die Hochzeit zu machen?“ fragen wir.

„Ja, meine Herren! Ach, Sie glauben nicht, wie viel und mancherlei wir noch bis zum nächsten Dienstag zu thun haben! Seit ich meinen seligen Friedrich verloren habe, liegt mir armen Wittwe und meiner Franziska alle Arbeit und Plage allein auf Herz und Händen. Denn mit den Mägden ist heutzutage nichts mehr anzufangen, es ist eine wunderliche Welt, viel Neues und Nichts Gutes! Denken Sie sich, die Mamsell habe ich aus dem Dienst entlassen müssen, denn bei der wußte man gar nicht mehr, wer Herrin oder Dienerin war. Denken Sie sich, da kauf' ich mir mit der Franziska bei Simon ein braunes Ripskleid und kaum sind wir damit bei der Frau Pastorin zum Kaffee gewesen, als auch unsre Mamsell schon einen ganz gleichen Stoff zur Nähterin schickt. Nun ja, Franziska, warum schüttelst du mit dem Kopfe und stößt mich an? Sage ich nicht die Wahrheit? Und hast du sie gestern nicht gar in ungarischem Hütchen gesehen? Ist das ein Hut für eine Mamsell, die jetzt in der Bahnhofrestauration aufwartet?“ — „Ach, liebe Mutter, lassen wir das! Es ist schon vier Uhr und die Tage sind nicht mehr allzu lang, wir müssen uns beeilen.“ — „Nun ja doch, Adieu meine Herren! Lassen Sie sich's gut bekommen, thut mir nur leid, daß Ihnen weiter keine Gesellschaft bleibt als dort

der gute, stochtaube Großvater im Sorgenstuhl.“ — „Schadet nichts, liebe Frau Steinmann, wir wollen uns bei Ihrem guten Wein schon gut unterhalten. Wünschen glücklichen Kauf!“ — „Danke bestens, adieu, adieu!“ — „Adieu, Frau Steinmann! Adieu, Fräulein!“

Es sind wohlhabende Leute, diese Steinmanns, und der Herr Förster macht eine gute Partie in jeder Hinsicht. Da sieh nur, wie behend die Franziska den Kutschenschlag betritt, und mit welch graziösem, reizenden Lächeln sie uns den letzten Gruß zuwinkt! Ist das nicht ein Gesicht von so edlen Formen, wie wir sie auf antiken Gemmen und Cameen bewundern? Wie mattes Gold umfaßt das reiche Haar die feinen Züge, und das strahlende, tiefblaue Auge, welches aus der zarten Frische dieses Gesichts hervorleuchtet, spricht beredt dafür, daß Gemüth und geistige Regsamkeit in dieser schönen Hülle lebendig sind. — Da, da rollen sie hin. Die Mutter ist eine etwas simple, aber tüchtige Hausfrau und wird von der Tochter, die auf Veranlassung ihres Onkels eine gute Erziehung in der Stadt erhielt, an Bildung und Tournure weit überragt; doch der Mutter wird das niemals unangenehm fühlbar, denn Franziska ist ein kreuzbraves Mädchen und denkt nicht daran, durch irgend eine eitle Ueberhebung die Mutter ein geistiges Uebergewicht fühlen zu lassen. —

Nun weist du, mein Leser, wie es um Gestalt, Geist und Gemüth der schönen Franziska bestellt ist; sage, macht der reitende Herr Förster nicht in jeder Hinsicht eine gute Partie? — Tilo aber verdient sein Glück, er ist ein ganzer Mann, nur ab und an ein bißchen zu schroff und streng

im Dienst. Der Haß der Holzfrevler und Wildschützen gegen ihn ist heiß und glühend, und diese wunderbar schönen waldigen Gebirge bergen seit Jahrhunderten in ihren Dörfern ein hartköpfiges, zur Rache und Gewaltthat geneigtes Geschlecht. Dieser alte Kobisfrug weiß seinen Theil davon zu erzählen und manches darunter ist so seltsam und grauenhaft; daß man glauben sollte, dies Haus führe seinen Namen mit Recht, und finstere, unheimliche Mächte wären hier thätig gewesen, um die Schicksale von Menschen zu fürchterlichen Katastrophen zu verketten. —

Da hat mir der alte, taube und für die Welt ganz abgestorbene Großvater, welcher dort im Sorgenstuhl schlummert, vor achtzehn oder zwanzig Jahren, als ich noch ein flotter Student war und dies Haus häufig besuchte, einst eine Geschichte erzählt, die mit dem alten Mann nicht zu Grabe gehen soll. Damals mochte der Alte im Beginn der siebenzig stehen, war noch recht rüstig und mittheilksam, und gern geneigt, von alten Zeiten und alten Geschichten zu plaudern. — Es ist mir noch wie heute, als ich derzeit an jenem braunen Tische mit meiner stark bequasteten Burschenpfeife vor ihm saß und seinen schlichten Worten lauschte. Fast alles, was uns hier umgibt, stand und lag auch damals so wie jetzt, nur der Mann ist viel älter und hinfälliger geworden. Auch mögen die mit der Jahreszahl 1721 und mit dem Welfischen Wappen gezeichneten eisernen Platten des kolossalen Ofens noch etwas pockennarbiger und brüchiger geworden sein, doch halten sie noch lange aus. Die derben, gebräunten Tische und Stühle mit ihren Rococobeinen aber, das bunte Getäfel der Wand mit seinen bärtigen, altfränkischen

Männergestalten und seltsamen Aasbeken, die hübsch verzierte Thür des Wandschranks, alles schaut noch so aus, wie an jenem stürmischen Herbsttage, als ich mit dem Alten dort saß und er die schlummernde kleine Franziska, die damals vier Jahre zählen mochte, auf seinen Knien hielt. Auch spricht die alte Uhr noch mit demselben gemüthlichen Tiktak zu uns aus ihrem hohen Rußbaumgehäuse, und wenn der graue Kater, welcher sich schnurrend an unsere Knie schmiegt, auch nicht jener Hinz ist, der uns vor achtzehn Jahren umschnurte, so ist es doch ein ähnlicher, und sein zutrauliches Schnurren durchsummt mit dem Tiktak der Uhr so still behaglich wie an jenem Nachmittage das sanft durchwärmte Zimmer. — Die Aehnlichkeit der Situation und die anmuthende Behaglichkeit des alten Zimmers rufen mir die Erzählung des Großvaters frisch in's Gedächtniß zurück, und ich gebe sie euch, meine Leser, ganz so, wie ich sie damals vernahm.

„Ja, junger Herr“, begann der Großvater, „wenn man so seine Siebenzig und darüber erst einmal hinter sich hat, wie Steinmanns Fritz-Wilm — so nennen mich meine wenigen alten Bekannten noch heute — dann kann man ein Wort mitsprechen in der Welt und weiß in manchen Dingen mehr, als dieser und jener junge Fant, der sich wunder wie flug dünkt. Sie meine ich nicht damit, junger Herr; Sie sind nicht so, sonst hätte ich mich nicht zu Ihnen gesetzt, um Ihnen die traurige Geschichte von meinem Bruder Franz zu erzählen, nach der Sie schon so oft gefragt. Ja, von andern Leuten sollen Sie auch wohl nur Weniges und Unrichtiges darüber erfahren; der Fritz-Wilm, ach Gott, muß wohl am besten darum Bescheid wissen. —

„Nun, kurz und gut, ich war ein Bursche von fünfzehn Jahren, und mein Bruder, der die Gast- und Ackerwirthschaft führte, war ein schöner kräftiger Mann in den Dreißigen, und noch unbeweibt. Ach Gott, der Franz hielt große Stücke auf mich und liebte mich wie ein Vater seinen Sohn. Alles im Hause stand gut, und Friede und Eintracht hatten zwischen diesen vier Wänden beglückender als irgendwo ihre Herberge aufgeschlagen, aber das dauerte nur so lange, bis die Stiefmutter in's Haus kam. — Hätte der gute, selige Vater gewußt, welches Unglück er über sich und sein Haus mit der jungen Frau brächte, er würde sich doch besonnen haben und hätte sich durch die Marie-Christine nicht bethören lassen.

„Unsre gute Mutter war bereits seit sieben Jahren bei Gott und der Vater schon ein hoher Sechziger, als er noch einen so großen Fehler machte. Nun ja, „Jugend hat keine Tugend“, aber „Alter schützt vor Thorheit nicht“, das ist auch wahr, und bei der Wahrheit muß man bleiben, wenn's auch meinen sonst kreuzbraven, seligen Vater betrifft. Nun, er hat's leider selbst bitter genug bereuen müssen.

„Die Marie-Christine war Kammerjungfer bei einer adeligen Herrschaft in der Stadt gewesen und war, da sie ein bildhübsches Lärvchen und einen leichten Sinn hatte, bald in einen Liebeshandel gefallen, der es nöthig machte, daß sie Knall und Fall fort mußte. Da hielt sie sich eine Zeit lang drüben im Orte bei ihrer Mutter auf und kam ab und an in unser Haus, genoß mit ihrer Mutter auch manche Wohlthat aus unsrem Hause, denn beide Leute konnten das gebrauchen, sie waren blutarm. Da, ich vergeße es in

meinem Leben nicht, es war grade am Peter- und Paulstage, steht die Marie-Christine mit ihrem Henkeltopfe, welchen ihr unsre alte Wirthschafterin mit einer guten Mahlzeit gefüllt hatte, unterm Hofthor bei meinem Vater, der ihr die Wangen kneipte und viel freundliche Worte sagte, die sie verschämt und mit gesenktem Blicke hinnahm, dabei auch mit ihrem kleinen, sehr hübschen Fuße vor meinem Vater allerlei Figuren in den Sand zeichnete. Das alles sah und hörte ich in der Knechtstube am grünen Fenster, ohne daß man mich bemerkt hätte. Zuletzt sah ich noch, wie der Vater, der sonst gar nicht gern Geld ausgab, die Börse zog, und der Marie-Christine einen blanken Preußen in die Hand drückte, die er noch dazu küßte.

„Dieser Kuß und das ganze Benehmen des sonst so vernünftigen und strengen alten Mannes braunte mir wie Feuer im Herzen, es wurde mir so weh um die Brust wie noch nie in meinem Leben, und ich schlich weinend durch die Knechtstube und den Pferd stall nach dem Garten, wo ich mich unter die große Ulme setzte und meinen brennenden Kopf mit beiden Händen hielt. Wenn ich mich recht frage, so kam mein tiefer Kummer daher, weil ich von dem Augenblicke an, in welchem ich den Vater so mit der Marie-Christine verkehren gesehen, eine wunderliche Umwandlung in mir fühlte. Es war mir nämlich, als ob ich von nun an vor meinem guten Vater, den ich immer, wie es einem rechtschaffenen Sohn zukommt, hochgeachtet und geliebt hatte, nicht den frühern Respekt mehr haben könnte und das that mir so weh, als ob ich mein Theuerstes verloren hätte. Ich betete inbrünstig zu Gott — denn ich war ein frommer

Junge, das darf ich wohl von mir selbst sagen, und der selige Pastor hat es mir eigenhändig in die Postille geschrieben, die dort auf dem Simse liegt — also ich betete zu Gott, daß er mich stets seines vierten Gebots eingedenk sein lassen und mich vor bösen Gedanken bewahren möge. Mit einem tiefen Seufzer stand ich eben von meinem Sitze auf, als Franz daher kam und in meine verweinten Augen sah. „Junge, was hast du?“ sagte er; „wer hat dir was gethan?“ — Ich fühlte, daß ich ganz heiß und roth wurde, stotterte dies und das und kam endlich halb und halb mit der Wahrheit heraus. — Da warf Franz einen finsternen mir unvergeßlichen Blick vor sich hin und sagte barsch: „Junge, bekümmere dich um deine Tauben!“ Darauf ging er kopfschüttelnd in den Stall und putzte und striegelte so heftig an unsrem Braunen, daß dem armen Thiere ach und weh wurde. —

„Einige Monate nach dem eben erzählten Vorfalle kam es Abends in dieser Stube hier, die schon von allen Gästen leer war, zum erstenmal zwischen Franz und dem Vater zu einem heftigen Disput. So etwas hatte ich nie gehört. Zwar waren der Vater und der Franz ab und an über Wirthschaftsangelegenheiten nicht eines Sinnes gewesen und ich hatte hüben und drüben manche Rede und Widerrede gehört, aber solch harte Worte waren noch nicht gefallen. Ich saß hinterm Ofen, that meinen Mund nicht auf und hörte mein Herz pochen.

„Hör' mal, Franz“, hatte der Alte begonnen, nachdem er einen tiefen Trunk aus der Kanne gethan und während er mit niedergeschlagenen Blicken dicke Wolken aus seinem

Meerschäumkopfe blies, „die Marianne — so hieß nämlich unsre alte Wirthschafterin, die uns Kinder mit großgezogen hatte — wird jetzt doch recht alt und stumpf, es läßt sich nichts Rechtes mehr mit ihr beschicken. Da habe ich denn drüben mit dem katholischen Pastor gesprochen, der auf Neujahr eine Haushälterin nöthig hat, der will sie nehmen; für dessen kleine Wirthschaft ist sie gut genug.“ — „Was“, sagte Franz und blickte ganz seltsam mit seinen großen, schwarzen Augen zu dem Vater herüber, „habe ich recht gehört? Sie wollen“ — damals nannten die Kinder ihre Eltern noch Sie, es war noch mehr Respekt für Vater und Mutter in der Welt als unter den jungen Klüglingen heutzutage — „die Marianne aus dem Dienst gehen lassen, die das Ihrige wie eine zweite Frau zusammenhält und gegen uns Kinder wie eine zweite Mutter gehandelt hat? Ich wüßte auch nicht, was die Marianne bei ihren sechzig Jahren nicht noch beschicken könne. Sie ist mir zwanzigmal lieber, als manch junges Ding von Mädchen!“ — „Ich will dir was sagen, Franz“, antwortete der Vater und blickte noch tiefer zu Boden, „du kannst leicht denken, daß ich die Marianne nicht mit leeren Händen aus dem Dienst gehen lasse. Ich weiß so gut wie du, daß sie uns treu und redlich gedient hat, aber hier in's Haus gehört ein junges rasches Weibsbild, das muß ich besser verstehen als du, ich bin dein Vater. Und — was? Ich bin und bleibe Herr im Hause und — kurz und gut, es ist schon abgemacht, ich habe der Marie-Christine schon den Miethpfennig gegeben.“

„Herr meines Lebens, wie fuhr der Franz auf, als der Alte den Namen hervorgestottert hatte! „Was, Vater?“

rief er mit einer Stimme, daß die Gläser auf dem Tische summten, „habe ich recht gehört? Das liederliche —?“ Und nun ging's los. Mein Gott, was fielen da für Worte, ich mag sie gar nicht wiederholen! Ich fühle es noch heute, wie ich damals zitterte und bebte, denn nun wurde der Vater auch fuchswild, und es gab einen Lärm, daß trotz der späten Abendstunde die Leute vor den Fenstern zusammenliefen. Man war ja so etwas bei uns nicht gewohnt. — Von jenem Abend und jenem Dispute an zog der Unfriede in unser Haus und — der Böse hatte freies Spiel. —

„Ich bin nicht abergläubisch, Herr Student, aber was wollen Sie sagen! Viele Gelehrte glauben ja daran — kurz, als Franz und der Vater unter giftigen Worten gleich nach einander das Zimmer verlassen und die Thüre zugeknallt hatten, als ob sie aus den Angeln fliegen sollte, hörte ich mit diesen meinen Ohren ein helles, unbeschreiblich grausiges Lachen. Wer that das, wo kam's her? Bald schallte es wie aus dem Wandschranke, bald wie aus der Wanduhr, das Haar stieg mir zu Berge und — gerechter Gott, Herr, es läuft mir eiskalt über den Rücken, wenn ich daran denke! — mit einemmal gelst das Lachen lauter als zuvor dicht neben mir am Ofen auf! Ich weiß noch heute nicht, wie ich zur Stube hinaus und in mein Bett gekommen bin. O Herr, dieses Lachen! Wie oft hab' ich's noch hören müssen, und jedesmal schnitt es mir wie mit tausend Messern durch die Seele! Ja, wie oft hab' ich's hören müssen, und am helllichten Tage, aus dem lebendigen Munde der Stiefmutter! Ganz dasselbe Höllengelächter hatte die

Marie-Christine an sich, aber die war an jenem fürchterlichen Abend ja noch nicht im Hause und nicht in der Stube, sonst hätte ich sie doch sehen müssen! Gott im Himmel weiß, wie das zusammenhängt. — Vorbei! Vorbei! — Ich mag gar nicht mehr daran denken; ich wollte auch, ich hätte die Geschichte gar nicht zu erzählen angefangen. Doch es ist nun einmal geschehen, und ich will mit wenigen Worten über den Jammer und das Elend hinweggehen, welches drei nicht endenwollende Jahre lang dies Haus heimsuchte, bis dann der Böse den letzten Trumpf ausspielte und das Gräßlichste geschah.

„Nun, kurz und gut, die Marie-Christine war noch nicht ein halb Jahr im Hause, als der Vater sie an den Altar führen mußte. Ich sagte wohlweislich mußte. Sie können sich denken, was Franz dazu sagte; ich und die Freundschaft fürchteten, daß er um seinen Verstand kommen würde. — Als nun die junge Frau, unsre Stiefmutter, erst fest im Sattel saß, wußte sie die Sporen schönsten zu gebrauchen. Zuerst kirrte sie in den Flitterwochen den bethörten alten Vater mit ihren Liebeleien, daß er wie von Sinnen kam und sich wie ein Rabenvater gegen uns Kinder betrug. Ein verlodderter Advocat, der hier freie Zechen hatte, ward alsbald von der Stiefmutter in's Spiel gezogen und schmiedete ein Instrument zusammen, worin der Vater der Stiefmutter eine Schenkung von 5000 Thalern in Ackergrundstücken und mit freier Wohnung auf Lebenszeit hier im Hause ausmachte. Das wurde vor Notar und Zeugen festgestellt und konnte nicht mehr umgestoßen werden. Wie gern hätte der Vater, als ihm bald darauf, aber immer

schon zu spät, die Augen aufgingen, das Ding zurückgenommen, aber es ging nicht, es war eben kein gewöhnliches Testament, sondern eine Schenkung. Ich weiß nicht, wie die Herren Juristen das halten und was sie nachher alles, als sich der Vater an einen rechtlichen Advocaten wandte, darüber hin und her redeten, kurz das Ding stand fest. Wir Kinder waren 5000 Thaler los und hatten dafür die böse Stiefmutter auf dem Halse, die dem Vater schon im zweiten Jahre der unglücklichen Ehe so viel Verdruß, Aerger und Kummer machte, daß er sich hinlegte, unter Reue und Leid uns Kindern seinen Segen gab und starb. „Franz, Franz, du hast recht gehabt!“ waren seine letzten Worte, die Franz mit Zähneknirschen und mit wildrollenden Augen anhörte, denn, großer Gott, er war wieder halb betrunken, selbst am Sterbelager des Vaters. —

„Ja, betrunken. — Sie müssen wissen, daß mit dem Franz von dem Tage an, als die Marie-Christine bei uns einzog, eigentlich schon von dem Abend an, an welchem er den ersten heftigen Streit mit dem Vater hatte, eine merkwürdige Veränderung vorgegangen war. Er war fortan nicht mehr der frühere besonnene, arbeitssame und mäßige Mann. Dort im Wandschranke, wo die Branntweinflaschen stehen, saß der Teufel, der ihn nach und nach zu dem Schlimmsten brachte, was es in der Menschenwelt gibt. Unter manchem tiefen Seufzer sah ich ihn, was früher gar nicht seine Art gewesen, des Tages fünf-, sechs-, auch wohl zehnmal an den Wandschrank gehen und einen hinunterskippen. Einmal faßte ich mir ein Herz und sagte: „Franz, Franz, du trinkst wohl zuviel!“ Aber kaum war das Wort

heraus, als mir eine Ohrfeige an den Kopf fauste, daß ich dachte, der Kopf wäre mir vom Rumpfe geflogen. Und eben war's geschehn, als der Franz mich in seine Arme nahm und mit seiner Bärenkraft an sich drückte, daß mir der Athem ausging, und dabei küßte er mich und seine heißen Thränen fielen auf mein Gesicht. „Armer, unglücklicher Junge!“ rief er und sprang zur Stube hinaus. Das ist das erste und letztemal, daß ich den Franz habe weinen sehen. Ich sage Ihnen, das war schrecklich. Haben Sie schon einen großen, starken, ernstern Mann von dreiunddreißig Jahren weinen sehen? Gewiß nicht, und ich will nicht wünschen, daß Sie's sehen. —

Der Vater hatte die Marie-Christine schon geheirathet, als Franz in schwere Klage kam, die uns auch einen schönen Pfennig Geld gekostet hat. Auf dem Viehmarke in der Stadt sitzt er in der Beche, trinkt über'n Durst und läßt auch Andere mittrinken, wirft mit den harten Thalern, die er für unsre Kinder eingenommen, nur immer so über'n Tisch und prahlt in's Gelag hinein, es wäre besser, daß das Geld hier bliebe, als daß es zu Hause die Canaille mit ihrem liederlichen Kerl durchbrächte. Mit dem liederlichen Kerl meinte er beileibe nicht den Vater; das hätte Franz vom Vater nimmer gesagt, zumal damals nicht, als dem Vater schon die Augen aufgegangen waren und er's bitter bereute, daß er sich mit der jungen, treulosen Frau ein so großes Unglück über den Hals gezogen hatte. Nein, der liederliche Kerl, den Franz meinte, saß mit in der Beche, es war der Kürassierwachtmeister, und Franz hatte es gesagt, damit er's hören sollte.

Sie müssen wissen, daß dazumal Preußen hier lagen und ihr Verbeebureau hier hatten. Kurz, hier lag — ich weiß nicht gleich mehr, was in der Luft war, der siebenjährige Krieg war schon vorbei; ja, ich glaube, es ging damals so sachtchen mit den Franzosen an — lange Zeit preußisches Pferdevolk, Sappermentzkerle darunter, mit denen man den Teufel aus der Hölle hätte jagen können. Besonders der Wachtmeister, der war durch alle Schulen gegangen und hatte sich auch wohl was Ehrliches herumgehauen; davon zeugte sein Gesicht, über welches die Pandurenfäbel die Kreuz und Quere weggepflügt hatten, aber sonst taugte er nicht viel und ist auch später wegen böser Streiche fahnenflüchtig geworden. Nun, um es kurz zu sagen, der Kürassier war sehr häßlich, aber die junge Stiefmutter hatte doch Gefallen an ihm gefunden; er lag täglich in unserem Hause, bis Franz und der Vater sich an den obersten Befehlshaber wandten, das Andere können Sie sich denken. Die Stiefmutter wurde, nachdem dem Kürassier das Haus verboten war, noch giftiger gegen den armen Vater als je vorher.

„Nun, auf Franz und die böse Geschichte zurückzukommen, also kaum hat er das mit dem liederlichen Kerl gesagt, als mein Kürassier aufspringt, wie der Blitz die Plempe aus der Scheide reißt und einen mörderischen Hieb nach Franz thut. Der weicht glücklich aus, hat ihn in demselben Augenblick beim Kollet und perdaug! fliegt mein Kürassier aus dem Fenster und nimmt ein ganzes Fach Fenster mit. Für todt wird er unten hinweggetragen, denn das Fenster war acht Fuß über der Erde. Damit war aber das Unglück nicht abgemacht, denn nun ging's erst

oben los. Der Kürassier hatte seine Freunde und Franz hatte seine Freunde, und da ging's denn natürlich an ein Stuhl- und Tischzerbrechen und an ein auf die Köpfe schlagen. Viele wurden schwer verwundet, und besonders viel schwere Hiebe hatte der starke, wüthende und durch den Brantwein noch wilder gemachte Franz ausgetheilt. Das gab eine Geschichte, als nachher die Gerichte dazwischen kamen! Hätte der Vater nicht gut schmieren können — er zahlte aber gern und sagte Franz kein böses Wort — so wäre der Bruder, wer weiß wie lange, in Ketten und Banden gekommen. Aber er kam noch mit einem blauen Auge davon, denn damals, das ist richtig, war noch keine solche Ordnung in den Gerichten wie heute und es galt das Wort: „Dei gut smärt dei gut fährt.“

„Der Kürassier, Unkraut vergeht nicht, wurde wieder hergestellt und schwor mit seinen Kameraden meinem Bruder den Tod. Glücklicherweise aber schmettete eines Morgens ganz unverhofft die Kriegstrompete und mein Pferdevolk mußte bis auf den letzten Mann an die Grenze. Glücklicherweise, sage ich, wie man so sagt! Ach Gott, es wäre für den armen Franz besser gewesen, eine ehrliche preussische Klinge hätte ihm den Kopf bis auf den Hals gespalten! — Hu, es ist mir, als ob ich eben das höllische Gelächter von der Stiefmutter oder von dem, der's sonst noch that, hörte! Da, da wacht das Kind auf von meinem Schauder, komm, Franziska, geh' in die Küche zu Mama, die hat einen Kuchen für dich. —

„O, das liebe Kind, möchte es doch nimmer solche Unglückstage in diesem Hause erleben, wie ich sie habe

erleben müssen! Doch es ist überstanden und Gott hat alles gut gemacht. — Als der arme Vater vor Kummer und Gram gestorben war und die Stiefmutter nicht vom Hofe wich, wurde es noch schlimmer mit Franz, und er war zu verschiedenenmalen nahe daran, sich an ihr zu vergreifen, besonders wenn ihm der Branntwein zu Kopf gestiegen war und es ihn dann bitter vor die Seele trat, wie die Stiefmutter so vieles aus der Wirthschaft veruntreute und jetzt einem schlechten Kerl aufhing, der als Wildschütz bekannt und als Pferdedieb gar schon gebrandmarkt war. Auf einmal besserte es sich jedoch zu meiner größten Freude mit ihm und seinem Trinken zusehends. Auch hatte ich bald den Grund davon heraus, denn ich war nun bereits im siebenzehnten Jahre und wußte auch wohl schon, daß es zweierlei Menschen in der Welt gibt. Kurz, der Bruder hatte sich sterblich in Cantors Minchen verliebt, und bald war es klipp und klar, daß er das Minchen, ein braves, häus-
hälterisches Mädchen, zur Frau nehmen wollte. Auf Martini versprachen sie sich und auf Ostern sollte die Hochzeit sein. Der Stiefmutter hatte er gar nichts davon gesagt und gemeint, das gehe sie nichts an, sie habe ihr Sündengeld und ihre Wohnung im Hause, aber aus der Wirthschaft solle sie heraus, dafür habe er von Ostern an seine junge Frau. —

„Das sagte er auch der Stiefmutter in's Gesicht, als die ohne ihn von dem Liebeshandel erfahren hatte und die Verlobung im Gange war. Ich war dabei und fürchtete schon, es würde wieder einen bösen Zanf geben, aber die Stiefmutter war ganz besonders freundlich, meinte, Franz thue recht und habe eine gute Wahl getroffen. Ja, und

als sie nun gar das Minchen hoch zu loben anfang, wurde Franz ganz weichmüthig und sagte ihr, wie er noch nie gethan, in guten und freundlichen Worten, wie es ihn freue, daß sie von Minchen so viel hielte; aber er müsse aufrichtig und ehrlich sagen, daß er glaube, es gebe keinen guten Vertrag, wenn zwei Frauen im Hause wären. Sie möge doch ausziehen, er wolle eine bessere und freundlichere Wohnung, als sie hier habe, für sie bezahlen. Darauf entgegnete die Stiefmutter ganz ruhig, das ließe sich überlegen, wäre aber wohl nicht nöthig; denn sie könne sich sicherlich mit keinem Menschen besser vertragen, als mit Cantors Minchen, das wäre das beste Mädchen von der Welt. —

„Hören Sie 'mal, Steinmannin“ — das Wort Mutter war natürlich ihr gegenüber noch nie auf seine Lippen gekommen — sagte Franz, und ergriff — ich hatte mein blaues Wunder — ihre Hand, „wohnen bleiben oder nicht, thun Sie mir den einzigen Gefallen und lassen Sie von dem Wildschützen! Die Ehre unsres Hauses kommt dabei in's Spiel, und wenn das aufhört, so kann noch alles unter uns gut werden. Es ist schon mehr in der Welt vergessen und vergeben worden, als das zwischen uns Vorgefallene.“ — Auch das nahm die Stiefmutter ganz ruhig und anscheinend freundlich auf, meinte, die Leute schwätzten und hezten viel, was keinen Grund hätte, und der Nobisfrug solle sich ihrer nicht zu schämen haben.

„Ich saß bei dem seltsamen Vorgange gegenüber auf der Bankfiste und hatte beide scharf im Auge. So hatte ich denn bemerkt, daß die Stiefmutter, als Franz den

gebrändmarkten Wildschützen nannte und bei dem Worte sich grade bückte, um unsern an ihm herausspringenden Spitz abzuwehren, einen, ich sage Ihnen, ganz greulichen Blick über Franz hingleiten ließ. Das ging aber so schnell, wie der Sturmwind eine pechschwarze, ungeheuerlich geformte Wolke über den blanken Mond jagt, und als Franz ihr wieder in's Gesicht sah, war dasselbe glatt und freundlich wie vorher. Ich aber dachte: hüte dich, Franz! und hatte genug gesehen. Ich sollte aber noch mehr hören. Zunächst hörte ich, als die Stiefmutter ganz in Gutem herausgegangen war, und dafür hatte ich, wie Sie wissen, ein besonders feines und schreckhaftes Ohr, jenes gräuliche Lachen, das mir durch Mark und Bein schnitt. Franz, der grade mit Geldeintrollen beschäftigt war und mit den Thalern auf dem Tische klapperte, schien kein Arg darauf zu haben, und ich war noch so voll von Verwunderung und Schrecken, daß ich nicht gleich wußte, was ich ihm sagen sollte, und in den Garten ging, um in frischer Luft zu sein. Es war mir ganz unbeschreiblich schwül, und die Unruhe, die ich von dem Augenblicke an, in welchem ich den Höllenblick gesehen, mit mir herumtrug, drückte und beklemmte mich, daß ich nicht aus noch ein wußte. — Gegen Abend, als ich mit Franz allein war und er eben den Mantel vom Hafenbrett nahm, um nach Cantors Hause zu gehen, kamen endlich die Worte über meine Lippen: „Franz, Franz, traue der Steinmannin nicht!“ — „Ach, du bist nicht klug!“ antwortete er kurz und barsch; „es wird besser gehen als du denkst, und macht sie mir Motten, nun, so will ich schon die rauhe Seite wieder herauskehren!“ Damit ging er zur Thür hinaus.

„Raum war er fort, so hatte ich unangenehme Gäste zu bedienen; es waren der Wildschütz und der Kammerjäger aus der Stadt, die eintraten und ein Glas Bier forderten. Als wie verabredet, war auch gleich die Stiefmutter unten und sagte, ich möchte 'mal im Stalle nachsehen, der Rothbraune hätte sich losgerissen, sie wolle die Gäste schon bedienen. Ich gehe in den Stall und finde das Pferd auch unangebunden, merkwürdigerweise war aber der Riemen nicht gerissen, sondern glatt durchschnitten. Kopfschüttelnd band ich das Pferd fest, als der Kammerjäger mit einer Laterne und seinen Giftkrufen und Beuteln in den Stall trat und unter allerlei wunderlichem Murmeln das Gift legte. Der Mann, dem man sonst auch nicht viel über den Weg traute, war freilich vom Bruder dazu bestellt, denn die Ratten und Mäuse nahmen gar zu sehr überhand, aber warum kam er nicht bei Tage? Die Unruhe, die mich derzeit beklemmte, wuchs und ich war rathlos, ob ich den Kerl hier im Stall beaufsichtigen oder in die Stube gehen sollte, wo die Stiefmutter allein mit dem Wildschützen Gott weiß was abkartete.

„Ich beobachtete eine Weile den Kammerjäger, ging aber, als ich alles in Ordnung hergehen sah, nach der Stube und traf die Stiefmutter grade, wie sie mit einem Richte und einem weißen Päckchen in der Hand zur Treppe hinaufging. Ich war aus Furcht, das losgebundene Pferd möchte Unglück anrichten, gleich stehenden Fußes auf meinen Filzsocken in den Stall gelaufen und deshalb hörte mich die Stiefmutter nicht, als ich zurückkam. Auch konnte sie mich nicht sehen, denn sie wandte mir den Rücken zu, und

ich war im tiefen Dunkel stehen geblieben, weil ich hörte, daß die Frau ziemlich vernehmlich vor sich hin sprach. — „Ich will euch 'ne Hochzeit machen! sagte sie deutlich und bitterböse mit den Zähnen knirschend, und dann folgte das gräuliche Hohngelächter, als sie eben ihre Kammer aufmachte. In der Kammer gellte das Lachen fort, lauter und grausiger als ich es je gehört, es war nicht, als ob einer, nein, als ob zwei, drei, zwölf, zwanzig, ja als ob die ganze Hölle lachte, und unter eisigem Schauder sprang ich in die Stube. Die war leer, der Wildschütz war schon fort, oder war er oben? Ich wußte nicht, ich wußte und dachte gar nichts. Ueber mir dröhnte mit kurzen Unterbrechungen das schreckliche Gelächter und aus jeder Ecke der Stube schien mich ein Unhold anzugrinsen. Wie ein Wahnsinniger lief ich in der Stube hin und her, vergebens meinen Mantel suchend, der mir doch dicht vor der Nase hing. Da — hahahaha! gellt das Lachen dicht vor mir hinterm Ofen auf, und — was fortan mit mir geschah, kann ich nicht sagen, denn ich habe vierundzwanzig Stunden bewußtlos gelegen.

„Als ich erwachte, fand ich mich im Bette, Fieberfrost schüttelte mich, und der am Bette sitzende Doctor fühlte meinen Puls. „Es wird besser mit ihm“, sagte der Doctor zu meinem Bruder und ging, nachdem er ein Recept aufgeschrieben, fort. Franz setzte sich an seinen Platz und fragte rasch und wild, was mir geschehen sei; er habe mich ohnmächtig am Boden gefunden und der vermaledeite Wildschütz habe mir Wasser in's Gesicht gespritzt. Ob mich der Kerl geschlagen habe? Dann solle ihn dieser und jener holen! —

„Ich richtete mich vor Verwunderung hoch auf im Bett und fragte: Wie, was, der Wildschütz! „Ja“, antwortete Franz, „auf mein Befragen sagte der Kerl, er habe hinterm Ofen gegessen, als du plötzlich in die Stube gesprungen und wie ein Unsinniger hin und her gelaufen seiest. Dann habest du deinen Mantel vom Haken wegnehmen wollen, aber immer beizu gegriffen und dabei so wunderliche Figuren gemacht, daß er habe laut auslachen müssen. Darauf seiest du wie leblos zusammengestürzt. Was hast du denn nur gehabt, Mensch?“ — Jetzt war mir alles klar. In meiner Angst und Verzweiflung hatte ich den noch in der Stube weilenden und hinterm Ofen sitzenden Wildschützen nicht bemerkt, und von ihm war das Lachen gekommen, welches mich zu Boden schlug. „Um Gotteswillen, Franz“, rief ich, ehe ich den Hergang erzählte, „hüte dich, deine Braut und mich vor der Steinmannin!“ Und nun sagte ich ihm alles haarklein vor, was ich den Abend während seiner Abwesenheit gehört und gesehen.

„Er hörte scharf aufhorchend zu, meinte aber dann: „Hm, du bist von jeher ein Träumer gewesen und hast von Kindheit auf oft ganz wunderliche Raupen im Kopf gehabt. Du bist eine kleine Bangebüchse. Was soll sie uns denn thun? An's Essen kommt sie ja gar nicht, das besorgt ja Marianne“ — wir hatten nämlich schon bei des Vaters Lebzeiten die alte Marianne wieder in's Haus genommen — „und wollen bei ihr nicht zu Gaste gehen. Ueberhaupt denkst du immer gleich das Schlimmste, und das mit dem Lachen, wovor du dich so albern fürchtest, ist erst recht dummes Zeug. Du weißt ja, daß sie den Lachkrampf hat, oder wie das Ding heißt!“

„Damit war die Sache abgemacht. Ich erholte mich in wenigen Tagen von meinem Uebel, die Verlobung wurde gefeiert und Franz war ganz guter Dinge, sagte mir auch einmal so beiläufig — es war grade zu Anfang des Christmonats — daß die Sache mit der Steinmannin gut stünde; sie würde wohl ihre Wohnung hier aufgeben und ausziehen, hundert Thaler wolle er noch darum geben, wenn sie erst zum Hause hinaus wäre. Der Wildschütz ließ sich seit jenem Abend auch nicht mehr bei uns sehen, weil mein Bruder geschworen hatte, er würde ihn zum Fenster hinauswerfen, wenn er wiederkäme. — Inzwischen besuchte uns Minchen mit ihrer Mutter, oder auch allein — auf dem Lande nimmt man das ja nicht so genau — fast alle Tage und sah bei der Gelegenheit auch oft die Stiefmutter, die immer recht freundlich mit ihr that. — So ging alles in Ruhe und Frieden ab, das heilige Christfest wurde mit Cantors und mit andern Gästen fröhlich gefeiert und wir traten gesund und munter in die „Zwölften“*), da sollte das Schlimmste kommen. — Mag man glauben, was man will, mir ist das einerlei, aber in den Zwölften ist's nicht so wie sonst, und ich bin immer heilfroh, wenn wir den heiligen Dreikönigstag hinter uns haben und die Tage um einen Hahnenschrei länger werden.

„Es war den dritten Tag nach dem Feste, als im

*) Die Zwölften oder Zwölfe, d. h. die zwölf Nächte zwischen Weihnachten und heil. drei Königen fürchtete der altdutsche Aberglaube als unheilbringend und gefährlich. Während der Zwölfe war aller Teufelspuck los und die unheimlichen Mächte hatten freies Spiel. Es waren diese zwölf Nächte, auch Rauch- oder Rauhnächte genannt, in der germanischen Heidenzeit ganz besondere Festtage gewesen; die Götter hielten dann ihre Umzüge.

Linderoder Holze, wo im November starke Windbrüche gewüthet hatten, ein großer Holzverkauf stattfand. Dahin ging ich mit Franz, der dort einkaufen wollte, weil er sich vorgenommen hatte, einen neuen Stall und eine neue Scheuer zu bauen, wenn die junge Frau erst im Hause wäre. — Wir mochten im besten Tariren und Kaufen sein, als das Unglücksminchen hier in's Haus kommt — Gott weiß, was sie gewollt und gedacht hat, sie wußte ja, daß wir in Linderode waren — und mit der alten Marianne ihren Schwag macht. Kurz, wie die Marianne aussagte, die Stiefmutter kommt dazu, ist so freundlich wie ein Ohrwurm und sagt, Minchen möge doch mit herauf kommen, sie habe guten Kaffee gekocht und einen schönen Kuchen oben. Minchen, das gute, simple Ding, geht richtig mit. Gesund und frisch, wie eine Rose, geht das Mädchen am Nachmittage herauf und — Abends hatten Cantors eine Leiche im Hause. —

„Großer Gott, mein armer Bruder! Munter und vergnügt — er hatte einen guten Kauf gemacht und freilich einmal wieder ein bißchen über den Durst getrunken — fuhr er mit mir und unsern Freunden gegen zehn Uhr Abends in's Dorf und sagte: „Vor Cantors Hause wird erst einmal still gehalten, wir müssen Minchen noch einmal hochleben lassen.“ — „Hurrah hoch!“ schreien die Andern und der Wagen steht bald vor Cantors Hause. Da wollten wir eben anfangen tüchtig zu jubeln und zu schreien, als mein Bruder rief: „Still! was ist denn das, was soll denn die Kutsche hier?“ — „Ja, macht nicht solchen Lärm“, sagte der Kutscher, der auf dem Boche saß; „mein Herr, der Doctor, ist im Hause, es ist eine Todtfranke dort.“ —

Die dünnen, ernsten Worte des Mannes machten uns alle wie auf einen Schlag so nüchtern, als ob wir den ganzen Tag über nichts als Wasser getrunken hätten. Mir ahnte gleich das Schrecklichste, und mein Bruder schwang sich mit einem lauten Schrei vom Wagen und stürzte in's Haus. Da hörten wir denn bald Heulen und Geschrei, sahen ein Laufen mit Lichtern Trepp auf Trepp ab, und heraus kam der Doctor freideweiß und stieg unter den Worten in den Wagen: „Das ist ein wunderlicher Fall, da liegt eine Vergiftung vor, die Section wird's morgen ausweisen. Johann, fahre mich von hier nach der Stadt direkt zum Landrichter und klopfe ihn heraus.“ —

„Rasch rollte der Wagen dahin und ließ uns wie vom Donner gerührt zurück. Ich machte mich vom Wagen, um Franz nachzufolgen, und die Andern fuhren langsam ab, keiner sprach ein Wort. Wie ich in's Haus treten will, stürzt mir Franz entgegen, packt mich bei der Schulter, daß ich denke, er zerbricht mir die Knochen, und sagte mit ganz heiserer, leiser Stimme: „Komm, komm, Fritz-Wilm! Fort nach Hause! Hier ist nichts mehr zu thun!“ — Zitternd und bebend folgte ich dem Bruder, ich war keines Wortes mächtig, und mehr laufend als gehend machten wir die Viertelstunde von Cantors bis hier zu unsrem vereinsamten Hause. Franz donnerte gegen die Thür, als ob er sie zermalmen wollte, und ganz erschrocken kam Marianne angehinkt und öffnete. „Jesus, Maria und Joseph!“ rief die alte Person, als sie dem Bruder in's Gesicht geleuchtet, „Herrje, wie sehen Sie aus!“ — „Still, still, Marianne“, ächzte Franz, „komm in die Stube!“

„Zitternd folgten wir dem schrecklich aufgeregten Mann, der sorgfältig die Stubenthür zudrückte und Marianne fragte: „München ist ja wohl heute Nachmittag hier gewesen?“ „Ja“, sagte die Alte mit wackelndem Kinn und klappernden Zähnen, „die Jungfer Braut hat oben bei der Steinmannin Kaffee getrunken, die Steinmannin war recht gut mit ihr.“ — „So“, antwortete Franz mit wildem, schrecklichen Lachen, „die Steinmannin war recht gut mit ihr? Geh' zu Bett, Marianne, augenblicklich, schnell! Schnell, sage ich! Laß alles liegen und stehen! — Nun, wird's bald? In Dreiteufelsnamen! Zu Bett, sage ich!“ — Das alte Frauenzimmer konnte vor Bittern kaum die Lampe halten und wankte der Kammer zu.

„Das war eine fürchterliche Nacht, die ich damals durchwachte und durchjammerte! Ich saß, als ich mit dem Bruder allein war, dort auf der Bankfiste, hielt den brennenden Kopf mit beiden Händen, war keines Wortes mächtig und beobachtete Franz verstohlen mit ungeheurer Angst. Er lief in der Stube auf und ab mit wildrollenden Augen, geballten Fäusten und dumpfem Murmeln. Kein Wort richtete er an mich, aber zu dem unseligen Wandschrank ging er und trank ein Glas nach dem andern, und wilder lief er auf und ab. — Da, horch! Gell durch die stille Nacht und durch die Zimmerdecke erschallte das laute Hohnlachen der Stiefmutter, er lachte, daß mir das Herz im Leibe hochaufhüpfte. Ich konnte nicht mehr aushalten, ich stürzte auf ihn los, umfaßte ihn und schrie: „Franz, Franz, um Gotteswillen, beruhige dich! Du machst mich kalt!“

„Kalt, kalt?“ murmelte er und sah mich mit gläsernen Augen an, „kalt wie mein München ist? Nicht wahr?“

Und da riß er sich los, schlug seine Brust und zerraupte sein Haar und rief, daß es einen Stein in der Erde hätte jammern mögen: „Mein armes, armes, liebes Mädchen! Mein Glück und mein Alles! — O du vermaledeite Satansbrut da oben! Nicht werth wäre ich, daß mich die Hunde fressen, wenn ich dir nicht mit diesen Fäusten die schwarze Seele aus dem Schandleibe preßte!“ — „Allmächtiger Gott, Franz!“ rief ich im Todeserschreck, „was sagst du da für Worte? Was hast du vor? Mensch, bedenke deiner Seelen Seligkeit! Laß die Gerichte walten: der Doctor ist zum Landrichter gefahren, es gibt eine Untersuchung, und die Wahrheit wird schon an den Tag kommen!“ — „Ja, Fritz-Wilm“, sagte Franz ganz ruhig werdend, aber mit bebenden Lippen und schrecklich glühenden Augen, „die Steinmannin wird in Untersuchung und auf das Schaffot kommen. Dann erzählen sich noch Kind und Kindesfinder davon, Fritz-Wilm, daß deines Vaters eheliche Frau auf dem Rabensteine gestorben ist. Hahaha! Das wäre eine schöne Ehre für den Nobisfrug! Und was hilft mir der Meister Fir und sein Nichtschwert nach monate- oder jahrelanger Untersuchung? Nein, jetzt brennt's hier, hier in der Brust, jetzt gleich muß ich den Brand löschen! O Rache, Rache, Rache!“ knirschte der schreckliche Mann aus schäumendem Munde und stürzte nach der Thür.

„Mit einem leisen Schrei krallte ich mich in seine Rockschöße. „Muttermörder! Hülfe! Hülfe! Feuer! Feuer!“ freischte ich aus Leibeskräften. Da verging mir's, dem Schrecklichen mochte es jetzt gleich sein, ob er auch einen Brudermord beging, ein Wolfsblick streifte mich wie Todeshauch

und die Hand des Bruders warf mich gegen die Wand, daß ich bewußtlos liegen blieb. —

„Als ich erwachte, schien der helle Tag durch die Fenster und das Haus wimmelte von Menschen. Ich wußte sogleich, warum die vielen Leute da waren, und war ganz ruhig; ich hatte keine Thränen mehr und schrie und jammerte auch nicht. Denn Sie müssen wissen, Herr, wenn Schrecknisse auf Schrecknisse und Unheil auf Unheil auf den Menschen einströmen, so langt er endlich bei der Grenze an, wo ihm alles einerlei ist, wo er abgestumpft und schmerzense müde alles über sich ergehen läßt. In solchem Zustande war ich am Morgen und stierte die neugierigen Leute, deren Mitleid mich anekelte, an, wie ein unvernünftiges Thier. Ja sogar, Gott verzeih mir's! eine Art von Freude zog mir durch den Sinn, als ich die Leute flüstern hörte, mein Bruder habe sich in seiner Kammer erhängt und Meister Fir sei schon auf dem Wege, um ihn abzuschneiden. — Nun stirbt er doch nicht auf dem Rabensteine, dacht ich. — Ein schöner Trost, Herr, nicht wahr?

„Ich ging mit dem Pastor und andern Leuten ruhig zur Kammer meines Bruders. Da stand Meister Fir schon neben der Leiche meines Bruders, die er eben abgeschnitten, ließ sich von seinem Knechte sein langes Richtschwert geben, und reichte damit, neben der Leiche stehend, ringsum nach allen Seiten unter den Worten hin: „Alles, was mein Schwert deckt, ist mein!“ — Sie müssen wissen, lieber Herr, daß damals noch die alten Rechte und Gebräuche bei uns galten, nachher, wie die Franzosen in das Land kamen, ist das alles abgeschafft worden. Damals war hier noch der

Brauch, — bei vielen andern Gerichten erkannte man ihn schon längst nicht mehr an — daß der Scharfrichter, wenn er einen Selbstmörder abschnitt oder aufhob, sich alles aneignen durfte, was er neben der Leiche stehend mit dem Schwerte abreißen konnte. So wäre denn auch in meines unglücklichen Bruders Kammer Meister Firen ein Bett und eine wohlgefüllte Lade zugefallen, doch mein Vormund löste das nachher mit fünfzig Thalern.

„Mir war das damals alles ganz gleichgültig, ich hatte schon zu viel durchgemacht. Stumpf und stier sah ich die Leichen des Bruders und der Stiefmutter unter der Schwelle durchziehen und zum Hause hinausschleifen. Sie sollten auf dem Wasen begraben werden, wurden aber natürlich des Nachts von der Freundschaft geholt und neben der Kirchhofsmauer beigesetzt. Das Gericht wußte es wohl, drückte aber ein Auge zu.

„Die Stiefmutter hatte man augenscheinlich erwürgt und gräulich zerschlagen in ihrem Bette gefunden. In ihrem Koffer fand man ein angebrochenes Päckchen mit Rattenpulver. Es war von demselben Rattenpulver, das man nach der Section bei dem hingemordeten Minchen vorgefunden hatte. Dies und viele andre Umstände und Aussagen ließen keinen Zweifel darüber, daß die Stiefmutter die grause Unthat begangen hatte, darum sprach das Gericht auch Meister Firen den Leichnam zu. — Der allbarmherzige und langmüthige Gott sei den armen Seelen gnädig!“

Das, meine Leser, war die Geschichte, die mir hier vor Jahren der alte, jetzt stumpfsinnige Großvater erzählte.

— Hahahaha! — Was ist das? Wer lacht denn hier so auffallend? Schau, dort läuft, soviel ich in der Dämmerung erkenne, ein Kerl fort und quersfeldein; ich glaube, er trägt eine Flinte. Um Gott, was ist dem Großvater? Er wachte auf beim Lachen, er schauderte — jetzt wird er bleich — Hülfe! Der Mann stirbt, der Schlag hat ihn gerührt! — Und was ist das wieder ein Zusammenlaufen vor der Thür? Leute, was ist los? — „O Herr, barmherziger Gott! Man hat den Förster Tilo im Walde gefunden, unten am Wolfshagen!“ — Gefunden? — „Ja, erschossen! Das hat kein Anderer als Funknagel, der Wilddieb gethan! Der Förster hatte ihm zwei Jahre Zuchthaus gemacht, vorgestern ist er losgekommen!“ —

Großer Gott, die arme Franziska und die arme Mutter vergehn! Was ist das für ein Empfang, wenn sie nach Hause kommen! Jeden Augenblick kann der Wagen vorfahren! — O Nobiskrug, o Haus des Unglücks und des Todes! Fort, fort von hier, hier ist nicht gut sein! —

Ei warum nicht gar! Hier ist herrliches Sein im alten Nobiskrüge! Wir sind auf fröhlicher, lustiger Hochzeit. Es hat sich alles zum Guten gewandt. Ein Jahr ist vergangen, seitdem Funknagel seine Unthat beging; längst stand er vor den Geschwornen und es ist ihm lebenslängliche Kettenstrafe zuerkannt. Die mörderische Kugel hatte den Herrn Förster nur stark gefleischt, dort sitzt er gesund und frisch neben der jungen, schönen, blühenden Braut. Hier ist jetzt alles Glück und Frohsinn. Kein Hohnlachen der Hölle wird weiter gehört, wohl aber verklärt ein seliges Lächeln das liebliche Gesicht der wunderholden Franziska,

und lautes, fröhliches Lachen erdröhnt aus den Kehlen der zahlreich geladenen, kräftigen Grünröcke. Der Toast, den der Herr Forstmeister eben ausbrachte, war auch gar zu drollig. Hahaha, juchhe! so lachten unsre vorausgegangenen, alten Sachsenhelden beim lauten Becherklang in Wallhalla! —

Aus einer alten Stadt.

„Flectere si nequeo superos,
Acheronta movebo!“

Das alte, niedersächsische Städtchen, in welches ich dich diesmal führe, mein Leser, hat einst bessere Tage gesehen, denn die bedeutende Wasserstraße, an welcher es liegt, machte es zu einem wohlhabenden Handelsplatze, bis die veränderten Verkehrsmittel und das veränderte Zollsystem der neuen Zeit, hier die reichlich erwerbende Geschäftsthätigkeit gänzlich lahm legten und die Vorthelle, die einst das Städtchen genoß, andern Plätzen zuführten. Der Fluß, sonst mit einem Walde von Masten bedeckt, trägt nur noch wenige Rähne, und die hohen Gebäude, welche die beiden Hauptstraßen einfassen, schauen so öde und verkommen aus, als hätten sie ein drückendes Bewußtsein über ihre Vernachlässigung.

Ganz auffallend grau und finster aber schaut uns, wenn wir durch diese zum Flusse führende Quergasse gehen, das weitläufige Gebäude am Kai an, seine obern leeren Fensterhöhlen sehen wie drohende Gespensteraugen auf uns nieder und vernagelte und vermauerte Pforten scheinen uns mit kalter Strenge den Eingang zu wehren. Wir

haben aber auch durchaus keine Lust, uns mit dem Innern dieses Hauses, das schon lange vor dem Verfall des Städtchens ebenso düster dastand, näher bekannt zu machen, denn die untern staubigen Räume, die man durch das Ausnehmen der Wände erweitert hat, dienen nur zu großen Schuppen für Bauholz, Tauwerk und Fischergeräthschaften, und die obern Gemächer fassen jährlich einen großen Theil des Heues, welches auf der Wiese gemäht wird, die dort jenseits des Flusses so smaragdgrün im Dufte des Abendrothscheines uns anshimmert. — Das einzige bewohnbare Stübchen dieses Hauses verrathen uns die Geranien und die rothen spanischen Pfefferschoten, welche im Erdgeschoß vor den beiden nach dem Flusse zuliegenden Fenstern stehen. Hinter dieser bescheidenen Orangerie und den noch bescheideneren Vorhängen haust der alte Fährmann mit seiner noch älteren Ehehälfte, ein paar Leutchen, die auch nicht danach aussehen, als würden sie wie weiland Philemon und Baucis mit ihren Gästen verkehren.

Gastlicher als hier werden wir jedenfalls im „schwarzen Adler“ empfangen, dorthin wollen wir uns jetzt eiligst zurückziehen, denn düsterer und düsterer bricht der Abend herein, und diese krummen Straßen mit dem schlechtesten Pflaster von der Welt, haben nur mittelalterliche, d. h. Mondbeleuchtung, wenn's grade an der Zeit ist. — Hier nur hinein durch den weiten Thorweg in die behagliche, nicht von Gästen überfüllte Gaststube. Hier plaudert es sich ganz gemüthlich von alten Städten, alten Häusern und alten Geschichten, und wenn du diese Meinung mit mir theilst, mein Leser, so setze dich im Geiste zu mir in diesen

mit geschnitzten Holztafeln eingefassten Raum und höre, was ich dir von jenem alten Hause und seinen längst unter der Erde ruhenden Bewohnern erzählen kann. —

„Längst unter der Erde Ruhenden“ sagte ich — Das ist nicht ganz richtig. Wenigstens würde noch mancher alte Schiffer im Städtchen und manche Großmutter bedenklich den Kopf zu dieser angeblichen Ruhe unter der Erde schütteln! Ja, freilich sind die letzten Bewohner schon über hundert Jahre todt, und über hundert Jahre stand das Haus leer, bis sich vor wenigen Monden der finstere Fährmann, der seine Hütte Schulden halber nicht halten konnte, dort mit Erlaubniß des Magistrats, so gut es gehen wollte, ein Stübchen einrichtete. Aber ob der Fährmann mit seinem Weibe dort Nachts allein hause, meint man, sei eine Frage. Von ungefähr komme doch das Poltern und Säusen, das Aechzen und Stöhnen nicht, welches Einem die Haare zu Berge treibe, wenn man Nachts genöthigt sei, noch in der Nähe des „alten Schadens“ (so heißt das Haus) zu verkehren! — Nun kurz, ich will erzählen, was ich zwischen diesen Wänden und auf dieser Stelle von dem längst verstorbenen alten Rentmeister Claus Bertram gehört habe.

Der gute, alte Claus war hier ältester Stammgast im Hause, zählte seine achtundsiebzig Jahre und hatte noch Popf und Haarbeutel getragen. Natürlich wußte er deßhalb mehr als jeder Guckindiewelt und kannte, da er hier am Orte gezogen und geboren war, alles, was sich Zeit seines Lebens hier begeben und zugetragen. Desgleichen waren ihm die alten, in den Chroniken verzeichneten Schicksale seiner lieben Vaterstadt nicht fremd, und was er nicht an

dem alten Papier genau und umständlich verzeichnet fand, das hatten ihm alte Leute, welchen er von Jugend auf gern zuhörte, haarklein zu erzählen gewußt. Mit Recht nannte man den Claus Bertram die lebendige Chronik der Stadt, lassen wir also diese Chronik reden:

„Es sind nun hundert Jahre und darüber vergangen, da wohnte im „alten Schaden“ der Rathsherr Lebrecht Ditorf, ein reicher und wohlangesehener Kaufmann, mit seiner einzigen, bildhübschen Tochter Nanette. Die Hausfrau und ein Sohn waren bereits schnell nach einander einem bösen Fieber erlegen, als Nanette noch ihre Fibel zur Schule trug, und der alte Ditorf hatte sich nicht wieder beweiben wollen, so ehrende und annehmbare Partien ihm auch nahe gelegt wurden. Er lag eifrig seinen Handelsgeschäften ob, verwaltete sein Stadtkamt nach Pflicht und Gewissen und kümmernte sich sonst nicht viel um die Welt und ihre Händel. Nun hätte man meinen sollen, daß das zurückgezogene, sparsame Leben, welches der alte Ditorf bei gewissenhaftem Fleiße übte, das ansehnliche Vermögen des Hauses hätte mehren müssen, allein dem war nicht so, vielmehr ging der einst so bedeutende Wohlstand seit dem Tode der Frau und des Sohnes den Krebsgang, und es traten nicht selten Zeiten ein, die dem alternden, weiß werdenden Herrn die drückendsten Verlegenheiten brachten. Das wußte Herr Peppermann, der alte Buchhalter am besten, ließ aber als treuer Mensch wohlweislich nichts davon verlautbaren, und opferte selbst einen guten Theil seiner kleinen Habe, um den drohenden Ruin des Hauses nicht hereinbrechen zu lassen.“

Herr Peppermann war dem Hause freilich auch zu großem Danke verpflichtet, denn er war als ein armer verlassener Knabe von Herrn Lebrechts Vater bereits in's Haus aufgenommen, verdankte der Ditorf'schen Familie alles, was er war, wußte und besaß, und hatte sich in treuer Ergebenheit so an das Haus gewöhnt, daß er in frühern Jahren es verschmähte, selbstständig zu werden, nur um dem Hause seine ganze, ungetheilte Kraft widmen zu können. Seine angeborne und durch seine Stellung genährte Bescheidenheit und Demuth gestatteten es dem Buchhalter noch weniger als seine abhängige Stellung, dem Herrn Ditorf mahnend und warnend gegenüber zu treten; mit manchem schweren Seufzer und tiefem Kummer sah daher Peppermann auf das geheime, geldraubende Treiben seines Prinzipals und konnte und durfte doch nicht dagegen einschreiten.

Was trieb der Lebrecht Ditorf seit Jahren Geheimes, und wo blieb sein Geld? — wir werden es erfahren, wenn wir ihm zu dem sorgfältig verschlossenen Häuschen seines abgelegenen Berggartens folgen. Alle Welt hatte sich gewundert, als Herr Lebrecht Ditorf, der doch vom Vater her bereits einen schönen und großen Garten dicht bei der Stadt vor dem Johannisthor besaß, den fast wüsten, eine gute Viertelstunde von der Stadt entfernten Berggarten kaufte, das hinfällige Häuschen dort abreißen und an dessen Stelle unter großen Kosten ein neues Gartenhaus ganz massiv aufmauern ließ. Das war auch gewiß eine sonderbare Grille, und nun erst diese festen Thüren, Läden und starken Eisenbeschläge, womit Ditorf das neue Haus verwahren

ließ! Wozu soll das alles? fragte man sich. Geld und Kostbarkeiten wird doch der vorsichtige Kaufmann lieber zu Hause in seinen Schränken behalten und nicht auf den einsamen Berggarten hinaustragen.

Herr Peppermann wußte wohl, wozu der wüste Berggarten und das feste Häuschen dienen sollten; mit geheimem Kummer hatte er es erbauen und unter manchem schweren Seufzer den Herrn Ditorf mit fremden und windigen Gesellen dort verkehren sehen. Ach, diese unheilvolle Braunschweiger Messe, hätte sie der Herr Ditorf doch niemals bezogen! So ging es leise dem braven Buchhalter des Tags wohl zehnmal über die Lippen, wenn er über den Büchern saß und die schweren Ausgaben mit den geringen Einnahmen verglich.

Auf der Messe in Braunschweig und im goldenen Stern war's gewesen, wo Herr Ditorf einen Mann kennen gelernt hatte, der nach Peppermanns Ansicht an allem Unglück schuld war. Ein Professor aus Helmstedt, ein Lehrer des später berühmt gewordenen Beireis war's gewesen, der beim Glase Wein dem Herrn Ditorf, zu dessen Fehlern die Habsucht gehörte, allerlei wunderliches Zeug über Goldmacherei und über den Stein der Weisen in den Kopf gesetzt hatte, und seit der Zeit hatten kostspielige und zeitraubende Reisen nach Helmstedt nicht aufgehört. Das Geschäft ging dabei trotz aller verzweifeltsten Anstrengungen des Buchhalters mehr und mehr zurück. Neben theuren Goldbarren wurde wunderliches Geräth angeschafft und in das Gartenhaus getragen; dort saß fortan Lebrecht Ditorf oft Tage lang und brachte nichts Anderes wieder mit heraus, als einen grauer und

grauer werdenden Kopf und eine faltenbedeckte Stirn. — Peppermann war, wie gesagt, zu schwach und demüthig, um mit wohlgemeinten Vorstellungen dem Treiben des Prinzipals entgegenzutreten, und dieser wurde, je länger das geheime Kochen, Zerlegen und Schmieden dauerte, nur um so eifriger und erpichter auf die falsche Kunst, die ihn um sein Vermögen und sein Lebensglück betrog. — Fremde, oft ganz zerloddert aussehende Gesellen kamen ab und an, brachten Grüße von dem Herrn Professor und staken wochenlang mit dem verblendeten Mann auf dem Gartenhäuschen zusammen. Da wurde dann zu Hause, in der Stadt und auf dem Garten gut gelebt und gezecht, und wenn die Fremden fort waren, hatte Herr Peppermann unter gewohntem Seufzen stets große Summen in das Ausgabebuch zu tragen. —

So war's schon eine geraume Zeit hergegangen, als eines Tags ein schmucker junger Mann in feiner und fleidlicher Tracht auf den „alten Schaden“ zu Herrn Ditorf kam, ihm den Tod des Professors anzeigte und ihm zugleich ein versiegeltes Schreiben behändigte, das der Verstorbene kurz vor seinem Hinscheiden für Herrn Ditorf aufgesetzt hatte. Ditorf fand zwei Briefe in dem Pakete. Das zuerst entiegelte belehrte den Empfänger, daß der Ueberbringer ein junger, braver Gottesgelehrter Namens Keller sei, der seine Studien laut beigefügten Zeugnissen mit Auszeichnung vollendet habe und eine gute Informatorstelle suche, wozu der Herr Rathsherr ja wohl leicht verhelfen könne.

Ditorf hieß, nachdem er den Brief gelesen, den Herrn Candidaten auf's freundlichste willkommen, und auf sein

Schellen erschien die hübsche Tochter vom Hause, welcher er eine gute Bewirthung des Gastes auftrug. Beide junge Leute mochten sich auf den ersten Blick gefallen und diese erste Begegnung den Grund zu einer Neigung gelegt haben, die von Tag zu Tag wuchs, nachdem Keller durch Vermittlung von Nanettens Vater eine Informatorstelle bei dem Stadtcommandanten erhalten hatte. — Um es so kurz zu sagen, wie's Claus Vertrauen erzählte: Der Candidat Keller verlobte sich unter Ditorfs Segen nach einigen Wochen mit Nanette, und die beiden Leutchen wären so glücklich gewesen wie nur irgend ein Liebespaar auf der Welt, wenn nicht Vater Ditorf sichtlich von Tag zu Tag gebeugter und gramerfüllter erschienen wäre. Wie ein Gespenst schlich er einher und kein Lächeln kam auf seine Lippen. Da konnten denn die Kinder auch ihres Lebens nicht recht froh werden, zumal da sie klug genug waren, aus hingeworfenen Aeußerungen des stets bekümmerten Peppermann und aus andern bedenklichen Anzeichen den betrübenden Schluß zu ziehen, daß schwere Geldverlegenheiten den guten Vater so sehr niederbeugen müßten. Doch den wahren Grund von Ditorfs an Verzweiflung grenzender Schwermuth kannten die Kinder nicht.

Weit schwerer nämlich als die zunehmenden Schulden und der drohende Concurß, drückte der Inhalt des zweiten von Keller überbrachten Schreibens auf den unglücklichen Mann. Ditorf hatte an gewissen geheimnißvollen Charakteren, welche die Aufschrift trug, gleich beim Empfange erkannt, daß der Inhalt Bezug auf die Goldmacherei haben müsse, und den Brief daher unerbrosen zurückgelegt, um ihn

draußen auf dem Berggarten in seinem Laboratorium mit Muße zu studiren. Dies that er noch am selben Nachmittag nach dem Empfange, und er las und las gewiß mit bebenden Lippen und stieren Augen ein Bekenntniß des verstorbenen Professors, welches ihm seine traurige Lage nur noch trostloser erscheinen lassen konnte.

Das merkwürdige Schreiben ist später, nach dem das Unheil vernichtend hereingebrochen war, welches es heraufbeschworen hatte, dem Criminalgericht in die Hände gefallen und soll sich noch bei den betreffenden Akten auf dem Rathhause befinden. Um den Inhalt kurz anzugeben, so versichert der Professor, daß er die trügerische Kunst der Alchimie in gutem Glauben geübt und Anderen gelehrt habe; doch habe er sich endlich überzeugt, daß die ganze Wissenschaft auf Phantasterei und Truggebilden beruhe, und er könne, da er sein Ende nahen fühle, nicht mit ruhigem Gewissen in die Grube fahren, wenn er nicht zuvor seinem alten bewährten Freund dies Bekenntniß mit der Mahnung zuschicke, von der verderblichen Kunst ganz abzulassen. Die Kunst gehe nicht mit Gott und das Wort: „Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo!“ habe er nicht aussprechen wollen und werde das auch Herr Ditorf und überhaupt kein guter Christ aussprechen können und wollen.

Dies Schreiben mit seinem geheimnißvollen, dem Herrn Ditorf unverständlichen Schluß, verfehlte ganz seinen wohlgemeinten Zweck. „Was konnte“, so dachte der verarmende Kaufmann, der durch Geldverlegenheiten immer härter und härter bedrängt wurde und nur Noth und Schande vor sich sah, „vielleicht durch die richtige Anwendung der geheimnißvollen

Formel beschafft werden!“ Die Schande des hereinbrechenden Bankerotts, den Spott seiner Feinde könne er doch nicht überleben, meinte Ditorf. Vielleicht könnten jene wenigen Worte, die nach des Professors Andeutung allein den richtigen Weg zu der goldzeugenden „Löwenflamme“ zeigten, das ganze Unheil aufhalten, welches finsterner und finsterner über seinem sonst so angesehenen Hause heraufzog! Was die Sünde betreffe, die mit Anwendung der Formel verbunden sein möge, redete sich der Bedrängte ein, so habe die Barmherzigkeit Gottes und seine unendliche Langmuth gewiß schon tausendmal Schlimmeres gnädig verziehen. Mochte kommen, was da wolle, es mußte ein letzter Versuch mit der Formel gemacht werden, die dem unglücklichen Mann keinen Augenblick mehr aus dem Kopfe kam und ihn mit dämonischer Gewalt umstrickte. Er mußte und mußte wissen, was die Formel besagte, aber wem konnte er sich vertrauen? Da kam dem von Unruhe und Angst gefolterten Mann der treue Kessler in den Sinn, der wackere Bräutigam seiner unglücklichen Tochter, die gleich ihm in Noth und Jammer untergehen mußte, wenn der Concurß ausbrach, den Peppermann unter Thränen und Seufzern vor der Thür sah.

„Wer kann wissen“, meinte der gute Claus Bertram und blies nachdenklich ein paar dicke Wolken aus seiner Meerschampfeise vor sich hin, „welch schreckliche Kämpfe der als fromm und brav geschilderte junge Mann bestanden haben mag, bis er sich entschloß, dem in Verzweiflung gefallenen Schwiegervater bei einem abergläubischen und sündigen Werke zu helfen. Beide mögen sich anfangs gekreuzt

und gesegnet haben, als der Keller dem unglücklichen Alten den Spruch zweifelsohne mit den fernigen Worten in's Deutsche übersezte: „Will Gott nicht helfen, so mag der Teufel helfen!“ Aber bis zu welchen Abgründen, bester Herr Doctor, führen oft Noth und Leidenschaft selbst den guten Menschen! Wie mancher Mensch, mit dem wir ganz gemüthlich verkehren und von dem wir nicht wissen, wo ihn der Schuh drückt, möchte sich wohl heute noch dem Teufel verschreiben, wenn's nur einen gäbe, der ihn aus seiner Noth befreien könnte! — Nun kurz, wer kann auch wissen, was alles erst zwischen den Beiden vorgegangen sein mag, bevor sie den grausen Entschluß faßten, den bösen Geist zu citiren und sich durch ihn die goldbringende „rothe Löwenflamme“ anzufachen zu lassen! Wie wir's jetzt ansehen, so trieben die Leute ja nur dummes Zeug mit ihren Citationen, aber damals, und das wissen Sie besser als ich, war's anders. In solche Sachen mischten sich noch die Gerichte, und da die Geisterbeschwörer selbst noch an den bösen Geist glaubten, so war ihre eingebildete Verbindung mit ihm sicherlich eine schwere, unverzeihliche Sünde wider den heiligen Geist.“

Daß sein Herr und der Monsieur Keller drauf und dran seien, eine schwere, unverzeihliche Sünde zu begehen, mochte auch wohl der Herr Peppermann denken, den es, nachdem er im Hause manch Wunderbares und Schauerliches erhorcht, in einer finstern stürmischen Novembernacht nicht im Hause ließ. — Einen Knochenmann, einen Sarg und ein paar Bücher, dicker als das Hauptbuch, hatte er den Keller heimlicher, nächtlicher Weile in's Haus und in den

Saal tragen sehen, den der Prinzipal seit mehreren Tagen auf's sorgfältigste verschlossen hielt, dazu hatte er so wunderliche Reden erlautet, daß ihm als einem christlichen und frommen Mann wohl das Herz hätte brechen mögen.

„Das war schlimmer als der Conkurs“, sagte der gute Alte später vor Gericht aus, „denn Geld verloren, wenig verloren, Ehre verloren, viel verloren, Gott verloren, alles verloren.“ — So steht's noch in den Akten und so mochte es dem guten Peppermann auch über die Lippen gehen als er in jener Novembernacht, nicht etwa zum Stadtrichter, denn ein Verräther an seinem Herrn konnte und wollte Peppermann nicht sein, sondern zu dem braven Pastor Primarius Hülsemann zu St. Michael ging. Der geistliche Herr, das wußte Peppermann, war verschwiegen und getreu, er hatte durch seine Mahnungen und durch seinen christlichen Eifer schon manchen vom Höllengrunde zurückgerissen. — „Der muß dazwischenfahren“, sagte sich Peppermann, „und im vollen Ornat, der kann helfen, wenn noch zu helfen ist.“ Gedacht, gethan. Peppermann weckte den würdigen Präbikanten, der mit Entsetzen vernahm, was im „alten Schaden“ vorgehen möchte, und sich sogleich in seine Amtstracht warf, um zwei ihm anvertraute Seelen dem Erzfeind aus den Klauen zu reißen.

Mit klopfenden Herzen, läßt sich leicht denken, durchschritten die beiden Männer die finstern Straßen und näherten sich mit Grausen dem „alten Schaden“, dessen sorgfältig verhängte Fenster ein schwaches, röthliches Licht durchschimmern ließen. Sie traten in's Haus, aber kaum hatte ihr Fuß die Schwelle berührt, als ein furchtbarer Knall

das ganze Haus bis in seine Grundfesten erbeben machte. — Man kann sich den Todesschreck der beiden Männer leicht vorstellen; was sie zunächst gedacht und gethan, steht nicht in den Akten, doch das steht darin, daß Peppermann und der Pastor Primarius, nachdem sie mit Hülfe der wachgewordenen Nachbarn die Saalthür erbrochen hatten, unter Todtenköpfen und Gerippen die Leichen Ditorfs und Kellers vorfanden. Der Saal war von einem erstickenden Dampfe erfüllt, und es währte lange, bis soweit gelüftet war, daß man ein Inventarium über den Höllenzwang und die andern dort aufgefundenen abergläubischen Sachen aufnehmen konnte. Den schrecklichen Jammer der unglücklichen Nanette kann man sich vorstellen; in den Akten steht, daß man „die Jungfer Ditorf, so bei dem Lärmen aus ihrem Bettlein gesprungen und gesehen, was der böse Feind angerichtet, für todt zu ihrer Frau Wase (Wase) getragen habe.“ — Was aus dem unglücklichen Mädchen und dem guten Peppermann geworden, darüber schweigt die Geschichte. Keller und Ditorf sollten unterm Galgen begraben werden, erhielten aber auf Hochwürden Hülsemanns Fürsprache ein Plätzlein an der Kirchhofsmauer.

„Ja ja, Doctor“, sagte Claus Bertram, und that einen tiefen Zug aus seinem Seidel, „das ist die Geschichte vom „alten Schaden“, der gleich nach dem Unglück, Ditorfs Gläubigern in die Hände fiel, die ihn dem Magistrat verkauften. Kein Mensch wollte seit der Geschichte im Hause wohnen. Natürlich sagte damals alle Welt, und viele meinen's noch heute, daß der Böse dem Ditorf und dem Keller höchst eigenhändig den Hals umgedreht habe. Das

ist, versteht sich von selbst, dummes Zeug. Meiner Meinung nach haben die armen Verblendeten bei ihrem Beschwörungshokusfokus mit Feuer gespielt und Dinge getrieben, wodurch eine Explosion entstand, welche die Leute getödtet haben mag. Nun, mag dem sein wie ihm will, todt waren sie, das steht fest in den Akten, von deren Schrift ich noch vor wenigen Tagen mit dieser Hand den Silbersand wegstrich, der seit länger als einem Jahrhundert darauf flectete. „Alles mit Gott!“ hat der nun längst vermoderte Protokollist geschlossen, und — damit wollen auch wir schließen. —

Leben und Leben.

Justum et tenacem propositi virum,
Non civium ardor prava jubentium,
Non voltus instantis tyranni,
Mente quatit solida —.

Eine gute Tagereise von einer mitteldeutschen Residenzstadt lehnt sich ein Fabrikstädtchen hart an den Abhang eines waldigen Hügels, dessen thurmhohe Buchen über den Häuptern der kleinen betriebsamen Bevölkerung ewig rauschen und flüstern, als ob auch sie nicht ruhig bleiben könnten bei dem Klappern und Pochen, Hämmern und Stampfen, welches Tag aus, Tag ein Zeugniß gibt von dem ruhelosen Fleiße der Bewohner. Aus der felszerklüfteten Schlucht des Buchenwaldes stürzt sich wie in jugendlichem Uebermuth ein starker Waldbach rauschend auf das Städtchen los, kaum aber hat er die Wurzeln der letzten Bäume seiner waldigen Heimath zerzaust underspült, so bändigt schon ein breites, durch starke Wehre geschütztes Becken den Ungestümen, theilt und mäßigt durch verschiedene Ableitungen seine rohe Kraft und läßt ihn, zum Dienst der Menschen gezwungen, mit fünf Armen die Räder der Mühlenwerke erfassen und umtreiben,

welche den Pulsschlag des rührigen industriellen Lebens der Stadt bilden.

Am südlichen Ende der Stadt, da wo die letzte Deismühle steht, deren Stampfer das Wasser im einförmigen Takte hebt und niederfallen läßt, schließt der Bach seine getrennten Arme wieder in ein Bett zusammen und tritt in einen weiten, üppig grünen Wiesenplan; hier aber schleicht er wie matt und arbeitmüde still durch die Gräser und Blumen, nur wo eine Krümmung des Ufers sein Fluten hemmt, zieht er wohl einen krausen Wirbel oder wallt auf tief aus dem Grunde, als ob er aufschnelle im Traum von zerscheiterten Felsstücken und gestürzten Baumstämmen, welche das Spielwerk seiner unbändigen Jugendkraft waren.

— Hier, wo sich von der Wiese aus ein weiter Ager sanft erhebt, spiegeln sich auch im ruhig dahingleitenden Bach die Kreuze und Denksteine des städtischen Friedhofs, auf welchem wir an einem heitern Septembermorgen den Leichnam eines Mannes bestatteten, welcher ein reiches Leben durchkämpft, durchliebt und durchlitten hatte. Nur seine letzten sechziger Jahre waren diesem Manne so ruhig dahingeslossen, wie der Bach an der Friedhofsmauer, aber so war's nicht immer gewesen, sein Jünglingsleben war wild wie der tosende Waldbach, und seine junge, frische Kraft hatte gewaltig gerungen, wie dieser, nur nicht im übermüthigen, tollen Spiel, sondern im ernstesten, eisernen Kampfe unter dem Donner der Schlachten und den Schrecken eines tausendfach drohenden Todes. —

Eduard Hardau, so wollen wir den Helden nennen, und Held blieb er immer auch in den äußerlich friedlichsten

Verhältnissen des Lebens, war in den ersten neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in einer englischen Kolonie geboren, ein Soldatenkind; noch vermochte er kaum die Namen seiner Eltern zu lassen, als der Tod sie hinraffte, und ein mit Glücksgütern aller Art überschütteter Verwandter den verwaisten armen Knaben mit sich nach Deutschland nahm, um ihn in Hamburg mit väterlicher Sorgfalt erziehen zu lassen. Der reiche Oheim bestimmte den an Geist und Körper herrlich herangereiften Jüngling für die juristische Laufbahn, aber das Jahr 1813 drückte dem kampf- und opferfreudigen Studenten das Schwert in die Hand, er folgte den Fahnen, welche sich durch des fremden Herrschers bis dahin unüberwindliche Cohorten siegreich Bahn brachen, und stand hier ganz auf eigener Kraft, denn der nüchtern gesinnte Oheim, unwillig über den kühnen, seine Pläne durchkreuzenden Schritt des Jünglings, hatte sich plötzlich von ihm zurückgezogen. Wie hart und unversöhnlich ist doch oft ein Menschenherz! Trotzdem daß Hardau nach Beendigung des Feldzugs aufs ehrenvollste entlassen, mit Narben und Ehrenzeichen bedeckt sich seiner Wissenschaft mit verdoppeltem Eifer wieder zuwandte, gewann er die Gunst des verletzten Oheims nicht wieder, suchte aber auch wohl nicht viel darum nach, denn seinem mannhaften Stolze widerstrebte es, seinen Lebensweg sich durch die erbetene und ersuchte Hülfe Anderer bequem zu machen; im Bewußtsein seiner Energie und seiner Talente, wollte er, wenn auch unter harter Arbeit, sich selbst seinen Weg bahnen und sich sein Geschick schaffen. „Selbst ist der Mann!“ —

Es gelang Hardau bei seinem ausgebreiteten Wissen und bei seiner unermüdllichen Arbeitskraft, welche er bereits als Student bei einem vielbeschäftigten Rechtsanwalt zu verwerthen wußte, sich die nöthigen Mittel zur Vollendung seines vorgeschriebenen Studienkursus zu erwerben, und bald nach Erreichung dieses Ziels sehen wir ihn selbst in jener kleinen, aber reichen Fabrikstadt als praktischen Juristen thätig. Sein grader, rechtlicher Sinn und seine ausgebreitete Geschäftsfenntnißverschafften ihm bald allgemeines Vertrauen, Wohlhabenheit zog bei ihm ein und festigte sein Selbstbewußtsein und Unabhängigkeitsgefühl. Der geistig hervorragende, starke, stolze Mann aber hatte auch ein Herz, ein warmes, für Liebe, Lust und Leid schlagendes Herz, kein Wunder, daß ihn dürstete, den Kelch des Lebens bis auf den Grund zu leeren, den Kelch des ganzen, vollen Lebens mit seinem wunderbaren Tranke, seltsam gemischt aus berauschendem goldenen Feuerwein, bittern Vermuthstropfen und flauem, alltäglichen Wasser. —

Hardau zog ein edles, in jugendlicher Schönheit prangendes Mädchen an sein Herz und verlebte als glücklicher Gatte und Familienvater zwölf beneidenswerthe Jahre lang so vollkommen mit sich und den Seinigen zufrieden, daß man ohne Uebertreibung sagen konnte: „Die Leute haben den Himmel auf der Erde.“ Weise und kräftig regierte Hardau sein mehr und mehr aufblühendes Hauswesen, seine Anfangs kleine Wohnung erweiterte sich nach und nach zu einer stattlichen Besitzung, umduftet von blühenden Gärten und umrauscht von prangenden Obstbäumen, im Felde trugen ihm ein paar Hufen Landes goldene Aehren; mit Freude

sah der reiche Vater von seinem Arbeitszimmer aus über die goldenen Aehren hinweg in eine ebenso goldene Zukunft, und keine bange Sorge trübte diese freudetrunkenen Blicke, wenn sie so recht innig und wohlgefällig auf die muntern, rothwangigen Buben fielen, welche ihm Hof und Garten durchtobten und jubelnd ihr Papa! Papa! dem frohen Vater zuriefen, wenn ein Schmetterling oder ein bunter Vogel ihre kindliche Lust zu lautem Frohlocken steigerte. — Hardaus Geschäftsführung war musterhaft, das Vertrauen der Bürger seines kleinen Wohnorts zog ihn mit in die städtische Verwaltung, und doch erlaubte seine gewaltige Arbeitskraft diesem Manne noch als bedeutender Schriftsteller in seinem Fache hervorzutreten. Das konnte nicht unbemerkt bleiben, und der Ruf seiner Talente hob ihn endlich wie mit Gewalt aus seiner behaglichen Häuslichkeit hinaus auf eine hohe Stelle im Staatsdienst.

Lange hatte Hardau mit sich gekämpft, ob er seine glückliche Unabhängigkeit aufgeben und mit dem äußerlich glänzenden Loose vertauschen sollte, welches das Glück, so sagten die Leute, ihm aufdrang. Endlich nahm er es an und vertauschte seine hübsche Besizung nahe dem Friedhof, auf welchen wir ihn neulich begruben, mit einer palastartigen Wohnung in der Residenz.

Auch in seiner neuen Stellung zeigte sich Hardau, wie vorauszu sehen, als der bedeutende Mann, der er in allen Lebensverhältnissen war. Als weit und tief eingreifendem Verwaltungsbeamten, dankte ihm das Land bald die wesentlichsten Verbesserungen, sein Fürst hielt ihn hoch und werth wie einen Freund, und Hardau stand auf dem Gipfel seines

Glücks. Doch so schien es nur der Welt; der wackere Mann war weit glücklicher gewesen an seinem bescheidenen Plaze im kleinen Landstädtchen, als hier auf der Höhe der gesellschaftlichen Stellung in der prangenden Residenz. Seine unermüdlche Thätigkeit im Staatsdienst hatte ihm nicht die sorgfältige Aufsicht auf die Erziehung seiner Kinder gestattet, der er sich so gern unterzogen hätte, und die weichmüthige Mutter, voll von unerschöpflicher Liebe für ihre Kinder, war schwach genug, manches zu übersehen und zu beschönigen, was einer ernsten Rüge bedurft hätte. So mußte der Vater das herbe Geschick erleben, daß seine beiden ältesten Söhne gänzlich mißriethen und untergingen in dem leichtem Pfuhe eines liederlich verlorenen Lebens, als sie kaum das erste Jünglingsalter hinter sich hatten. Das waren schwere Zeiten für den edlen Vater, da zeichnete in sein dunkles Haar zuerst die Sorge ihre Schneespuren, die schwarze Sorge, die ihm jetzt so oft die Stirn in krause Falten zog und durch seine getrübten Augen zaghaft in die Zukunft schaute.

Der älteste Sohn hatte durch hohes Spiel und üppige Verschwendung große Summen vergeudet, das und mehr konnte der Vater bezahlen, aber ein noch härterer Schlag traf sein Vermögen, welches bei dem großen, glänzenden Hause, daß er nun seit Jahren seiner Stellung gemäß machen mußte, trotz hoher Besoldung eher ab- als zugenommen hatte. Es fallirte ganz wider alles Erwarten ein Haus, welchem Hardau fast die ganze Summe anvertraut hatte, die ihm aus dem Verkauf seiner frühern Besitzungen geblieben war, und wie denn ein Unglück selten allein kommt,

so traf es den Mann auch jetzt mit verdoppelten und so gewichtigen Streichen, daß tausend Andere unter ihnen vernichtet zusammengebrochen wären. Sein treues Weib starb nach langer durch Kummer und Leid erschwelter Krankheit, seine älteste Tochter, ein wohlgerathenes blühendes Mädchen, bleichte der Tod, als sie eben die Braut eines wackern jungen Mannes geworden war, und das Unheil, unerfättlich in der Häufung seiner Qual, wollte auch noch, daß grade damals ein Regierungswechsel eintrat, welcher dem von Gardau verfolgten System durchaus ungünstig war. — Unter all diesen niederschmetternden Unglücksfällen stand Gardau aufrecht da, nur er wankte nicht, als alles um ihn her aus den Fugen ging, ganz ein Mann, dem es aufstand zu sagen:

„Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae.“ —

Der Vielgeprüfte zog mit seinen drei jüngsten, noch ganz unmündigen Kindern und den kleinen Resten seines Vermögens — das angebotene Wartegeld hatte er verschmäh't — wieder in das Fabrikstädtchen zurück, in dessen Weichbild er jetzt ruht. Bei einem bescheidenen Auskommen leitete er hier vorzugsweise die Erziehung seiner Kinder und war bei seinem ausgebreiteten, gediegenen Wissen ihr förderlichster Lehrer. Was er als solcher säete, trug herrliche Früchte; die beiden trefflichen Jünglinge und das holde Mädchen, welche trauernd mit uns an des Vaters Grabe standen, ließen den großen Dulder ruhig sterben, er konnte mit der festen Ueberzeugung die Augen schließen, daß diese Kinder, welche er der Welt zurückließ, sich seiner würdig

halten würden. — Neben der Erziehung seiner Kinder griff Hardau in seinem Exil wieder zu seiner frühern Beschäftigung, und wenn auch in den langen Jahren seiner Abwesenheit Andere seine Stellung eingenommen hatten und viele seiner frühern Geschäftsfreunde gestorben waren, so arbeitete sich der vielgebeugte, aber noch immer kräftige Mann doch bald wieder so in seinem eigentlichen Berufe empor, daß man ihm von vielen Seiten wieder mit dem alten Vertrauen entgegenkam. Seine Begeisterung für Recht und Billigkeit machte er wieder energisch und erfolgreich für solche Klienten geltend, deren Angelegenheiten der Vertretung eines Ehrenmannes würdig waren, andere wies er ab, auch kam man ihm nicht leicht mit schofeln Sachen, man wußte, daß er dergleichen mit Unwillen ablehnte. —

Hardaus reiche Bildung und seine Begeisterung für das Schöne versüßten ihm nach mühseliger Arbeit manche Stunde unter gleichstrebenden Freunden. Wie oft folgte sein flammendes Auge dem Gedankengange der Heroen unserer Literatur und wie erhob sich seine große Seele an den Wahrheitsblitzen und lapidarijchen Kraftsprüchen der Alten! Besonders waren es die bessern Römer, durch welche der gebildete Rechtsgelehrte seinen Geist so gern erquickte; Horaz, Sallust und Tacitus konnte man immer auf seinem Arbeitstische finden, und mancher Trost, manche Erhebung diesen Freunden verdankend, las er sie mit Begeisterung und Andacht. — Als jener Wendepunkt in seinem Leben eintrat, welcher ihn von einem bescheidenen Rechtsanwalt zum Mitlenker des Staats berief, und er zögernd schwankte, ob er seinen damaligen zwar kleinen, aber sehr nützlichen

Wirkungskreis mit jener Höhe vertauschen sollte, von welcher herab er für das Wohl von Millionen wirksam sein konnte, da wiederholte er oft im Geiste mit Sallust: „Möge der Mensch ackern, das Meer befahren, oder bauen, alles das geschieht im Dienste der Tugend. Wahrlich aber, der erst scheint wahrhaft zu leben und im Bewußtsein seines Geistes zu schwelgen, der auf ein großes Unternehmen gerichtet nach dem Ruhm glänzender Thaten oder schöner Künste trachtet!“ —

Dieser Gedanke raffte auch wohl den exilirten Hardau wieder zu neuer Thätigkeit für größere Kreise auf, als der Donner gewaltiger Umwälzungen bis in das kleine Städtchen erdröhnte, wo Hardau nun schon wieder viele Jahre in stiller Arbeit ruhig dahin gelebt hatte. Das Jahr 1848 erschütterte die Gemüther und ließ sie aufwogen in wilder Bewegung. Man sah sich nach tüchtigen Volksvertretern um, und wahrlich Hardaus Wähler irrten nicht, wenn sie in ihm den unerschütterlich festen Mann von freier, edler Seele sahen, welcher einen solchen Platz würdig ausfüllen möchte. Von tausenden von Stimmen zum Abgeordneten berufen, trat nun Hardau noch einmal im größeren Leben auf; seine glänzende Beredsamkeit, seine Entschiedenheit und sein schlagendes Urtheil, ließen ihn bald in seiner neuen Stellung bedeutend hervortreten. — Aber das hatten sich viele nicht gedacht, — bei dem Fortrollen der Revolution zum Unpraktischen und Uebertriebenen, blieb Hardau hinter den Anforderungen eines großen Theils seiner Wähler zurück. Wohl mancher Andere, der wie Hardau durch die früher bestehenden Verhältnisse tief gekränkt und verletzt war,

loberte im wilden Rachegefühl auf und schoß blindwüthig über sein Ziel hinaus, unser unerschütterliche und gerechte Mann aber blieb sich auch jetzt ewig gleich, klug strebte er nach dem Erreichbaren und edelsinnig drückte er jede rachsüchtige Lust zu empfindlicher Demüthigung seiner Feinde tief zurück in den Abgrund des Herzens. —

Da wurden viele seiner Wähler unzufrieden mit ihm; „er gehe nicht weit genug“, hieß es, „er falle von der guten Sache ab, wolle wohl gar Minister werden“, sagten die gemeiner Denkenden. Ja einst, als er sich rechtfertigen wollte vor einem aufgeregten Volkshaufen, brauste dieser wild und drohend gegen ihn auf; Hardau blieb im Bewußtsein, das Rechte gewollt zu haben, auch diesem Sturm gegenüber „der feste Mann, welchem den felsigen Muth weder ein drohendes Herrscherantlig, noch der Mitbürger ungerechtes Toben erschüttert.“ —

Bald zeigte der Gang der Begebenheiten, wie weise und berechtigt Hardaus maßvolles Streben gewesen war; die Unbesonnenheiten der Volkspartei nützte klug jene Menge, welche aus Bequemlichkeit oder aus Furcht allen Halt zu verlieren, um jeden Preis am Alten hängt, der schöne Rausch eines mächtig erwachten Volkslebens schlug, vielfach gedämpft, in Nüchternheit und Verzagtheit um, und Hardau stemmte sich bei dem Wechsel der Macht nun gegen Uebergriffe von oben wieder mit derselben Kraft, mit welcher er sich dem von unten auf chaotisch aufbrausenden Strudel unausführbarer Pläne, Wünsche und Bestrebungen entgegen geworfen hatte. — Glücklicher als mancher Gleichstrebende, fand er am Abend seines Lebens die ehrende Anerkennung

aller Parteien. „Hardau hat doch recht gehabt, er ist und bleibt ein Ehrenmann“, hieß es im Volk; „Hardau ist ein Schwärmer, aber ein nobler Charakter“, sagten die Regierenden. — So hatte sich das Urtheil über den Gerechten gestaltet, als seine Schmerzüberwältigten Kinder, als seine tieferschütterten Freunde an seinem Sterbelager standen, große Gedanken thronten auf seiner bleichen Stirn und sprüheten mit dem letzten Lebensfeuer aus seinen sterbenden Augen, als wir seine erkaltenden Hände zum letzten Abschiede ergriffen. —

Noch viele Tage nach seiner Beisetzung erfüllte mich ganz der Gedanke an das reiche Leben dieses Mannes; es wurde mir recht klar, wie ungerecht die bloße Bücherweisheit oder vielmehr die einseitige Unweisheit ist, welche sich im beschränkten Vorurtheil hochmüthig von der Gegenwart abkehrt und nur in der Vergangenheit große Menschen sieht. Auch unter uns sind Männer, deren Leben der Feder eines Plutarch oder Tacitus würdig wäre, und wenn der gerechte und vollkommene Mann der Jetztzeit nicht leicht eine so hohe politische und kriegerische Bedeutung erreichen kann, wie die Heroen des Alterthums, so liegt das weniger an ihnen selbst, als vielmehr an der zeitweiligen naiven Zwerghaftigkeit unseres öffentlichen Lebens. Was aber Humanität, Edelsinn, Bildung und Charakterfestigkeit betrifft, so hat wohl jede Stadt ihre Männer, die einem Agricola oder Attikus würdig zur Seite gestellt werden könnten. — Schaut nur um euch mit dem Willen, das Gute zu sehen und würdigen zu wollen, und nicht mit jener eiteln Verkleinerungssucht, die gern alles durch den umgekehrten Tubus

sieht, um sich desto größer zu fühlen. Es bedarf nicht immer der glänzenden, in die Augen fallenden Stellung zur wahren Größe, der Mann und Hausvater, der redlichen Sinns, mannhaft seine Kraft gebraucht zur Regierung seiner Familie und seines Geschäftes, gleichviel ob seine Hand den Hammer, den Degen oder die Feder führt, — wenn er Herr seiner selbst ist und seinen Beruf erfüllt, ist er, was er soll, ein ganzer, voller Mensch, und das ist das Größte, was die Erde trägt. —

Einige Tage nach Hardaus Begräbniß traf ich den siebenzigjährigen, invaliden Handlungsreisenden Zachas, einen alten Allerwelts-Dunkel, im weißen Kofz; er lebte nun schon fünfzig Jahre in dem Städtchen und hatte den Verstorbenen gekannt von der Zeit an, als er eben von der Universität kommend, seine erste kleine Wohnung bei Registrators bezog, bis zu der Zeit, wo er sich zum Sterben niederlegte. — „Ja sehen Sie, Herr Doctor“, sagte Zachas, als ich das Gespräch auf den Dahingeshiedenen brachte, „dort in der Hagebuchenlaube saß der verstorbene Herr“ — nun folgte erst höflich und gewissenhaft ein langer Titel — „Hardau vor sechsunddreißig Jahren mit seiner jungen, bildhübschen Frau. Die Leutchen hatten sich eben verheirathet, waren Feuer und Flamme und achteten den Septembersturm nicht, der durch den Garten segte und sie endlich hier in die Stube trieb. Da setzten sie sich dort unter den alten Fritz, der noch eben so klug wie damals mit seinen großen Augen von der Wand schaut; nur ist er inzwischen viel gelber und grauer geworden, und ich, ich saß hier auf derselben Stelle und trank mein halb „Steh' Zulchen“ (so

nannte der Mann nunmehr wohl fünfzig Jahre lang beharrlich den St. Julien), wie ich sie heute noch trinke. Ja, des einen Menschen Leben ist kurz, des Andern lang.“

O guter Zachas, dachte ich, trinke noch hundert Jahre deine halbe St. Julien und du hast doch nicht halb so lang gelebt wie Hardau. —

Der Zachas war ein ganz respectabler, solider Mann, er hatte mehr als dreißig Jahre für ein und dasselbe Geschäft gereist und in seiner Weise Nützliches geleistet. Seine Jugendkraft fiel in die Zeit, als man noch an keine Eisenbahnen dachte, und Handlungsreisende selbst noch nicht die später aufgetakelten bequemen Reisekaleschen kannten, sondern beritten und bewehrt wie Dragoner, den mit Wachstuch überzogenen Regenhut auf dem Kopfe und den werthvollen Mantelsack hinter sich, durch Feld und Wald trabten und oft mit dem Säbel in der Faust ihr Leben und das ihnen anvertraute Eigenthum zu schützen hatten. — Von Haus aus vermögenslos, hatte Zachas bis über seine reifen Mannesjahre hinaus keine Aussicht gehabt, selbstständig werden zu können, und als er sich endlich durch langjährige treue Dienste das kleine Vermögen gesammelt hatte, von dessen Renten er jetzt lebte, war er zu alt geworden, um an die Begründung eines Geschäfts und einer Familie zu denken. So hatte denn der gute alte Junggeselle beinahe zwei Menschenalter hingelebt in seinem engen Ideenkreise, er hatte weder hohe, zum Himmel aufreißende Freuden, noch tief zu Boden drückende Leiden gekannt. Seine Freuden hatten sich auf das bescheidene Maß eines täglichen St. Julien-Genusses beschränkt, oder wenn sie sich einmal höher steigerten,

so war es am Weihnachtsabend, wenn der Prinzipal ihm in Anerkennung seiner treuen und erfolgreichen Dienste ein ansehnliches Geschenk von einigen vollwichtigen Goldstücken gemacht hatte. Die Leiden, welche Zachas kannte, hatten ihm hauptsächlich anhaltendes Regenwetter und schlecht chaussirte Wege bereitet; auch in kleinen Dorfschenken, wo er ab und an ein Ankerchen Graves und Medok abzusetzen suchte, war es oft trübe über ihn gekommen, wenn er, um dem Wirth durch eine Zeche zu imponiren, eine halbe Flasche Wein furchtbaren Gewächses, oder einen großen, nach alten Schuhsohlen duftenden Rum hinunterwürgen mußte und der Peiniger von Wirth ihm beharrlich Gesellschaft leistete, also daß er „den schwedischen Trank“ nicht unbemerkt zum Fenster hinaus oder heimlich auf die Blumentöpfe gießen konnte. Nehmen wir dazu noch, daß Onkel Zachas manches Päckchen Bonbons mit einem freundlich grinsenden Seitenblick auf die Mutter, an die Kinder des einen oder andern Kunden ausgetheilt hatte, ohne sich dadurch die gewünschten Aufträge zu Wege zu bringen, so haben wir wohl alles, was an Leid und Lust durch sein Gemüth gegangen war. —

Was war alles während dieser langjährigen monotonen Leiden und Freuden des guten Zachas durch Hardaus große Seele an Leid und Lust gestürmt! Wie war sie mächtig aufgewallt durch jede politische, religiöse oder literarische Bewegung, was hatte sie alles erfahren, von welcher erhabener Höhe der Anschauung herab hatte sie in ein unbegrenztes Panorama der Welt geblickt! — Man lebt und lebt. Der eine im bescheidensten Dunkel, der andere im strahlendsten Licht, der eine in stillem Frieden, der andere in wildem

Kampf, bis der unbefiegbare Gleichmacher, der Tod kommt und sie alle neben einander bettet, gleichviel ob ihr Herz in brandendem Wellenschlag schlug oder matt vibrirte, wie ein schilfdurchwachsender Teich, über den ein leichter Lufthauch fährt. —

Schon ein Jahr lag Hardau unter seinem grünen Hügel, als ich wieder das Städtchen passirte. Ein herrlicher Frühlingstag beglänzte die Flur, der eisentfesselte Waldbach orgelte oben im Buchenwalde seine wilden Melodien, die Buchen flüsterten ihre alten Märchen, die Räder klapperten, die Hämmer pochten; es war noch ganz so wie sonst. Auch im weißen Roß sah ich durch die Scheiben auf dem mir wohlbekannten Platz einen von Silberlocken umkränzten Kopf, den ein kleines schwarzes Sammtkappchen deckte; das war noch der alte Zachas, der, ich will's beschwören, so sicher weiß ich's, wieder seine halbe St. Julien vor sich stehen hat. — Trinke, guter Zachas, noch manches Jahr in deinem Frieden, dachte ich, als ich am Roß vorbei zum Friedhof ging, und schlummere sanft hinüber, wenn die Zeit kommt, die auch dich zu Hardau bettet. — Auf Hardaus Denkstein fand ich das kurze, passende Wort: Tandem invenit portum. —

Hinterm Hagen gefunden.

Erzählung nach einer wirklichen Begebenheit.

„Fiat justitia et pereat mundus!“

„Hinterm Zaune gefunden“, „am Zaune verenden“ und „vom Zaune gebrochen“ sind Redensarten, die keinen guten Klang haben. Wer hinterm Zaune gefunden ist, der ist nicht „wohlgeboren“ und wer am Zaune verendet, der war von Gott und Menschen verlassen und besaß so viel Groschen als der Frosch Haare hat. Vom Zaune bricht man zu ungelegener Zeit manches, was nicht gut ist, und der ausgerissene Zaunpfahl ist schon oft zur unheilswangern Mordwaffe geworden. — Das alles trifft in der Criminalgeschichte zu, die ich hinterm Zaune gehört habe und die ich dir, mein Leser, erzählen will.

Damit du's recht hübsch und bequem hast, lege dich zu mir hintern Zaun, oder was noch besser klingt, hinter den blühenden Hagen, ins seidenweiche Gras und lausche unter dem Gesumm der Bienen und bei dem behaglichen Murmeln des Bächleins, welches zu unsern Füßen über die glatten Kiesel dahin hüpfet und mit seinen klaren Wellen

den grünen Rain nekt, der Geschichte, welche mir auf dieser Stelle vor Jahren eine hochbetagte Altmutter aus dem Dorfe erzählte. — Zur Sommerzeit, wenn im Felde gearbeitet wird oder die anheimelnde Stille der Sonntagsfrühe auf dem Dorfe ruht, wanderte ich immer gern in der einzigen Begleitung meiner Gedanken und Phantasien um diese blühenden Hagen, welche die äußerste Grenze reicher Besitzungen derb und massiv nach altsächsischer Weise abschließen.

Das sind gar stattliche Hecken! Knorrige Hagebuchen und hochauftrebende Eichen verbindet im schönen Wechsel ein dichter, von keiner Heckenscheere gestutzter Kranz von Hagerosen, Schlehdorn, Haselstauden und Hollunder, und wo die Ungunst des Bodens oder irgend ein Gewaltstreich den üppig sprossenden Kranz durchbrach oder verkümmerte, da schlingt sich eine starke Mauer von derbem, trockenem Reisig um bemoooste, mächtige Zaunpfähle, auf deren grünangelautenen Köpfen Goldammer und Rothkehlchen ihre Last halten. Der Goldammer ließ seinen langen, die Bauern neckenden Lockruf ertönen, zahllose Spagen zwitscherten und keiften in den Nestern der Hagebuchen, die Elster durchhüpfte geschwätzig die vom Windhauch bewegten Zweige der hohen Ulmen, und die leichte, bunte Fauna der Insektenwelt durchsummte und durchflatterte die goldklare, laue Luft so emsig und fröhlich, als ob der Gott der Lebenslust und des wonnigen Daseinsgefühls seinen schönsten Hoftag hielte. —

Ja, an einem solchen Tage oder vielmehr Nachmittage war's, als die alte Rademachers Ilse hier unterm Hollunder neben mir am Hagen saß und mir eine Geschichte erzählte,

die ich zwar schon aus den Akten der Justizkanzlei kannte, die aber aus dem faltenreichen Munde der alten, kräuter-sammelnden, „weisen Frau“ weit lebensvoller und frischer erklang, als mir die dürrten Akten sie erzählen konnten.

Höchst poetische Situation! Die steinalte und doch noch so rüstige und verständige Ilse hier am Hagen, — eine ächte Hägeſche oder Häge in der ältesten und guten Bedeutung des Worts! Für solcher Frauen Rath und Vorahnung hatten, wie schon Tacitus berichtet, unsere kriegerischen Altväter ein frommgläubiges Ohr und ehrten sie hoch. Später hat finsterner Aberglaube und religiöser Fanatismus die Hägeſchen, welche im heiligen Hain oder, wie es niedersächſiſch heißt, im Hagen, vielleicht priesterliche Verrichtungen übten, jedenfalls aber weiſſagten, wie weiland Beleda und Aurinia, zu bösen Zauberinnen oder „Hexen“ gemacht, welcher letztere Name sich aus dem niedersächſiſchen Hägeſche oder Häge bildete und eine Frau bezeichnet, die mit dem Hagen zu thun hat, gleichſam mit ihm vermählt iſt — —

Manche uralte Eigenthümlichkeit unſers Charakters und Gemüths hat ſich, wenn auch in durch die Kulturentwicklung veränderten Aeußerungen, unter uns Deutſchen bewahrt; ſo galt die alte Rademachers Ilse oder Iſe, wie man ſie ſchlechtweg gern mit ihrem Mädchennamen nannte, auch damals noch im Dorfe für eine weiſe Frau, und mancher reiche Hofbeſitzer hat es nicht verſchmäht, die Ilse um Rath zu fragen, wenn er einen Prozeß führen oder ſonſt etwas Wichtiges unternehmen wollte! „Und, mögen der Doctor, der Paſtor und der Schulmeiſter noch ſo viel raiſonniren und uns wegen Aberglaubens ausſanken“, ſagten

die Leute, „die Ilse hat von jeher so ein eigenes Wesen gehabt, die kann mehr als Brod essen, aber sie wendet es zum Guten an und hat schon manches böse Gebreche mit ihren Kräutern geheilt; woher bliebe sie denn auch selbst so gesund und stark bei ihren fünf und achtzig Jahren, wenn sie nicht mehr wüßte als andere Leute?“ — Die Ilse wußte auch mehr als andere Bauernweiber, das ging natürlich zu, denn vor vielen, vielen Jahren hatte sie drüben im Schlosse lange gedient, und da sie ein kluges, anstelliges Mädchen war, hatte die Freifrau sich ihrer gütig angenommen und sie sich zur gewandten Kammerfrau erzogen. In diesem Dienste, der sie so häufig in die Nähe der Herrschaft brachte, hatte sie manches gehört und gelernt, was die mit ihr aufgewachsenen Landmädchen nicht kannten, und als Ilse, von der Herrschaft gut ausgestattet, den Rössäten Steffen Rademacher heirathete, wußte sie sich zu benehmen, wie die „beste Bürgersfrau aus der Stadt“, sagten die Leute. Ilse war aber im Schlosse nicht verhätschelt und zur Arbeit verdorben, sie wirthschaftete tüchtig mit ihrem Steffen und lebte glücklich und zufrieden, bis das Unheil über ihren Pflegesohn Wilhelm hereinbrach, welches ich ihr hier nach-erzählen will.

Ich wollte eben an jenem obenerwähnten Nachmittage, als ich neben der weißen Altmutter im Grünen saß, das Gespräch auf alte Geschichten hinlenken, — denn manche schöne Sage, die jetzt in Büchern steht, verdankte ich der Ilse, — als sie einer Tagesneuigkeit erwähnte, die damals in aller Munde war. Es war nämlich einige Tage vor unsrer Begegnung bei einer Schlägerei im Dorfe eine

Körperverletzung von tödtlichen Folgen vorgekommen und das unglückliche Ereigniß wurde überall lebhaft besprochen. Ilse fragte mich, ob der Thäter wohl das Leben lassen müsse, und als ich dies verneinte und der Alten den Unterschied von vorsätzlichem Mord und bloßem Todschlag auseinander zu setzen suchte, seufzte sie auf und meinte, wenn die Sache sich so verhielte, wie ich sagte, dann hätte man ihrem Wilhelm auch das Leben schenken müssen. — „Ja, das Herz sollte sich Einem noch heute im Leibe umwenden, wenn man daran denkt“, fuhr die Alte fort und legte Stock und Kräuterfornb neben sich ins Gras; „Sie haben schon so oft nach der Unglücksgegeschichte gefragt, ich spreche nicht gern davon, aber weil Sie's sind, will ich alles vom Anfang an erzählen.“ —

„Auf dieser Stelle, wo wir sitzen, habe ich vor lieben langen Jahren den Wilhelm unterm Rußbaum im weichen Bettchen und mit einem Täschchen voll holländischer Dukaten gefunden. Ich wußte ja wohl, daß ich ihn finden sollte, und habe seine Mutter, die nun auch schon längst in der Erde ruht, gekannt wie mich selbst; ihren Namen nehme ich mit ins Grab. — Es kommt ja über einen Menschen wohl einmal eine schwache Stunde“, fuhr Ilse nach einer kurzen Pause und mit seltsamem Blick auf das gegenüber liegende Schloß fort, „der Herr wird der guten Seele gnädig sein. Gut war Wilhelms Mutter, nur zu gut; auch hat sie redlich für das Kind gesorgt, das ich als Pflegesohn annahm. Ich war damals erst einige Jahre mit meinem Steffen verheirathet, Kinder hatten wir nicht und drum war's auch ihm recht lieb, daß ich ihm das kleine, bildhübsche Söhnchen ins Haus trug. —

„Weil es Jedermann bekannt war, daß ich das Kind unterm Nußbaum gefunden hatte, so gaben sie ihm nach der Taufe den Namen Rottbom, und böse Leute und Kinder dachten schon früh daran, unsern Wilhelm dadurch zu kränken, daß sie ihm vorwarfen, er sei hinterm Baune gefunden. Dadurch kam der gute, sonst kreuzbrave Junge schon in früher Kindheit zu einem hartköpfigen, jähzornigen Wesen, was manchem der kleinen Spötter zum Schaden gereichte, denn Wilhelm schlug mit seinen kleinen runden Fäusten drauf wie auf altes Eisen. Später, als Wilhelm zu Gottes Tische gegangen war, sich der Ackerwirthschaft mit annahm und groß und stark wurde, ließen ihn die andern Burschen im Dorfe gern ungechoren, denn er war stark wie ein Löwe und keine Drei zusammen im Dorfe hätten ihn geworfen.

„Ach lieber Gott, ich sehe den schmucken Burschen noch heute vor mir, wie er so ins achtzehnte Jahr trat, ein Gesicht wie Milch und Blut hatte der Krauskopf und ein paar Augen, als ob er einen damit durch und durchsehen wollte. Flink war der Wilhelm zur Arbeit wie zum Tanze, alle Mädchen im Dorfe hatten ihn gern und des Schulzen Marlene hätte ihr Leben für ihn gelassen. Aber er auch für sie, sie gingen mit einander und Schulzens hatten nichts dagegen, sollte doch Wilhelm, weil wir kinderlos blieben, unsern kleinen, schuldenfreien Hof haben, und zudem hatte der Junge selbst Vermögen, denn seine Mutter, die selbst Wilhelm nicht kannte und niemals kennen lernen durfte, hatte schon so viel in meine Hände gedrückt, daß mein Steffen achtzehn Morgen Land dafür hatte kaufen können, das hatten wir ihm,

wie jedermann wußte, auf der Amtsstube als Schenkung zuschreiben lassen.

„Bis dahin war alles gut, Wilhelm benahm sich gegen uns wie ein guter Sohn und auch andere Leute konnten keine Klage über ihn führen, er war gefällig und freundlich auch gegen den Geringsten und nur eins konnte ihn in Hize bringen und wild machen, nämlich wenn man ihm andeutete, daß er hinterm Zaune gefunden sei. Das war auch lange nicht geschehen, denn, wie ich gesagt habe, nahm man sich vor Wilhelms Zorn und Stärke sehr wohl in Acht. — Da sollte der Kirmestag das Unglück bringen; um die Marlene kam's her. —

„So hübsch und schmuck unser Wilhelm war, so häßlich war Tönnies Hans, dafür konnte er freilich nichts, aber sein Herz hätte besser sein können; hatten ihn doch seine Eltern eifrig zu Kirche und Schule angehalten, auch saß unter seinen schwarzen, zerstrebelten Haaren Verstand und Einsicht genug, so daß er wohl wissen konnte, was man Gott und den Menschen schuldig ist. Tönnies Hans aber handelte nicht nach dem Spruch: „was du nicht willst, das man dir thue, das thue einem andern auch nicht“, obwohl er den Spruch recht gut kannte, denn der Herr Pastor hat ihm denselben mit gutem Bedacht bei der Einsegnung ins Gesangbuch geschrieben und mit aufs Leben gegeben. Dem Hans war es nicht wohler, als wenn er alle Menschen kränken und ärgern konnte, darüber wurde er sehr verhaßt unter den Burschen und auch die Mädchen konnten ihn nicht leiden, schon weil er so häßlich war.

„Zum Unglück mußte dieser Tönnies Hans seine

kleinen, stechenden Augen grade auf die Marlene werfen, und als die ihn mit bösen Worten abwies und treu zu ihrem lieben Wilhelm hielt, faßte der Hans einen giftigen Grimm auf beide, und kein anderer als er hatte drei eichsfeldische Heedenkerle aufgefriegt, die unsern Wilhelm, als er eines Abends aus der Spinnstube kam, beim alten Heiligenhäuschen überfielen und mordwüthig mit ihren dicken Stöcken drauf losdroschen. Aber Wilhelm wußte sich zu wehren, er schlug alle drei zusammen, und kaum hätten sie gesunde Beine behalten, um durch Sumpf und Moor davon zu laufen. Sie haben sich nie wieder in der Gegend sehen lassen. — Ein tückischer Streich kam nach dem andern. Unser Wilhelm zog sich eine kleine Baumschule, die war nächst der Marlene seine größte Freude. Eines Morgens fand er die kleinen Bäumchen Stamm für Stamm welk, es war ihnen allen während der Nacht die Lebenswurzel abgeschnitten. — „Das kommt von Tönnies Hans“, sagte der arme Junge und große Thränen liefen aus seinen blauen Augen über die rothen Backen; dann knirschte er mit seinen weißen Zähnen wie ein wilder Keiler und hob mit bösen Blicken drohend die Faust drüben nach dem strohgedeckten Hause, wo damals die Tönnies wohnten. — „Junge, Junge!“ sagte ich, „mach’ kein Unglück!“ — „Sei Sie ganz ruhig, Mutter“, sagte er, „ich weiß wohl was ich thu!“ —

„So stand’s mit Tönnies Hans und unserm Wilhelm, als die Kirmes heran kam und die jungen Leute zu Tanze gingen; Tönnies Hans, Wilhelm und Marlene waren natürlicherweise auch da und alles ging anfangs gut und im

Frieden ab, nur Tönnies machte gleich wie's zum Tanzen ging, viel Lärm und Aufhebens und trank mehr als jeder Andere, man sah ihm wohl an, daß er was im Schilde führe. Wilhelm hielt sich ganz ruhig und tanzte einen Tanz nach dem andern mit der Marlene und den andern Mädchen, den Tönnies Hans beachtete er gar nicht. Da, es mochte wohl gegen acht Uhr Abends sein, brach dieser die Gelegenheit vom Zaun, um mit Wilhelm Streit anzufangen, er verließ sich auf drei handfeste Burschen aus Elvershausen, die er mitgebracht hatte und denen er so fleißig einschenken ließ wie sich selber. Wilhelm sollte dem einen dieser Burschen vorgetanzt haben, das war nicht wahr; ein Wort gab das andere, Wilhelm und seine Freunde, sowie Tönnies Hans und die Elvershäuser wurden immer hitziger, und als der halbbetrunkene Hans durch den Saal schrie: „was denn so ein hinter dem Zaune aufgelesener Bengel gegen ordentliche, ehrliche Bauersöhne wolle?“ kam's zum Schlagen, daß alles Kopf unter- und überging.

„Die Elvershäuser flogen zur Treppe hinunter und Wilhelm hatte den Tönnies unter sich und möchte ihn schon da kalt gemacht haben, wenn man ihn nicht mit großer Gewalt weggerissen hätte und Marlene ihm nicht jammernd und schreiend in die Arme gefallen wäre. Indem sie aber so den Wilhelm von dem Tönnies wegriß, zieht dieser Tüfchbold ein Messer und trifft unsern armen Jungen in den Arm, glücklicherweise nicht gefährlich. Glücklicherweise sage ich? Ach Gott, es wäre für Wilhelm besser gewesen, der Tönnies hätte ihn auf der Stelle todtgestochen, dann läge er doch neben meinem Steffen auf dem Friedhose

unter den Rosenbüschen, die ich ihm aufs Grab gepflanzt hätte! — Nun, es hat nicht so sein sollen, des Herrn Wille geschehe, Amen! —

„Natürlicherweise wäre der Tönnies von den Andern jetzt halb todtgeschlagen, wenn es ihm nicht geglückt wäre, nachdem er seinen Rock und seine Schooßweste in den Händen der wüthenden Burschen gelassen, die Treppe hinunter und ins Freie zu kommen. Wilhelm ließ sich ganz ruhig von der Marlene das Halstuch um den Arm binden und ich sprach meinen Blutsegen darüber; es hatte auch nichts zu sagen, die Blutung ließ bald nach. Marlene und ich baten und fleheten, daß er im Saale bleiben möchte, er nickte mit dem Kopfe und zog sich mit den Zähnen das Verbandtuch fester. Wir dachten an nichts Böses, und ich will eben mit der Marlene eine Nachbarin anreden, als der Unglücks-Wilhelm wie der Blik ein paar Burschen zur Seite schiebt und zur Thür hinaus ist. „Herr Jesus!“ schrie ich auf, „das gibt nichts Gutes, der ist dem Tönnies Hans nach!“ — Meine Ahnung sagte mir das, ein „Griffeln“ lief mir über den Rücken und vor meiner Seele stand Wilhelm ganz mit Blut übergossen und so bleich, so bleich wie der Schnee. — Ach Gott, so sollte ich ihn später wirklich sehen. Mein Herz stand still vor Schrecken und ich fiel meiner Sinne nicht mächtig der Nachbarin in die Arme. —

„Das ich nur kurz über das Unglück, welches mir gleich schwante, weggehe. Die Marlene und viele Freunde von Wilhelm waren in Todesangst durch die Thüre und auf Tönnies Haus zuge laufen, und da sie nicht mehr durch die

Gitterthür kommen können, laufen sie hier um den Zaun. Da hören sie gleich den Tönnies Hülfse rufen und die Worte: „Herr Jesus, erbarme dich meiner! Wilhelm, Wilhelm, nicht auf den Kopf! Du schlägst mich todt!“ — Dazwischen hören sie, wie der Wilhelm mit ganz heiserer Stimme feucht: „Nein, nicht todt, aber Arm und Beine sollst du nicht ganz mit zu Hause bringen, du Erzhallunke!“ — Das haben Marlene und die andern Zeugen nachher vor Gericht ausgesagt und beschworen. — —

„Als Marlene mit den Burschen unter lautem Angstgeschrei zur Stelle kam, — die Unglücksstelle ist ungefähr dreißig Schritte von hier, dort zwischen der hohlen Weide am Rinnjal und der alten trockenen Buche in der Hecke; der Baum war damals noch frisch und grün — war's zu spät. — Tönnies Hans lag blutend und röchelnd am Boden und Wilhelm stand blaß, steif und starr da wie ein Bildstock, gestützt auf den Zaunpfahl, den er aus der Hecke gerissen und womit er auf den Hans losgeschlagen hatte.

„Unglücksfind!“ ruft die Marlene, was hast du angerichtet! Fort, fort, so weit dich deine Füße tragen! Um Gotteswillen, der stirbt! Fort, sag ich, Wilhelm! Ach Gott, ach Gott, ich vergehe in meinem Elende!“ — „Ja, fort, fort!“ rufen die Burschen, „mach' dich gleich auf nach Heiligenrode, dort hält der Wachtmeister mit den blauen Husaren, Jochen Heine ist dabei und Just Bärmann und der Lieutenant vom Schloß kennt dich auch, die nehmen gern solche Burschen! Weg von hier so weit dich deine Füße tragen, die Engländer suchen Leute, laß dich annehmen!“ — So haben sie auf ihn eingeredet, und er

that recht, daß er folgte. Du lieber Gott, ich seh' ihn noch ins Haus springen. „Mutter, Mutter, gute Mutter“, rief er, „ich muß fort nach Heiligenrode, vielleicht seht Ihr mich nicht wieder! Vater, Vater, wenn der Tönnies Hans stirbt, Gott weiß es, mit Willen hab' ich's nicht gethan, er hatte mir zu fest ins Leben gegriffen! Lebt wohl, lebt wohl! Grüßt mir die Marlene!“

„Jochen Heine und Just Bärmann, treue Menschen, waren mit in der Stube und trieben ihn zum Laufen an. Mein brechendes Herz wollte mich nicht auf den Beinen erhalten und meinem Steffen bebten die Knie; mit zitternden Händen rafften wir ein paar Duzend Thaler zusammen und schoben sie in seine Tasche und fort flog er wie der Wind zum Hause hinaus und über den Zaun, und weg war er in der dämmerigen Mondnacht. — Am andern Morgen war der Tönnies Hans schon todt und an demselben Morgen kamen auch schon die Landdragoner und wollten unsern Wilhelm holen. Sie fanden ihn nicht, wir konnten mit gutem Gewissen sagen, er sei fortgelaufen, wohin wußten wir nicht; dabei blieb die Geschichte ruhen Jahr auf Jahr. —

„Sie wissen, daß damals der französische Kaiser mit vielem Volk ins Reich gefallen war und wie sich nach und nach die Potentaten gegen ihn zur Wehr setzten. Ach das war eine wilde Zeit, damals habe ich in ein paar Jahren mehr erlebt, als nachher in zehn und in zwanzig Jahren. Auch habe ich den Bonaparte einmal gesehen, als ich mit der Herrschaft eine Reise ins Preussische machte. Ich hatte schon mehrere Jahre meinen Steffen und war nicht mehr

auf dem Schlosse, aber die gnädige Frau ließ mir herunter-sagen: „Liebe Mademacherin, Sie muß mit, wir müssen da nach Erfurt hin und ich mag keine Person lieber um mich haben als Sie.“ Da konnte ich nicht anders, nahm von meinem Wilhelm und meinem Steffen Abschied und fuhr mit der Herrschaft ins Preußenland. Wo wir hinkamen, nichts als Himmel und Franzosen! Da hab' ich auch in einer kleinen Stadt den Kaiser gesehen, und als ich ihn da auf dem Markte auf seinem kleinen Pferde sitzen und ihm in die „gluen“ Augen sah, da schwante es mir gleich, daß das ein absonderlicher Mensch sei und ich sah vorher, daß um ihn noch manch Mutterkind unter die Erde müßte. Aber so soll es sein, sprach es in mir, und allzulange werden diese Augen auch nicht leuchten, auch sie werden ausbrennen und der mächtige Kaiser und seine tausend und aber tausend Soldaten werden in kurzer Zeit nicht mehr sein, und dann ist's wieder anders in der Welt. So schwante es mir und es ist alles eingetroffen. —

„Ja, eingetroffen! Die Völker sammelten sich gegen ihn und auch die Engländer und Hannoveraner, dabei war unser Wilhelm. Ein waderer Husar bei den Engländern — englisch-deutsche Legion nannten sie's, ich weiß es noch heute — war er geworden, und in ferne Lande gezogen. Pulver und Blei war ihm um den Kopf geflogen und er war gesund geblieben, so schrieb er's uns in vielen Briefen, und wenn ein Brief kam, holte ich die Marlene. Ach, das arme Mädchen küßte die Schrift von den Briefen, herzte das Papier und wollte sich „von Tagen thun“ vor Freuden.

„Jahr auf Jahr ging hin, der Wilhelm schickte immer

gute Briefe und schrieb, daß seine Vorgesetzten sich so sehr über ihn freueten und daß der Rittmeister ihn seinen liebsten Jungen nenne. Vor dem Tode fürchte er sich gar nicht mehr, und keine Kugel und kein Säbelhieb könne ihn treffen. Das komme aber daher, weil er immer munter draufginge; wer sich fürchte der sei längst verloren. Je wilder man dazwischen haue, desto weniger kriegte man selbst ab, und darüber freueten sich der Major und der Rittmeister, daß er so dächte. — Bei so schönen Briefen lebte die Marlene, die in der ersten Zeit nach dem Unglück mit Tönnies Hans krank und hinfällig gewesen war, wieder auf und blühte wie eine Rose. Viele Anträge von reichen Bauernsöhnen wurden ihr gemacht, aber sie sagte: „Nein, ich habe meinen Wilhelm.“ — Das arme Ding! — Mir sagte sonst mein Vorfahren viel, aber an das Unglück, das mit dem Wilhelm noch kommen sollte, dachte meine Seele nicht. —

„Jahr auf Jahr war auch vergangen, man dachte nicht mehr an Tönnies Hans und alle Welt war voller Freude, denn die Franzosen waren nun ganz aus dem Felde geschlagen und die Trompeter durchritten die Städte und Ortschaften und verkündeten den Frieden. Da war alle Welt froh und feierte Friedensfeste, und des Singens, Tanzens und Trinkens wollte kein Ende werden. Da kamen auch nach und nach unsere Landesfinder, die der Tod verschont hatte, zurück. Jochen Heine war der erste, das ganze Dorf versammelte sich um ihn und die Marlene ging nicht von seiner Seite, denn Jochen konnte ihr nicht genug von unserm Wilhelm erzählen, der der beste Kamerad

und ein Liebling der Officiere gewesen wäre. „Ja“, meinte Jochen, „ich weiß gar nicht, wo der Wilhelm das Zeug her hat; das war so ein wahrer Kriegsheld und dabei so klug, als ob er alle Schulen durchgemacht hätte. Der wäre gewiß Wachtmeister oder gar Lieutenant geworden, wenn die Geschichte mit dem Napoleon noch eine Weile gedauert hätte.“ — „Aber wißt ihr was, Mutter Rademachern und Marlene“, sagte der Jochen an einem Sonntag Nachmittags beim Kaffee, ich vergeß es mein Lebelsang nicht, „es wäre besser, der Wilhelm käme gar nicht wieder hierher, die Geschichte mit dem Tönnies Hans ist freilich vor vielen Jahren geschehen, aber wer weiß, wie oft der Böse sein Spiel hat. Die Herrn vom Gericht vergessen nichts und unser Rittmeister, — Wilhelm hat es mir selbst gesagt — hat ihn gewarnt vor der Heimat. Ein Kerl wie er könne überall Brod und Dienste finden, er solle doch seinen Abschied nicht nehmen und lieber bei seinen Kameraden bleiben, sie würden in die Residenz verlegt und dort sollte ihn der Teufel selbst nicht aus der Schwadron herausholen!“ —

„Marlenen und mir wurd' es ängstlich ums Herz bei solcher Rede, aber wir setzten uns bald darüber hinweg, dachte doch an den Tönnies Hans keiner mehr, seine Eltern waren auch schon vor Jahr und Tag verstorben, und der Amtmann, der nach dem Unheil, welches der Wilhelm angerichtet, die Marlene und die Burschen verhört hatte, war längst in ein fremdes Gericht gesetzt und ein anderer an seine Stelle getreten. Ach, ich freute mich so rechtichaffen darauf, den guten Jungen nach so vielen Jahren wieder zu sehen, denn seit Jahr und Tag war mein Steffen zu

des Herrn Freude eingegangen, und ich saß da als vereinsamte Wittwe. Mir schlug das Herz wohl so laut, wie das der Marlene, als an einem Sonntag Nachmittag, als wir eben beim Kaffee saßen und von unserm Wilhelm sprachen, der Postbote in die Stube trat und einen Brief aus dem Westphalen brachte. Der war von ihm; Ende nächster Woche käme er, wolle ein paar Tage bei uns bleiben und dann des Königs Pferd und Sachen in der Residenz abliefern und seinen Abschied mitbringen, um seine liebe Marlene zu nehmen. —

„Die Marlene wurde ganz närrisch vor Freuden, bald lachte sie laut auf und klatschte in die Hände, bald schlug sie die Hände vor's Gesicht und die hellen Thränen liefen ihr durch die Finger, man konnte kein vernünftiges Wort mit ihr reden; mir aber war's auch ganz närrisch zu Muth. — Die ganzen Tage hindurch dachten wir wohl nur an den Wilhelm und ich konnte nichts Rechts beschaffen, alles was ich angriff, zitterte mir in den Händen, doch bei aller Freude, die ich auf das Wiedersehen hatte, beklemmte mir eine große Angst die Brust und meine Vorahnung sagte mir nichts Gutes. Ja in der Nacht, die dem Freitage vorherging, an welchem Wilhelm kommen wollte, jagte mich ein schrecklicher Traum vom Lager auf. Ich sah den Wilhelm wieder so mit Blut übergossen, wie er mir damals auf dem Tanzboden vor die Seele trat, als er eben dem Tönnies Hans nachgestürzt war; Hände und Gesicht waren so bleich wie Schnee, die Lippen fahl und um den schloßweißen Hals lag ein blutrother Ring. — Laut schrie ich auf, machte mit zitternden Händen Licht

an und nahm das Gebetbuch und las darin bis zum hellen Morgen.

„Nach elf Uhr kam schon die Marlene ins Haus gesprungen und rief ganz außer sich: „Mutter, Mutter, sie kommen!“ Und als wir vor die Thür liefen, da hörten wir Pferdegetrappel, da bliesen die Trompeten und dann zogen sie über die breite Straße und sangen — Wilhelm hat's nachher noch oft im Hause und auch noch im Gefängniß gesungen: —

„Hört ihr die Trompeten blasen,
Jetzt muß ich mein Leben lassen,
Ich und mancher Kamerad!“

„Ach Gott, ach Gott, da kam er angeritten. — „Mutter, Mutter, Marlene, Marlene!“ rief er und richtete sich hoch im Sattel auf, wir Weiber streckten die Arme nach ihm aus und wollten vor Freuden vergehen. Da ritt er hin mit den Andern; sie mußten erst auf den Gemeindeanger, wo sie ihre Ordres und ihre Quartierzettel kriegten, der Wilhelm kam natürlicherweise zu uns, und sein Rittmeister ritt mit seinem Bedienten zum Schloß hinauf, wo sie ihm das Quartier bestellt hatten.

„Dauerte nicht lange, da kam er angetrabt, der gute, der liebe Junge, sprang vom Pferde, daß alles rasselte und flirrte, drückte mich an seinen blauen Dollmann und seine weißen, harten Schnüre, daß mir fast der Athem verging, aber ich verbiß alles und ließ ihn drücken, ich hätte vor Freuden umsinken mögen. Die Marlene hob er gar wie ein Kind auf die Arme, herzte und küßte sie stumm

und dumm und tanzte wie ausgelassen mit ihr in der Stube umher. Da kamen Nachbarn und der Jochen Heine, da ging es wieder an ein Drücken und Händeschütteln, und da wollte der Eine noch mehr fragen als der Andere, aber Wilhelm sagte — ich hör' es noch wie heute — „Dienst geht vor!“ Und damit sprang er zur Thür hinaus, nahm draußen dem Jungen das Pferd ab und zog es in den Stall, um es abzusatteln und vorschriftsmäßig zu besorgen.

„In der Stube konnten wir uns nicht genug darüber wundern, daß der Wilhelm so ein gewaltiger Husar geworden war. Hatte er vor Jahren hier schon hübsch ausgehaut, so war das nichts gegen jetzt. Zwar war er brauner geworden, aber das sah nicht übel aus, und der blaue Dollmann und der Pelz und die Seehundsmütze mit dem steifen Federbusch auf seinem Krauskopfe, alles saß ihm wie angegossen. Der Marlene liefen die Freudenthränen nur immer so über die Backen. Ach, großer Gott, die Freude sollte nicht lange währen!“ —

Die Altmutter ließ das greise Haupt in die dünnen Hände sinken und machte eine lange Pause. Ich störte sie nicht in ihren schmerzlichen Erinnerungen, die ein Zeitraum von dreißig Jahren und darüber nicht hatte verlöschen können in ihrer Seele. Ich kannte ja aus den Akten und aus anderer Leute Mund das traurige Ende Wilhelms, das noch heute, während ich dies schreibe und nachdem die Rademachers Ilse schon längst neben ihrem Steffen auf dem Friedhofs ruht, in der ganzen Umgegend tief beklagt wird. —

„Fiat justitia et pereat mundus!“ seufzte ich auf und tippte, mich vom Nasen erhebend, der ganz in sich versunkenen Alten mit den Worten auf die Schulter: „Mutter Mademachern, wir wollen nicht mehr davon sprechen, ich weiß ja das andere!“ — Die Altmutter drückte in innigem Einverständniß mit ihren dürrn Händen die meinigen, erhob sich an ihrem Stabe und sagte mir Lebewohl. — Da wandte sie hin den blühenden Hagen entlang, die so viel und so Bitteres in ihrem langen Leben erfahren! „Unser Leben währet siebenzig Jahre, und wenn es hoch kommt achtzig, und wenn's köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!“ — Ja, Mühe und Arbeit macht das Leben süß und die Arbeit ist nicht „improbis“, aber dir, du arme Ilse, haben der Menschen Pedanterien und veraltete Satzungen das durch Arbeit versüßte, lange Leben verbittert und der Marlene haben sie das Herz gebrochen. — „Es erben sich Gesetz und Rechte wie eine ewige Krankheit fort.“ Soll diese Krankheit nicht für die Gesellschaft zur Plage und für Einzelne verderblich, vielleicht tödtlich werden, so ist allerwegen darauf zu achten, daß die gesetzlichen Bestimmungen mit dem Kulturstandpunkte und der Humanität der vorgeschrittenen Zeit im Einklang stehen und daß stets die Billigkeit der Gerechtigkeit die Wage halten hilft.

Nach unserm heutigen Strafgesetzbuche und der üblichen mit den Anforderungen der Zeit mehr in Einklang gebrachten Praxis hätte man den beklagenswerthen Wilhelm Rottbom, der aufs schmähslichste von seinem Gegner gereizt, ja sogar von ihm verwundet worden war und drauf im andauernden Affect der Rache einen unvorsehblichen Todtschlag an ihm

beginnt, wohl auf einige Jahre zum Zuchthaus, aber nicht zum Tode verurtheilen dürfen. Indeß damals geschah das leider, des braven Soldaten Haupt, das in so mancher Schlacht dem Tode kühn die Stirn geboten, fiel auf dem Schaffot unter dem Schwertschlag des Henkers. — Das harte Urtheil entsprach schon derzeit so wenig dem allgemeinen Rechtsgefühl, daß es selbst die rohesten Gemüther empörte und im Dorf ein Krawall entstand, als man trotz alles Bittens und Flehens von Seiten der armen Pflegemutter und der unglücklichen Marlene, dem Hingerichteten kein ehrlich Begräbniß in geweihter Erde gönnte, sondern den Todten der Anatomie ablieferte. Auch hier das „*sic ut justitia et pereat mundus*“, — die Universität hatte eben ihr altverbrieftes Anrecht auf solche Cadaver geltend gemacht! —

Auffällig muß es dem mit den Verhältnissen des norddeutschen Landes, in welchem vor vierzig und mehr Jahren dieser traurige Kriminalfall spielte, nicht bekannten Leser erscheinen, daß hier das Staatsoberhaupt nicht mit der rettenden Macht seiner Gnade einschritt, zumal, wenn er erfährt, daß Wilhelms Oberster und Rittmeister sich die anerkennenswerthe und erdenklichste Mühe gaben, den schmachvollen Tod von dem braven Soldaten abzuwenden, dem nicht allein die ehrendsten Zeugnisse über seine Tapferkeit und Diensttreue, sondern auch die Liebe und Achtung aller seiner Kameraden zur Seite standen. Doch das fruchtete nichts, der Regent war nämlich in England und hatte kurz nach den Kriegen wohl mehr zu thun, als sich ein Langes und Breites über einen armen Delinquenten referiren zu

lassen; und des Regenten Stellvertreter im deutschen Lande fühlte sich damals zu sehr zur angestrengtesten politischen Thätigkeit für die Organisation der neuen politischen Zustände berufen, als daß er in solch „unbedeutendem“ Fall seine energische Vermittlung hätte einlegen mögen. Kurz, der todte Buchstabe, der schon manches Mutterkind getödtet hat, triumphirte, er brach dem Wilhelm Rottbom den Hals und der Marlene das Herz. —

Aus einem alten Buche.

„Der Uebel größtes aber ist die Schuld!“

Ein wunderbar poetischer Zauber durchhaucht die elegische Stille, welche auf den Friedhöfen der Klöster und Stiftskirchen ruht, deren alterthümliche Kreuzgänge in schönen Bogenhallen um den freien, grünen Platz laufen, der mit seinen blühenden Rosen und altergrauen Grabsteinen die Gebeine längst Voraufgegangener bedeckt. Nach allen Seiten durch die Bogenhallen des Kreuzgangs und durch die Mauern des Münsters abgeschlossen, fern vom profanen Treiben und dem Geräusche des Lebens, ist solch ein Ort wie kein anderer geeignet, zur Einkehr in sich selbst anzuregen und die Gedanken auf Menschen, Zustände und Dinge zu richten, welche uns die Hast des modernen Lebens und die gänzlich veränderten Kulturverhältnisse nicht mehr vorführen. — „Pater Ambrosius, obiit 1685.“ — So lautet die einfache Grabchrift auf einem vor mir liegenden Sandsteinwürfel, welcher auf dem vom Kreuzgang umschlossenen Friedhof, halbversunken und von einem üppig wuchernden Hagedorn beschattet, die Asche eines Mannes deckt, der nach einem wildbewegten,

von manchem harten Schicksalschlag getroffenen Dasein endlich in der Entsagung des Klosterlebens eine Sühne seiner ihn durch's Leben geißelnden Schuld, im Grabe Ruhe fand.

In der oberen Halle des Kreuzganges führt, dort wo die seltsam gewundenen Säulen das Gewölbe tragen, die kleine Spitzbogenthür zur alten Klosterbibliothek; von dort holte ich mir das sauber geschriebene Buch, welches der hier Ruhende über sein Leben und seine Schicksale hinterließ. Auch dieser alte in Pergament gebundene Band ward so ruhelos hin und her geworfen wie der Mensch, von dessen Leben er aphoristisch und dunkel erzählt, bis dann im Kloster die zweite Hälfte seiner jetzt vergilbten Blätter mit ruhigerer Hand auf's zierlichste mit Gebeten, frommen Sprüchen, Prophezeihungen, geistlichen Betrachtungen und medicinischen Recepten beschrieben wurden.

Dieser Pergamentband hat vor mehr als zweihundert Jahren im Schnappsack des wilden Soldaten ganz Deutschland durchwandert, das Feuer der Schlachten hat ihn verschont, und könnte er reden, er würde uns noch umständlicher als der Simplicissimus und Philander von Sittewald von jener wilden Zeit erzählen. Dietrich Storr, der nachmalige Vater Ambrosius, den Schuld und Neue unter die Soldaten trieben, erzählt uns auf diesen Blättern nur wenig und dürftiges über die Kriegenoth; er hat auf jedem Blatt genug mit sich und seinem Gemüthszustande zu thun und wird erst redseliger, wenn er erzählt, daß er die Schweden und seinen Glauben verlassen und das Klosterleben gewählt habe. Die ewige Selbstanflage um das traurige Geschick

von „Anneken Martens“ zieht sich wie ein rother Faden durch höchst dürftige Schlachtberichte und durch die Schilderung der Noth, welche Dietrich als Gefangener und Versprengter erlitt; hin und wieder nur scheint den Verfasser eine so heitere Stimmung überkommen zu sein, daß er Soldatenlieder niederschreiben konnte, von welchen uns das folgende am besten gefällt:

Warumb sollen wir dann trawren,
 Und weinen uberall,
 Haben wir doch dicke Mauern,
 Und liegen hinterm Wall.
 Blanker Soldat,
 In unserm Drnat,
 Frisch auff Soldat,
 Gott helff uns früh und spat.

Wir haben ein praven Helden,
 Dazu frisch junge Leut,
 Wir ziehen damit zu Felde,
 Und machen frische Beut.
 Blanker Soldat,
 In unserm Drnat,
 Frisch auff Soldat,
 Gott helff uns früh und spat.

Der König aus Schweden Lande,
 Der große General,
 Dem dienen wir z' Wasser und Lande,
 Lassen uns auf ihn all.
 Blanker Soldat,
 In unserm Drnat,
 Frisch auff Soldat,
 Gott helff uns früh und spat.

Wann andere Leute schlaffen
 Und ruhen in der Nacht,
 So ziehn wir an die Waffen,
 Und schießen das es kracht.
 Blanker Soldat,
 In unserm Ornat,
 Frisch auff Soldat,
 Gott helff uns früh und spat.

Ihr Capitainen alle,
 Ihr Cavallierer gut,
 Ewer Ruhm geht mit schalle,
 Habt nur ein guten Muth.
 Blanker Soldat,
 In unserm Ornat,
 Frisch auff Soldat,
 Gott helff uns früh und spat.

Jetzt treten wir zusammen,
 Und lißern eine Schlacht,
 Ein jeder seinem Namen,
 Groß Lob und Ruhm jetzt macht.
 Blanker Soldat,
 In unserm Ornat,
 Frisch auff Soldat,
 Gott helff uns früh und spat.

Mit solch frischem, muntern Liede mochte Dietrich
 vielleicht ab und an die Stimme seines nagenden Gewissens
 übertäuben; auf lange Zeit scheint ihm das jedoch nicht
 gelungen zu sein, denn der Name Annecken Martens und
 die Bitte zu Gott um Vergebung unterbricht ihn oft mitten
 im Niederschreiben eines Liedes, so daß uns die folgenden
 Verse verloren gehen. — „Die Zeit lindert jeden Schmerz“,

sagt man. Das ist nur bedingt wahr. „Der Uebel größtes ist die Schuld“, die Qual der Schuld folgt dem Schuldigen bis an den Rand des Grabes: „*Cupio dissolvi, ne malo vitae meae exemplo aliis sim, et maneam causa ruinae spiritualis! O clementissime Jesu! ego miser peccator deprecor te, ut respicias in me miserum homiliter veniam petentem.*“ — „Anneken Martens“ steht am Rande des Blattes, welches obige Seufzer aufbewahrt, es ist das letzte beschriebene Blatt im Buche, die Schrift, die es trägt, ist die verzerteste und undeutlichste, welche das Buch zeigt, zweifellos hat sie Vater Ambrosius kurz vor seinem Hinscheiden niedergeschrieben.

Was quälte den unglücklichen Mann bis zum Grabe, und was hatte er mit Anneken Martens? Ich will versuchen aus den dürftigen, von ewigen Selbstanklagen unterbrochenen Notizen die Geschichte von Dietrich Storr's Schuld kurz und im Zusammenhange zu erzählen.

Dietrich Storr war der Sohn begüterter Eltern in einer niedersächsischen Stadt, die sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts außerordentlich durch Handel und Gewerbefleiß gehoben hatte und die sich auch im folgenden Jahrhundert trotz der Schrecken und Verwüstungen des großen deutschen Kriegs ihre Wohlhabigkeit erhielt. Dietrich's Eltern mochten das einzige Söhnlein wohl verhätschelt haben, denn ein Thunichtgut scheint er in seinen jungen Jahren gewesen zu sein; darauf deuten weniger die selbst für jene Zeit äußerst unflätigen, lateinischen Stammbuchverse, als vielmehr der Umstand hin, daß er in Erfurt relegirt wurde und bei Strafe des Stranges die Stadt

nicht wieder betreten sollte. Es gehörte in jener rohen, wilden Zeit schon viel dazu, wenn man mit solcher Strafe und Drohung gegen einen Studenten einschritt, denn auf ihre Privilegien gestützt, durften Studenten ungestraft Dinge begehen, die heutzutage mit Zuchthaus geahndet werden würden. Gemeine Diebstähle, von Studenten begangen, gehörten zu den gewöhnlichsten Vorkommnissen, grobe Körperverletzung, Hausfriedensbruch und Gewaltthaten aller Art waren an der Tagesordnung. Welches Verbrechens sich Dietrich schuldig gemacht hat, wird aus den Aufzeichnungen nicht klar, wahrscheinlich hat er sich desselben in aufrichtiger Reue so sehr geschämt, daß er es dem Papier nicht anvertrauen mochte. Bald nachher starben unserm Wildfang die Eltern, und er übernahm mit ihrem bedeutenden Vermögen den ausgedehnten Garnhandel, welchen der verstorbene Vater länger als ein Vierteljahrhundert mit dem besten Erfolge betrieben hatte.

Viele Blätter erzählen von den unendlichen Plackereien, welche die „Kramergilde“ dem ehemaligen Studenten machte, der ohne Weiteres das Geschäft seines Vaters fortsetzen wollte. Aber quod non! das ging nicht in jener goldenen Zeit des Zunftzwanges; der ehemalige Student, angehende Doctor und reiche Mann, mußte sich nach einer Reihe verllorener, kostspieliger Prozesse bequemen, als Lehrling bei einem Kramer in die Lehre zu treten und darauf noch eine vorgeschriebene Zeitlang als „Kaufmannsknecht“ (Commis) fungiren, bevor ihm erlaubt wurde, das inzwischen administrierte Geschäft des Vaters fortzutreiben und als echtes und rechtes Mitglied der Kramergilde angesehen und aufgenommen

zu werden. Er sollte es nicht lange bleiben, denn Dietrich Storr lud schon als Knecht die Schuld auf sich, die ihn mit der Furiengeißel durch's Leben trieb.

Bei dem in ziemlich dürftigen Umständen lebenden Kramer Henning Martens war Dietrich wohl deshalb in die Lehre getreten, weil er den Mann durch einen bedeutenden Vorschuß von sich abhängig gemacht hatte; so zu seinem „Lehrprinzen“ gestellt, durfte er nicht fürchten hart wie jeder andere Lehrling gehalten zu werden, was er sich bei einem von ihm unabhängigen Kramer, trotz seiner reifen Jahre, seines Reichthums, und seines ehemaligen academischen Bürgerthums wohl oder übel hätte gefallen lassen müssen. Zu Henning Martens aber scheint sich, verschiedenen Andeutungen zufolge, Dietrich so gestellt zu haben, daß er als der Herr im Hause erschien, und diese Stellung mochte wohl der leidenschaftlichen Neigung zu statten kommen, die er für das, seinen Seufzern und Versen nach zu schließen, bildhübsche Löchterchen vom Hause faßte. Menichen („Annecken“) Martens liebte den vornehmen, leichtsinnigen Knecht, der demnächst einer der reichsten Kramer wurde, vielleicht mit derselben Gluth wie Gretchen ihren Faust, und wie Gretchen mag das arme Kind, als es zum Schlimmsten gekommen war, geseufzt haben:

Doch — alles was dazu mich trieb,
Gott! war so gut! ach war so lieb!

Den Dietrich Storr trifft laut seiner Selbstanklage die schwere Schuld, daß er das arme, verführte Mädchen treulos verließ und der Verzweiflung und dem gräßlichsten Gesche

anheimgab, um von niedriger Habucht bestimmt, eine reiche Wandschneiderstochter zu heirathen, die „frisch und rustig“ (rüstig, wohlauf, wohlgemuth) im Fenster lehnte, als man das unglückliche Anneken, welchem wegen Kindesmord „aus Gnaden das Schwert zuerkannt war“, auf den Marktplatz führte und vor der gaffenden Menge hinschlachtete.

Dietrich Storr, dessen schwere Schuld uns aus den ewig durch Gebete unterbrochenen Aufzeichnungen in ihrem ganzen Umfange nicht recht klar wird, verließ Vermögen, Haus und Weib und diente in dem inzwischen ausgebrochenen Kriege zunächst dem Dänenkönig, der in der Schlacht bei Lutter am Barenberge unterlag. Nichts vermag auch wohl das Schuldbewußtsein erfolgreicher zu übertäuben als der Donner der Schlachten, als der ewig drohende Tod, der den im Herzen nagenden Wurm des Gewissens mit dem Herzen selbst zu zermalmen verspricht. Aber Dietrich Storr fand in allen Schlachten und Scharmüszeln den Tod nicht, den er suchte, und der ihm „vom sauern bittern Brode helfen sollte.“ Das blutige Gespenst des unglücklichen Mädchens verfolgte ihn überall, und seine Geißel blieb ihm fühlbar während aller Schrecken und Gefahren des verwüstenden Krieges. Nach der Schlacht bei Nördlingen in die harte Gefangenschaft der Kaiserlichen gerathen und nahe daran sich selbst den Tod zu geben, rettete ein „frommer Jesuiter seine Seele.“ — Mehrere Bogen des alten Buchs erzählen nun in breitem Wortschwall von Dieterichs Conversion, von der Vergebung, welche nur in der „einen, wahren“ Kirche zu finden sei, von Bußübungen und von den Sünden und Lasten dieser Welt.

Der Name Anneken Martens findet sich seltener und nie ohne ein Gebet für ihre arme Seele.

Ueber seine Aufnahme in den Capuzinerorden geht Dietrich Storr oder vielmehr jetzt Pater Ambrosius kurz hinweg, und sein Tagebuch wird von Blatt zu Blatt eiförmiger. Im Jahre 1662 sollte ihm auch die Ruhe des Klosterlebens wieder gestört werden; ein durch die Umtriebe der Jesuiten hervorgerufener Aufstand der protestantischen Bürger der Stadt, endete mit der Vertreibung der Mönche und der Aufhebung des Klosters, Pater Ambrosius ward wiederum in die Welt hinausgeschleudert, fand aber bald Aufnahme und Verwendung bei den Chorherren der Stiftskirche, auf deren Friedhofe er jetzt ruht.

Während seines geistlichen Lebens bei den Chorherren setzte Pater Ambrosius sein Tagebuch fort, verzeichnet aber nur geistliche Betrachtungen und medicinische und moralische Vorschriften, hin und wieder in ganz guten lateinischen Versen. So ist wohl ein Gedicht des Druckens und Aufhebens werth, in welchem er den Priestern als das beste Mittel gegen Ungemach und Verführung empfiehlt, stets zu Hause zu bleiben. Dasselbe trägt die Ueberschrift: *Medicina et cautela pro sacerdotibus* und lautet wie folgt:

*Si vis pace frui, si vis gaudere quiete,
paucis contentus, disce manere domi.*

*Est in eundo foras tentatio multa, videndo
ut te non vincat, disce manere domi.*

*Ne sol, neve gelu, nebulae, vel putridus aër
laedere te valeant, disce manere domi.*

*Rixae, vel potus, rabidus canis, aut fera sylva
ne tibi damna ferant, disce manere domi.*

Ne tibi visa diu mentem de nocte molestat
 foemina pulchra foris, disce manere domi.
 Tutior ut fias, nam raro fulmina quemquam
 sub tecto feriunt, disce manere domi.
 Ora, scribe, stude, lege, canta, carmina pange,
 semper agens aliquid, disce manere domi.
 Non dico nautis, non his, qui rura colendo
 vivere, vel nemorum scindere ligna solent.
 Non his, qui curant vites, non dico colonis,
 sed tibi presbytero, disce manere domi! —

Anneken Martens. Miserere Domine! O regina Martyrum,
 o speculum afflictorum, ora pro nobis! so lauten die
 Worte, welche allein das auf jenes Gedicht folgende Blatt
 füllen. — Vielleicht war der Name Anneken Martens, neben
 der Anrufung Gottes und seiner Heiligen, der letzte Seufzer
 des unglücklichen Mannes, dessen Buch wir hier in der
 Hand halten und an dessen bemoostem Grabsteine wir stehen.
 Er hat seine Schuld schwer gebüßt und fand erst die lang
 und vergebens gesuchte Ruhe auf diesem Friedhofs, in dessen
 geheiligter Stille Säulenumrankender Epheu und Cypressen
 seltsam und überwältigend ein leises Schlummerlied flüstern;
 es ist, als hörten wir den Hauch des Engels der Ver-
 söhnung, welcher darüber wacht, daß den hier einsam Be-
 grabenen der Leid und Schuld vergeßennachende Schlummer
 erhalten bleibe.

Teufelsgespenste.

Es ist ein freundlicher Sommernachmittag, lieber Leser, an welchem mir der wunderliche Einfall kommt, einige vergilbte Aktenstücke von Anno 1611 zur Hand zu nehmen, um dir und mir daraus zu referiren. Von meinem weinumlaubten Fenster aus blicke ich in einen lieblichen Garten, hinter welchem ein bewaldeter Hügel sanft aufsteigt, an dessen schattigem Rande sich fröhliche Menschen um ein Musikcorps geschaart haben, welches die stille, heitere Luft mit den langgetragenen Tönen einer schönen Hornmusik erfüllt. Bunte Banessen und Melitäen spielen und tanzen vor mir in dem leise flüsternden Ahorn, jagen einander im raschen Fluge durch den Garten und umflattern neckisch, als ob sich Gleich zu Gleich gesellen wollte, die Gruppe der hübschen, jungen Mädchen, welche sich dort in ihren sommerlichzarten, bunten Flügelfleidern zum Spiel versammelt haben. — Heiter und wonnig ist das menschenbelebte Landschaftsbild, welches sich vor mir aufgerollt hat und man könnte nichts Besseres thun, als sich in den Rahmen des schönen Bildes mit aufnehmen zu lassen und fröhlich mit den Fröhlichen zu sein; statt dessen ziehe ich es vor, meinen Blick von

den hübschen, lebendigen Bäumen, Blumen, Faltern und Mädchen abzuwenden und mein Ohr dem eben vorgetragenen Liede vom „Alpenhorn“ zu verschließen, um Phantasie und Gedanken auf ein Bündel todter und halbvermoderter Papiere aus vergangenen Jahrhunderten zu richten. Das bringt nun einmal das Geschäft des Kulturhistorikers so mit sich, daß er in's volle frische Leben hineinschauend, immer gern Parallelen zwischen dem Sonst und dem Jetzt zieht und daß ihn, wo sich nur immer ein Anknüpfungspunkt bietet, das Lebendige an das Erstorbene erinnert. Doch ist es nicht die langweilige, triviale Klage über die Vergänglichkeit des Irdischen, oder gar das traurige memento mori! des Karthäusers, welches dem Freund vergangenen Lebens und vergangener Sitte in den Sinn kommt, wenn er auf die schöne Gegenwart blickt, nein, frisch und freudig weht ihn des gegenwärtigen Lebens „grüner, goldener Baum“ an, aber er kann es nicht verhindern und hat es vielmehr gern, wenn die flüsternde, goldene Blätterkrone dieses Baumes ihm wunderbare Mähren von ihrem allmäligen Wachsthum und Gedeihen erzählt. — —

Die vergilbten Papiere, welche ich zur Hand nehme, erzählen eine Geschichte, deren Schauplatz vor zweihundert und einundfünfzig Jahren jene Landschaft war, welche sich unter meinem Fenster ausbreitet und sie erzählen eine wahre Geschichte, denn wenn mir auch die Originalacte mit ihren erbaulichen Klagen über das „gottvergeßene junge plut und die Teufelsgespenste“, welche dort am Waldrande und auch wohl hier unten im Garten ihr Wesen trieben, nicht vorliegt, so ist es doch eine mit folgenden Worten

beglaubigte, gleichzeitige Copie: „Diligenter auscultata et collationata haec copia cum vero originali de verbo ad verbum concordat. Id quod ego Wolfgangus Siebener Imperiale autoritate Notarius publicus hac mea subscriptione testor.“ — Mit diesen veralteten lateinischen Brocken aus der Kanzleistube wollen wir gleichsam eine Brücke schlagen, welche unsere Phantasie aus dem frischen civilisirten Leben in das alterthümlich naive und abgestorbene überführen soll, doch damit soll's auch des Kanzleistyls genug sein und ich werde, so gut es gehen will, aus den verzwickten Schnörkeln und ermüdenden Weitschweifigkeiten der actenmäßigen Darstellung eine abgerundete Erzählung zu formen suchen, welche sich treu an die wesentlichen Facta halten und zugleich die alterthümliche, naive Färbung bewahren soll. Orts- und Personennamen sind aus Rücksicht auf noch lebende Nachkommen der in diese Teufelsgeschichte verwickelten Persönlichkeiten verwischt oder abgeändert. — Also: „Es war im Erntemonat in der Nacht nach Johannis Enthauptung, als sich mit der Frau Kanzlerin zu W** ein wunderlich Ding zutrug. Eben hatte besagte Kanzlerin den Abendsegен gesprochen und den Fuß gehoben, um ins Bett zu steigen, als es ihr seltsam im Leibe „grummelte“ und sie nicht anders vermeinte, als es wolle ihr ein Natürliches begegnen. Als die ehrbare Frau sich nun anschickte, Menschliches zu thun, fuhr es von ihr wie ein schwarzer Schatten und schwang sich zu Häupten des Bettes, wo es Gestalt gewann und sich gleich einem hundsköpfigen Affen niederließ. Der Kanzlerin stockte vor Schrecken der Odem und sie vermochte das „Alle guten Geister loben“ nicht

über die Lippen zu bringen. Da lachte und mäckerle es von einer feinen Jungfernstimme laut im Alkoven, wo die Jungfer Phie ihr Lager nahm, die Phie aber war der Kanzlerin Schwesterkind und wurde als eine elternlose Waise im Hause erzogen. Schaut', Frau Ruhme, rief unter lautem Lachen die Phie, habt ihr je solch wackern, schmucken Gesellen gesehen, das ist mein lieber und charmanter Cavalier! Darauf verstummte das Mägdlein, und es war als ob sie Alles halb im Traum gelacht und gesprochen habe, denn gleich darauf schnarchte sie laut und war auch das „Teufelsgepenst“ verschwunden. Die Kanzlerin aber stöhnte laut aus tiefem Herzen und stieg mühsam mit schlotternden Knieen ins Bett, wo sie bis an den lichten Morgen in kaltem Schweiß gebadet lag.

Als die Magd die Frau Kanzlerin zum Morgenimbiß abholte, erschrak sie sehr ob der Blässe und des gotteserbärmlichen Aussehens der gnädigen Frau und meinte nicht anders, als daß ein großes Gebreche die Kanzlerin befallen habe, führte sie zur Stuben hinab und wollte dann gleich zum Arzt laufen. Die Kanzlerin aber bedeutete ihr zu bleiben und keines Menschen Seele ein Wörtlein zu sagen. Da verwunderte sich die Magd und ging kopfschüttelnd zur Küche. In der Stube traf die Kanzlerin ihren Gemahl, der zwar ein alter siecher Mann war, aber heute am Morgen so hinfällig und matt da saß, als ob er aus dem Grabe wiedergekehrt wäre, also daß die Frau fast vor ihm erschrak wie in der Nacht vor dem Teufelsgepenste. Die beiden Eheleute starrten einander an und sprach Keins ein Wörtlein, bis der Kanzler anhub: Dir

ist nicht wohl um's Herz, liebe Frau, hast du eine üble Nacht gehabt wie ich? — Da erzählte die Kanzlerin, was ihr begegnet und verschwieg auch nicht die seltsamen Reden der Phie. — Nun so mag der Herr uns und unserm Hause gnädig sein, sprach der Kanzler, es zieht ein böß Wetter über uns auf, auch mir ist ein grausam Teufelsgepenst erschienen gleich einer Jungfrau mit Gänßfüßen, die wollte die Nacht mit mir tolln und als ich mich kreuze und segne und herzhast das Teufelsgepenst anschau, hat es unserer Phie Wesen und leibhaftige Gestalt gehabt. Hernach ist's ausgefahren wie ein schwarzer Schemen und hat einen Odem hinterlassen, der mir noch schwer auf Lung' und Leber liegt. Der Herr bewahre uns in Gnaden!

Raum hatte der Kanzler seine Rede zu Ende gebracht, als es laut zur Stube hereinträllerte und sang, das that die Jungfer Phie, die frisch und schön wie ein Mairöschchen war, aber hinter dem rosigen Schein steckte ein bößer Wurm, wie dem Leser bald hell werden wird. Das Mägdlein wollte den Oheim und die Muhme gewohnter Weise küssen und ihnen die alten Wangen streicheln, aber die Kanzlerischen wichen schon vor ihr zurück und wehrten ihre Hände ab. Da that die Phie sehr verwundert und fing endlich jämmerlich zu flennen an, der Kanzler nahm das Gebetbüchlein und sprach laut ein Gebet gegen den bösen Geist, das sprach die Kanzlerin mit gefalteten Händen von Wort zu Wort nach, die Phie aber ging weinend zur Thür hinaus.

Von der Zeit an gab's nur Schrecken und Noth in dem Kanzler'schen Hause, denn das Unwesen mehrte sich von Tage zu Tage, also daß die Sache ortskundig wurde

und weder Magd noch Knecht im Hause bleiben wollte. Nun nahm sich der hochwürdige Magister Neumann von St. Pauli nebst einigen Prädikanten der Sache eifrigst an und ließen sich von den Kanzler'schen von Grund aus erzählen, was sich vom Anfang mit den Gespenstern begeben und zugetragen. Da konnte es denn nicht verbleiben, daß die Jungfer Phie ihren Theil bekam und arge Reden über sie umgingen. Der ehrenfeste und fromme Magister Neumann nahm das junge Blut eifrig ins Verhör und sparte weder Ermahnung noch Gebet. Die Phie aber that ganz ungebärdig, flennete, schrie und sprach, sie wisse von keinem Teufelsgespenst und wisse auch nicht, warum die Leute sie so plagten.

Wie aber das böse Treiben und Thun, wenn es erst einmal in der Leute Mund ist, aus dem Verborgenen ganz ans Licht steigt, indem der Eine dies, der Andere jenes gehört und gesehen zu haben sich erinnert, so kam der teuflische Unfug, den die Jungfer Phie zum Schaden der Leute und zum Schaden ihrer eigenen Seele Jahrelang getrieben, mit einem Male klar an den Tag, also, daß sich die Obrigkeit ins Mittel legte und die arg beschriene Jungfer gefänglich einzog. — Darüber waren die Kanzler'schen von Herzen betrübt, maßen es doch ihr eigen Fleisch und Blut war, was man in den Herenthurm legte, auch hatten sie die Jungfer bis zu den Tagen, wo ihre Bosheit an den Tag kam, immer wie ein leiblich Kind gehalten. Aber der hochwürdige Magister Neumann tröstete die Betrübten und legte es ihnen an's Herz, daß das Mitleid mit einem so gottvergeffenen jungen Sündenack selbst eine schwere Sünde

sei und, daß sie sich wohl vorsehen möchten, nicht auch in die Schlingen des Bösen und seiner Gesellen zu fallen. Da fügten sich die Alten denn mit schwerem Herzen und bezeugten in angestellter Inquisition und Confrontation auf ihren Eid: Zum ersten, daß die Jungfer Phie ihren höllischen Galan „lästerlicher und liederlicher Weise“ der Frau Kanzlerin in den Leib geschickt und selbiger als ein „Bombum“ von ihr, der Frau Kanzlerin, ausgefahren sei, worauf sie, die Phie, das Teufelsgespenst mit lieblichen Worten angesprochen habe, gleich als ob es ihr Herzensschatz gewesen. Deßgleichen bezeugte verlangtermaßen der Kanzler: Zum zweiten, daß die Phie mit Gänzfüßen über Nacht Tollens halber vor sein Siechbett getreten sei, wolle aber nicht darauf schwören, ob solches ein böß Traumgesicht oder die Jungfer Phie in wirklicher, leibhafter Gestalt gewesen. — Die alten Kanzler'schen kamen auch zu Thränen, als die Phie bei der Confrontation wieder jämmerlich klagte und schrie, sie wisse von nichts Bösem, die alten Leute würden von Träumen und vom Alp geplagt, und was die andern Zeugen aussagten, sei eitel Phantasei und ihr Alles auf den Hals gelogen. —

Der andern Zeugen wurden aber einundzwanzig genommen, und unter ihnen hatten Andreas der Hirt und Clausen Steins Wittve des Gräulichen und Abscheulichen von der Phie und ihrem Anhang so viel gesehen, daß es dem Gerichtshalter und den Beisitzern ganz heiß in den Köpfen wurde, da kein Ende des Processes abzusehen war. Denn siebenzehn Jungfern und junge Gesellen, die dazu noch guter Leute Kinder waren, wie der junge Rentmeister

vom Schloß, die Seitners Eva, und die Fragners Else, die mit „gereideltem“ Haar und Federbüschen ging, waren im Geschrei, und war die Mäufekätze, so als eine Dienerin fungirt und die Speisen und den Wein zu Holze getragen, das einzige „gemeine Mensch“ unter dem verteuflten Gefindelein. Da kamen grausame Dinge an den Tag, und was das Unerhörteste und Frechste war, so hatte das junge Sündenblut schon zwei Sommer hindurch ohne Scham aller Dinge theils in Kanzlers' Garten, theils vor dem Holze am hellen Tage, nicht ohne merkliches Zuthun böser Geister und „Augenverblendung“, Herentänze gehalten und unter dem Vorwand, daß sie allerlei „Schimpf“ (Spiel) und Tanz mit einander trieben, dem Vater der Lügen offen und vor aller Welt gedient. Die Phie war immer Aller „Fähnchenführer“ gewesen und hatte die Ordres gegeben wie das Spiel anzufangen, hatte sich auch nicht wie eine sittsame Jungfer gehalten, sondern stets mit gluthrothem Gesicht unter den Andern gelacht und getollt, so daß viel Kopfschütteln entstand und die Leute meinten, es wäre gut, wenn die Kanzlerischen ein besser Auge auf das junge Blut hätten. — So Klausen Stein's Wittve. — Andres der Hirt sagte aus, wie er und Kersten Stallmann im Frühsommer Stockrodens halber im Busch gewesen, als wieder ein Tanzen und Tollen von dem jungen Volk unter der Siebeneiche angestellt gewesen, da habe auch die Phie ohne Scham aller Dinge eine „Zigheinerische Bettel“ von dem Volk, welches der Kastenpfleger versprengt, in den Kreis geführt und sich und den Andern weissagen lassen. Möchten wohl gar grobe Zotten und unfläthige Ding gewesen sein, so

die Bettel fürgebracht, denn alsbald hätte die Gesellschaft unter lautem Lachen sich bei den Händen gefaßt und einen überaus tollen und tobichten Reigentanz um die Bettel ausgeführt. Darauf sei's mit einem Mal pechschwarz heraufgezogen und das gräuliche Hagelwetter niedergegangen, wodurch die Gemeinde in so großen Schaden gekommen. Er und der Kersten seien bei dem gräulichen Unwetter nicht aus dem Beten gekommen und hätten nicht aufschauen mögen, denn hundert und aber hundert hundsköpfige Teufelsgepenste seien ihnen zu Häupten durch die Wolken gegangen. Wo die Tanzgesellschaft geblieben, hätten sie nicht wahrgenommen, denn als das Unwetter vertobt und sie aus dem Busch gekrochen, sei keines Menschen Seele weder auf dem Ager noch im Felde gewesen. Rings um die Siebeneiche aber, grade da, wo sie den Tanz geführt, habe mitten in der Patschnäße das Gras ganz dürr und wie verbrannt gelegen. Da hätte er's wohl gleich dem Kersten gesagt, daß da nichts Gutes vorgegangen, aber Kersten habe gemeint, man solle sich das Maul nicht verbrennen, drum habe er geschwiegen, jetzt aber, da die Sache zum Himmel schreie und er reden müsse, habe er der Wahrheit nach gesprochen.

Auch Kersten Stallmann stimmte von Wort zu Wort mit Andresens Aussage, und was die übrigen Zeugen ad protocollum gaben, war alles so angethan, daß die Herren alsbald zur Verfestigung der Seitners Eva, der Fragners Else und des übrigen jungen Volks schritten; der junge Rentmeister, der sich immer für einen Schatz der Phie ausgegeben, — obwohl sie, der Herr bewahre uns

in Gnaden! einen ganz andern haben mochte — war entwischt, und der Böse hatte es ihm vorbehalten, zweifelsohne durch seine teuflischen Künste, das Schwert der Gerechtigkeit aufzuhalten. Denn schon hatten die Herren, weil die Phie, die Eva und die Else Alles, was man ihnen Schuld gab, gröblich und halbstarrig läugneten, gegen die drei auf die scharfe Frage erkannt und Meister Peter ölte bereits seine Schrauben und wickte seine Schnüre, als seine fürstliche Gnaden einen Trupp Kürassier nebst einem Commissarius mit dem gemessenen Befehl nach W** schickte, auf der Stelle mit der Procedur gegen die vermeintlichen Hexen und Zäuberer einzuhalten bei Straf fürstlicher Ungnade und höchster Leibes- und Lebensgefahr. Mit dem Commissario war aber auch der junge Rentmeister hoch zu Ross angekommen und that gar hoffärtig und übermüthig.

Was konnten die hochweisen und gewissenhaften Herren thun? Sie mußten das verteuflte Gesindlein nach geschworener Urfede laufen lassen, und die Phie, die Eva und die Else lief jede mit einem Schatz auch weit genug davon. Die Phie hing sich an den Rentmeister und zog in's Kurmainzische, doch hat sie keinen Segen von ihren Pflegeeltern, den Kanzlerischen, mitgenommen; sind auch die beiden alten Leute bald darauf in Bekümmerniß verstorben. —

Nach einigen Jahren hat man denn wohl einsehen müssen, welch ein Teufelsgesindlein durch die Lappen gegangen war, denn die, so in W** zurückgeblieben, konnten von dem alten bösen Treiben nicht lassen, buhlten offenbar

mit Teufelsgespennern, verdarben Menschen und Vieh und schädigten die Saat, so daß sie wiederum zur Inquisition gekommen, ihren wohlverdienten Lohn empfangen und theils nach erhaltenem Staubbesen des Landes verwiesen, theils aber durch Meister Peter vom Brode geholfen wurden. Die Mäusefäthe, die auch überführt war, Henning Nolten's Scheune mit Feuer angestoßen zu haben, sollte „geschmeucht“ werden, aber seine fürstliche Gnaden haben wiederum Gnade vor Recht ergehen und das böse Mensch nur verbrennen lassen. Welch ein allzeit auf Schaden und Verderbniß denkender Sündensack aber diese Mäusefäthe war, zeigte sie noch in ihrer Todesstunde auf dem Scheiterhaufen, maßen zweifelsohne durch ihre teuflischen Künste das dürre Gras und Haidekraut an der Siebeneiche, wo sie verbrannt wurde Feuer fing, welches Feuer vor den auseinander fliehenden Menschen alsbald in den Busch und von da ab, durch den Teufel angeblasen, in die Fichten lief und einen Waldbrand anrichtete, der an 186 Morgen guter Holzung verdarb.“ — —

Jetzt aber zum Teufel mit dem Teufel und seinen Gespenstern, mit Anno Toback und mit den vergilbten Papieren! „Von der Alpe tönt das Horn, gar so zauberisch wunderbar“, blasen sie wieder drüben vom Berge her, ein herrlicher, lauer Sommerabend zieht herauf, die jungen Mädchen unter mir im Garten lassen ihre hellen Stimmen im fröhlichen Gesang erklingen und ich muß hinaus, um fröhlich mit den Fröhlichen zu sein. Da will ich unter der von vielen Lämpchen erstrahlenden Siebeneiche, statt nach gelben Papieren nach gelbem Wein aus Rüdesheim

greifen und mit vernünftigen Leuten der guten neuen Zeit ein fröhliches Vivat! allen bösen, mit dem Aberglauben und der Rohheit vergangener Zeiten liebäugelnden, schwarzen Gefellen aber ein grimmiges Vereat! bringen.

Spaziergang.

Die alte deutsche Reichsstadt, auf deren Marktplatz wir stehen, lieber Leser, war einst durch die Tüchtigkeit und Wehrkraft ihrer Bürger, durch den Reichthum und die Macht ihrer regierenden Geschlechter, vor vielen andern Städten des Reichs hoch angesehen in deutschen Landen; sie war ein Bollwerk des neuen, an dem Selbstgefühl der Volkskraft erstarkten Geistes, der nach der hingeworfenen Blüthe des Ritterthums in den Städten aufwachsend, das Bewußtsein der Nation mit neuem Inhalt erfüllte und jene kraftvollen Stadtgemeinden schuf, die Königen den Handschuh hinwarfen, mit deutschen Flotten die Meere beherrschten, hinter ihren gewaltigen Festen und Mauern das Handwerk zur deutschen Kunst verklärten und jene stolzen Bauten aufrichteten, die Jahrhunderten trogend uns noch heute, als altergraue, ehrwürdige Denkmäler, von der Vorväter Kraft und Gemeinsinn erzählen. Dies zur Zeit der schönsten Blüthe der Gothik erbaute Rathhaus, vor welchem wir stehen, ließ das reiche Geschlecht der Hagen fast ganz aus eigenen Mitteln herstellen und jene ergrauten stattlichen Häuser mit ihren zackigen Gie-

beln und schönverschlungenen Siebelblumen, welche gleich kostbaren Kameen den glatten Ring der geschneigten Neubauten unterbrechen, der den Markt umgiebt, entstanden in einem von regem Kunstsinne geleiteten Wettstreit mächtiger Patrizier, die mit dem Selbstgefühl römischer Senatoren zu dieser uralten Rathhaustreppe aufstiegen. — — Dort oben hinter den Wappenbemaalten Scheiben, war damals der große Rathhausaal und da wurde gar manches berathen und beschlossen, ohne daß man viel danach gefragt hätte, was Kaiser und Reich dazu sage, mancher muthige Beschluß, der Macht und Kraftentfaltung der Gemeinde forderte, ward dort gefaßt, aber auch manche von Engherzigkeit, Vorurtheil, Aberglauben und Rohheit geleitete Sentenz ward in jenen Räumen gesprochen. Dort wurden die Protokolle zu den Herenproceßakten aufgenommen, welche heute noch in grauenhafter Fülle das Archiv bewahrt, dort wurden die unmenschlichen, oft mit dem beschworenen Kaiserlichen Recht in Widerspruch stehenden Urtheile gefällt, die das alte vergilbte Maleficbuch aufweist, dort brach eines lüsternen Weibes Bosheit zwei liebende Herzen, deren in Stein gebildete Träger Du in der Mauer-nische oben am Rathhausthurm stehen siehst, als eines der alten Wahrzeichen der Stadt. Vor vielen hundert Jahren, waren diese verwitterten, einen Mann und eine Jungfrau vorstellenden Gebilde neu und frisch, da hatte sie, wie das Volk sagt, der Kaiser zum ewigen Gedenken eines ungerechten Urtheilsspruchs und zur Warnung für alle ungerechten und unvorsichtigen Richter dort aufstellen lassen. Der oberste Rathsherr und regierende Bürger-

meister nämlich hatte eine hübsche, dienende Magd im Hause, gegen deren Schatz, den Stadtpfeifer, die lüsterne Bürgermeisterin in wilder Liebesgluth entbrannte, und als nun der Stadtpfeifer vor ihr floh, wie einst Joseph vor Potiphar's Weib, verwandelte sich ihre Liebe in den grimmigsten Haß und die Eifersucht gegen ihre Magd trieb sie zu einem schrecklichen Verbrechen; sie legte verthohlener Weise ihres Mannes silbernen Ehrenpokal in die Truhe der Magd und wußte, als man das Kleinod vermißte, geschickt den Verdacht auf die Magd und ihren Schatz zu lenken. Als man nun beim Nachsuchen den Pokal in der Truhe des unschuldigen Mädchens fand, ward es mit dem Stadtpfeifer in den Thurm geworfen, und die grausamsten Folterqualen, zwangen die Unschuldigen, sich zu einer Schuld zu bekennen, die sie doch nie begangen. Zum Tode durch das Schwert verurtheilt, entsprang aber, als Meister Hämmerling sein graues Amt verrichtet hatte, zum Entsetzen aller Umstehenden, Milch statt des Blutstrahls aus den enthaupteten Leibern und der Zorn Gottes rührte auf der Stelle die Bürgermeisterin, daß sie vor aller Welt ihre graue That laut ausschrie und sich in Verzweiflung dort aus dem Giebelfenster des altergrauen Hauses stürzte.

— Das Haus, welches damals der Bürgermeister bewohnte, schaute aber nicht immer so grau und finster aus, wie heute und nicht immer war dieser Markt der Schauplatz so grauer Scenen, wie wir sie eben besprachen. Im „finstern“ Mittelalter sah es zwar finster genug aus in den Köpfen der Leute, aber das Leben und Treiben war zugleich heiter und ausgelassen, und so bunt, wie diese

einst bemalten, alten Steinhäuser vor vierhundert Jahren in die Straßen schauten, so bunt und mannigfaltig war das Gewühl der Menge, welches die felsigen Grundvesten dieser Häuser umwogte. Denken wir, wir ständen heute vor vierhundert Jahren an einem Markttage auf dieser Stelle, wie müßten wir wohl unter dem lauten Lärm, nach allen Seiten aufmerksam die Augen richten, um nicht von überlustigen Leuten einen Puff, oder gar eines Schellenumklingelten Narren Lederkolben zu fühlen. Kaum hat der Marktvogt zum Zeichen, daß der Handel beginne, aus dem mittlern Rathhausfenster die Fahne flattern lassen, so preisen die Verkäufer mit überlautem Ruf ihre Waare an, alle aber überschreit der Wunderdoctor oder Theriakskrämmer, seinen Wunderbalsam ausbietend und sein Knecht in der Narrenkappe „reißt den Mund auf als ob ihm der Henker die Saiten stimme.“ Hier ertönt es von Pseifern und Zinkenbläsern, die einem zum Blumenge schmückten Amthause ziehenden Gildeanzug aufspielen, dort rasselt ein Trupp reisiger Junker, die, wie uns ihre volle glänzende Rüstung schließen läßt, zu einem Buhurd oder Gefellenstechen ausreiten, einher und steigert das Marktgewühl zum ängstlichen Gedränge. „Wer heißt die Brunkhäns mitten durch die Leut reiten, schmeißt die Taschenschwinger vom Gaul!“ ruft mit Löwenstimme der riesige Metzgerzunftmeister, der dort in braunem Wams und rothen Hosen am Fleischscharn lehnt. Die Junker umklammern fester ihre Fausthämmer, Bürger und Bauern laufen unter lauten Drohworten zusammen und schon scheint ein böser Tumult auszubrechen, als plötzlich ein unauslöschliches

Gelächter und lautes Geschrei die Leute versöhnlicher stimmt. Am lautesten kreischen die Weiber und schlagen die Hände vor's Gesicht, denn über ihre Tragkörbe weg und mitten durch das zusammenlaufende Volk setzt in tollen Sprüngen der ausgelassene Allerveltznarr Hans Jörgel splinterfasennackt, wie ihn Gott erschaffen hat. Hinterher tollen die Gassenbuben mit anderm losen Gesindlein und sparen nicht, den schamlosen Narren mit Roth und Abfall zu werfen; die hochfahrenden Junker bekommen Lust und rasseln davon, der dicke Metzgerzunftmeister schüttelt sein ehrfames Haupt und ein langbärtiger Barfüßermönch, dem der Meister eben eine Wurst in seinen Bettelsack steckt, meint, „es sei doch eine wahre Christenschand, wie dieser scurra und leccator so ohne Scham aller Ding einherzulaufen.“ — — Horch! welch herrliche Musik: „O du mein Oesterreich!“ Das ist der Festzug, der sich nach dem Bahnhof bewegt, um die Einweihung der neuen Zweigbahn zu feiern, schnell wollen wir dem Menschengedränge und dem lauten Lärm, der unsere Phantasie so plötzlich von der grauen Vergangenheit abzieht, entfliehen und in die Berge wandern; der liebeliche Sommernachmittag ladet so freundlich dazu ein und die Höhen des Stadtförstes bieten die reizendsten Fernsichten. Sinaus denn „aus dem Druck von Giebeln und Dächern, aus der Straßen quetschender Enge“ in die Weite, sonnebeglänzte und von Lerchen durchjubelte Flur. Kaum haben wir die Brücke überschritten, die über den jetzt trocken gelegten Stadtgraben führt, so umwogen uns die reichen, zum Schnitte reifen Saaten, in welchen sich tausendfaches

Leben rührt, das Gesumm der Käfer, das Zirpen der Grille und der Jubelschlag der Lerche, erinnern uns bei jedem Schritt daran, daß die Lust und Leben weckende Sommersonne uns bescheint, die auch uns das Herz erschließt und erweitert zum Vollgenuß der schönen Natur. Jene weitschattende Eiche dort am sanft aufsteigenden Hügel ist, wie die Urkunden aussagen, schon vor vielen Jahrhunderten ein Markzeichen gewesen, welches die städtische Feldmark von der des Klosters schied, dessen uralte, aufgeputzte Mauern jetzt die Familie eines wohlhabigen Krongutpächters umschließen. Die uralte Eiche sah vieler Zeiten wechselnd Loos; einst hat sie auch, der Sage nach, Pappenheims Kriegszelt beschattet, als seine wilden Scharen vergeblich gegen Wälle und Mauern der festen Stadt anstürmten, deren sonnebeglänzte Thürme und Giebel jetzt so malerisch über dem bläulichen Dufte des friedlichen Hausrauchs vor uns aufragen. Mancher Schelm, gewiß auch mancher Unschuldige hat diesen kleinen Hügel, von welchem aus wir hier das herrliche Panorama der vor uns ausgebreiteten Landschaft überschauen, nicht so froh und freudig bestiegen wie wir, denn einst stand weithin drohend auf diesem Plateau das Hochgericht, und in verdoppelter Angst und Qual mag hier mancher arme Sünder aus einer Welt geschieden sein, die hier ihre Reize zum letzten Mal in reicher Fülle vor ihm ausbreitete. Doch wie Paradieseswonne mußte jenem armen Schelm die herrliche Natur umleuchten, der nach der Volksage wegen Einbruchs zum Strang verurtheilt, hier nach altem Brauch von seiner Braut erbeten und von dem Arm-

sünderfarren an den Altar geführt wurde. Der Verurtheilte, der seine Retterin gegen den Willen der Eltern liebte, hatte dieselbe auf dem romantischen Wege der Strickleiter, wie ein Romeo, besuchen wollen, war aber darüber ertappt und bekannte sich, um den Ruf seiner, einer vornehmen Patrizierfamilie angehörenden Geliebten zu schonen, eines beabsichtigten Diebstahls schuldig. Gewiß ein ritterlicher Charakter! — es liegt Stoff zu einem ganzen Roman in dieser kleinen, einfachen Volkssage. — Ueberhaupt sind viele Volkssagen dieser Gegend von tiefer Poesie getränkt und der schattige Wald, welcher uns jetzt aufnimmt, birgt in seinem grünen Schooße den ganzen Kreis heimlicher und unheimlicher Göttergestalten, die der altd Deutsche Glaube so gern mit der geheimnißvollen Einsamkeit des Waldes verwob.

Der dunkle Buchenschlag, welchen wir jetzt betreten, führt schon seit undenklichen Zeiten den schönen Namen Rosenhagen oder Rosenhain, hier brachte eine Andacht durchschauerte Menge vielleicht der holden, freundlichen Frouwa, der milden Herrin und Göttin der Liebe, die Rosen zum Opfer, die der blühende Hagen in schöner Fülle bot. Das halbversunkene, auf Granit gemeißelte Kreuz, welches dort der Schlehdorn beschattet, mag in diesem Hain gesetzt sein, als die Altäre der alten Götter fielen und man der holden Herrin keine Rosen mehr darbrachte, denn die alterthümliche Form des Kreuzes deutet auf die Zeiten in welcher Winfried die Heiligthümer der alten Götter zu Staub schlug und mit der neuen Reli-

gion eine neue Cultur auch über diesen herrlichen Gau heraufführte.

Wie hat sich seitdem auf diesem gesegneten Stück deutscher Erde von Jahrhundert zu Jahrhundert unter erschütternden Kriegslüften und milden Friedensjahren, unter Freud und Leid das Culturleben so vielgestaltig entwickelt! Und unter der ewigen, rastlosen Thätigkeit wuchs und gedieh der Geist, der sich uns hier am Waldrande wieder in den mannigfachsten Werken offenbart. Der ganze Gau entfaltet sich wiederum vor unsern Blicken in seiner malerischen Pracht und zeigt uns die Natur, tausendfach von sinnigem Menschenwerk durchwoben. Hinter uns der wohlgepflegte Forst, vor uns die üppigen Saaten, welche die reichen Dörfer umrauschen, die Riesenschlange des dahinbrausenden Bahnzugs und dort das Häusermeer mit seinen von der sinkenden Sonne angehauchten Domen, seinen Zackigen, in edelster Gothik aufsteigenden Thürmen: in Allem überwältigt uns die Macht des menschlichen Geistes, der die Natur veredelt und verklärt und diesen Gau zu einem der schönsten Glieder in der Kette der Culturarbeit stempelt, die Glied um Glied ansetzt und einst die ganze Erde umspannen wird. Das eben ist das Endziel menschlicher Thätigkeit überhaupt: In einer Subject und Object veredelnden und versöhnenden Culturarbeit die trennenden Schranken, welche Confession, Nationalismus und politischer Particularismus gezogen haben allgemach in der Arbeit der Geschichte zu überwinden und die Menschen so herzustellen, daß sie mit Bewußtsein und freier Entwicklung innerlicher Kraft in gemeinsamer Wirk-

samkeit, die Vernunft zur Herrschaft auf der Erde bringen, und die eigene rohe Natur, sowie die objectiven rohen Naturkräfte unter den Befehl des Geistes zwingen, damit einst die verklärten Menschen eine verklärte Erde trage. „Wir glauben,“ sagt einer unserer scharfsichtigsten Geschichtsforscher, „an ein großes, gemeinsames Werk der Menschheit, zu welchem das einzelne Staatenleben nur Vorarbeiten liefert, an eine auch äußerliche Vollen- dung der Dinge am Ende der Geschichte.“ Diesen Glauben Dahlmanns erheben Wilhelm und Alexander von Humboldt im Kosmos zur wissenschaftlichen Gewißheit, wenn sie in völliger Uebereinstimmung die inhaltvollen Worte aussprechen: „Wenn wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Geltung sichtbar ist, wenn irgend eine die vielfach bestrittene, aber noch vielfacher mißverständene Vervollkommenung des ganzen Geschlechts beweist, so ist es die Idee der Menschlichkeit: das Bestreben, die Grenzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben, und die gesammte Menschheit, ohne Rücksicht auf Religion, Nation und Farbe, als einen großen nahe verwandten Stamm, als ein zur Erreichung Eines Zweckes, der freien Entwicklung innerlicher Kraft, bestehendes Ganzes zu behandeln. Es ist dies das letzte, äußerste Ziel der Geselligkeit, und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseins Die stürmenden Bewegungen Alexanders, die staatsflug bedächtigen der

Römer, die wild grausamen der Infas haben in beiden Welten dazu beigetragen, das vereinzelte Dasein der Völker aufzuheben und weitere Verbindungen zu stiften. Große und starke Gemüther, ganze Nationen handelten unter der Macht einer Idee, die ihnen in ihrer Reinheit völlig fremd war. In der Wahrheit ihrer tiefen Milde sprach sie zuerst, ob es ihr gleich nur langsam Eingang verschaffen konnte, das Christenthum aus. Früher kommen nur einzelne Anflänge vor. Die neuere Zeit hat den Begriff der Civilisation lebendiger aufgefaßt und das Bedürfniß erregt, Verbindungen der Völker und Cultur weiter zu verbreiten; auch die Selbstsucht gewinnt die Ueberzeugung, daß sie auf diesem Wege weiter gelangt, als auf dem gewaltsamer Absonderung.“ — — Ja, auch in diesem, vom Abendrothschein übergossenen deutschen Gau war man fruchtbringend thätig unter jener leitenden Idee; die glücklichen Kriege der wehrkräftigen Stadt im frühen Mittelalter, der Gewerbsleiß der Bürger, die eifrige Pflege der Künste und Wissenschaften, der ausgebreitete Handelsverkehr und die Intelligenz der Einwohner, welche in neuerer Zeit keine politische, religiöse, sociale und literarische Bewegung ohne rege Theilnahme an sich vorübergehen ließ, erhoben und erheben diese Stadt mit ihrer reichen Umgegend zu einem tiefgreifenden Organ der allgemeinen Culturarbeit, oder des die menschliche Bestimmung erfüllenden Civilisationsprocesses. Aber dies ist nicht die einzige Stadt im großen lieben Deutschland, welche einen solchen Ehrenplatz im Fortschritt zur Vermenschlichung einnimmt, sie zählt ihre Schwestern zu Duzenden;

ist doch das Streben nach Cultur und Civilisation von jeher ein Grundzug im deutschen Charakter gewesen. Ja, es scheint, als ob die Deutschen die Bestimmung hätten, als die Hauptträger menschlicher Cultur allen Völkern voranzuleuchten und als ob kein anderes Volk, wie das kosmopolitische, philosophische deutsche, geeigneter sei, „Verbindungen der Völker und Cultur weiter zu verbreiten.“ —

Die freie, von Aberglauben, Vorurtheil und kleinlichem Egoismus weniger als in rohern Zeiten gestörte Entwicklung des wahrhaft Menschlichen, wird allgemach wenigstens annähernd ein goldenes Zeitalter dem Menschengeschlecht heraufführen, während das goldene Zeitalter der Vergangenheit nur in der Fabel zu suchen ist. Wir sagen annähernd, denn das Streben nach der Wahrheit ist eben die Wahrheit und die Bestimmung des Menschengeschlechts, und nur in dieser Bestimmung kann die größtmögliche Glückseligkeit oder das goldene Zeitalter erreicht werden; bis dahin wird freilich noch eine tausendjährige Culturarbeit ihre Thätigkeit rüstig entwickeln müssen. Wie Vieles wird unter dieser rastlos umgestaltenden Arbeit in Nichts zusammenstürzen, was uns heute unentbehrlich, nothwendig, berechtigt oder gar heilig erscheint! Es wird zusammenstürzen und verwischt werden, wie so manches, die freie Entwicklung menschlicher Kraft hemmende Vorurtheil, welches vor Jahrhunderten in der ganzen cultivirten Welt und auch in der unter uns liegenden vom Abendrothstrahl umzitterten Stadt die Gemüther beherrschte. Eine reine, goldklare Erkenntniß wird einst die Köpfe erleuchten, ein Geist so klar und rein, wie der reine Himmel,

den die hinter dem blauen Gebirg versinkende Sonne auf Oceansweite mit reinem, blassen Gold belegt. — Wie das herrlichste auf Goldgrund gemalte Bild aus altdeutscher Schule, schmiegt sich jetzt die altdeutsche Stadt mit ihrer düstern, altergrauen Architektonik in das Gold des Himmels und hoch über den rösig angehauchten Spitzen der mit Steinblumen übersäeten Thürme, ziehen gleich goldverbrämten Schilden im alten Wappenbuch, purpurne, phantastische Wolkengebilde in die leuchtende Ferne, bis die aufsteigende Nacht, die aller Arbeit und auch unserer Beobachtung Ruhe gebietet, die schimmernde Landschaft verhüllt.

Ein geheimnißvolles Bild.

In unserem Niedersachsen liegt in einem engen Thale, welches waldige Berge so dicht umschließen, daß die wenig benutzte Landstraße da, wo sie in's Thal tritt, sich mit Mühe zwischen den steilen Höhen hindurchzuwinden scheint und am Ausgange des Thals nur einer schmalen, in dem nahen Wald verlaufenden Wiese neben sich Raum läßt, ein Landstädtchen, von welchem man, um seine Isolirtheit zu bezeichnen, sagt, daß es die Franzosen nicht hätten finden können. In der That ist auch keine der größeren französischen Colonnen der schmalen Straße gefolgt, welche durch das Städtchen führt, und die Bewohner haben nicht viel mehr französische Uniformen gesehen, als wie sie die deutschen Landgensd'armen trugen, die dem Polizeiregiment des Königs von Westphalen dienen mußten. Dennoch hat einst in Folge des Kriegs und der Fremdherrschaft auch hier ein Ereigniß die simple Einwohnerschaft mächtig erschüttert, französische Strastruppen herbeigerufen, viele Einwohner in Schaden und Unglück gebracht und ein edles Herz gebrochen. Das Unheil, die Kriegsgerichte und die Hinrichtung zweier Ackerbürgersöhne in Kassel, ist dort im Landstädtchen noch in vieler alten Leute Gedächtniß, die Geschichte des ge-

brochenen Herzens aber kennt dort nur ein jetzt hochbetagter Greis, und durch einen merkwürdigen Zufall wurde mir Kunde davon.

Jüngst führte mich ein Rechtsgeſchäft in das vereinsamte Städtchen. Es war an einem heißen Sommernittage, als ich mit meinem Einſpanner das einzige reſpectable Gaſthaus des Orts erreichte, wohin ich meinen Anwalt beſtellt hatte. Statt ſeiner aber fand ich einen Brief vor, worin er mir anzeigte, daß ein wichtiges, nicht aufzuſchiebendes Geſchäft ihn einige Tage in B. zurückhalte, und daß er genöthigt geweſen ſei, unſern Termin auf einen andern Tag verlegen zu laſſen. So hatte ich denn, wie man ſagt, einen „Fleiſchergang“ oder vielmehr eine Fleiſcherfahrt nach dem kleinen Abdera gemacht, mußte mich aber wohl oder übel in mein Schickſal fügen und in dem öden Städtchen übernachten, weil eine ſofortige Rückfahrt nach meinem, eine ſtarke Tagereife entlegenen Wohnort nicht wohl thunlich geweſen wäre. Aber womit den unendlich langen Sommernachmittag und Abend hinbringen in dieſem öden Orte, in welchem ich außer dem abweſenden hageſtolzen Rechtsanwalt Niemanden kannte? Ein Spaziergang in die waldigen Berge, die übrigens auch nichts Beſonderes bieten, wollte mir bei der drückenden Hitze und bei meiner Ermüdung nach langer Fahrt nicht zuſagen, und ein ſehr junger Auditor und ein ſehr alter Aſſeſſor oder Amtsrichter, welche mit mir das einfache Mittagſmahl, deſſen Hauptgericht aufgewärmter, langfaſeriger Braten bildete, einnahmen, erſchienen mir bei ihrem ſteiffchößigen, dünnkelhaft-blöden Weſen nicht geeignet, ihre nähere Bekanntschaft zu ſuchen. So ſaß ich denn, nachdem das Mahl beendet und meine zugeknöpften Tiſchgenoſſen

fortgegangen waren, allein und verdrießlich in der Ecke des lederbeschlagenen Sopha's, den Kaffee erwartend. Diesen brachte mir ein hochbejahrter Mann, der ein Verwandter des Hauses war und nebst dem einzigen Kellner die Bedienung der Gäste übernommen hatte, weil der Wirth selbst seit einem Jahr und darüber krank lag.

Der mit hohen Samaschen, manchesternen Kniehosen und einem aschfarbenen, altmodischen Rocke angethane Alte, den man im Hause Friedrich rief, theilte mir, während er den Tisch säuberte und den Kaffee vor mir niederlegte, mit, daß er der Großonkel des kranken Wirths sei und sich während seiner alten Tage noch viel zu plagen habe, doch thue er das gern, denn sein Großneffe sei ein braver Mensch und ohne seine Schuld in großes Unglück gekommen; vor Kurzem habe er gar noch seine Frau und sein einziges Kind verloren. Nachdem mir so der Alte ein Stück trüber und beklagenswerther Familiengeschichte in kurzen Worten erzählt hatte und mir nun stumm und gesenkten Hauptes gegenüberfaß, fühlte ich wieder ein lebhaftes Bedürfniß nach Unterhaltung und fragte ihn, ob keine Bücher im Hause seien.

„Bücher haben wir wenig,“ erwiderte der alte Friedrich, „wir haben keine Zeit zum Lesen, doch will ich Ihnen herholen, was dort auf dem Simse liegt, das ist Alles.“ Ich wollte aufspringen, um dem alten Mann den Weg zu ersparen, aber mit einer für sein Alter ungewöhnlichen Raschheit hatte er etwa ein halbes Dutzend Bücher, deren Einbände sichtbare und fühlbare Spuren des außerordentlichen, hier in der Gaststube vorherrschenden Fliegenreichthums zeigten, vor mir niedergelegt. Zwei Bände erwiesen sich mir sogleich durch ihr

Außerer, durch ihren gelben Schnitt und schwarzen Einband als bekannt, es waren Bibel und Gesangbuch; ich schob sie bei Seite und ergriff einen Anekdoten-Kalender aus dem verwichenen Jahre; indeß das Beste, was er enthielt, kannte ich längst aus Meidinger; seufzend griff ich nach den übrigen drei Bänden und entdeckte in ihnen sehr alte und augenscheinlich von Kindern übel zugerichtete Jahrgänge des „Pfennig-Magazins“. Halb in Verzweiflung die ganze Literatur bei Seite schiebend, faßte ich den heroischen Entschluß, mir die Stadt zu besehen; vielleicht boten die Kirche, vielleicht einige alte Holzbauten etwas architektonisch Interessantes.

Hinsichtlich der Kirche, die dem Gasthause sehr nahe lag, überzeugte mich ein Blick durch's Fenster, daß ich mich in meinen Erwartungen sehr getäuscht hatte; das Gebäude war weder alt noch schön und machte, wie mir selbst der alte Friedrich bemerkte, seinem kürzlich verstorbenen Baumeister wenig Ehre, da der Thurm mit seiner zwiebelförmigen Kuppel bereits bedenkliche Risse zeige und der neue, mit der Verbesserung betraute Baucommissär deshalb bis auf Weiteres das Glockenläuten untersagt habe. — Auch damit war's also nichts! — Resignirt betrat ich nun die öde, im grellen Sonnenglanze sich träge hinstreckende Straße, um mir das Städtchen zu besehen, das eben nur aus dieser Hauptstraße und einigen in dieselbe einmündenden, schmutzigen Gäßchen besteht. Einige vor den Hausthüren spielende Kinder abgerechnet, war die Straße fast menschenleer, denn die Ackerbürger, welche die überwiegende Mehrzahl der Einwohnerschaft ausmachen, waren mit ihrem Gefinde in Garten oder Feld beschäftigt, und nur selten begegnete mir, unter dem monotonen Gezwitzher der

zahlreichen Späßen und unter dem Gegacker der sich jagenden Hennen, eine alte Frau in kurzem Rattummantel oder ein Mann mit einer Kopfbedeckung von fabelhafter Form. Cylinder von ehrwürdigem Alter trägt man hier nur Sonn- und Festtags, Alltags nur die durchgehends mit sehr großem Leder-
schirm versehene Mütze, die bald tellerförmig, bald in der Form einer Reisenmuschel oder eines abgestumpften, bequafteten Kegels die ehrsamten, Sonntags gekämmten Häupter bedeckt und Zeugniß gibt von der wunderlichen Phantasie eines benachbarten Dorfschneiders, aus dessen geschätztem Atelier diese Kunstwerke hervorgehen.

Von den verödeten, einförmigen, meist mit großen Einfahrtsthüren versehenen Häusern zeigte keines ein Alter, das über 100 oder 150 Jahre hinausgegangen wäre; hin und wieder unterbrach ein Kramladen die scheunenartigen Gebäude, und das Schaufenster desselben gab bei aller Mannichfaltigkeit der Waaren, die es zeigte, dennoch Zeugniß von dem bescheidenen Umfange der Bedürfnisse des Landstädtchens. Da sah man neben alten, mit Mohren bemalten und von Fliegen bunt decorirten Tabakspaketen, hölzerne Citronen und Talglichter; neben roth und blau gefärbten Kaffeetassen einen aufgehängten Pappteller, welcher eine Anzahl von der Sonne stark ausgedörrter Cigarren in Sternform zur Schau trug, ein Ei in einem leeren Schnappsglase, welches zugleich eine Anzahl bemalter Rechenstifte enthielt, und einen hölzernen, bemalten Haring, dessen von der Sonne gebleichtes Haupt zwischen den ausgespreizten Rlingen einer Heckenscheere friedlich ruhte. Das überzeugte mich neben noch vielen andern schönen Dingen, daß der alte Friedrich Recht gehabt habe, als er mir auf meine

Frage, wo man gute Eigarren im Orte kaufe, den Laden, vor dem ich jetzt stand, mit der treuherzigen Bemerkung nachwies, daß man dort „Alles“ haben könne.

Es ist doch für einen Großstädter ein trauriges, trostloses Leben in solch einem vereinsamten, kleinen Landstädtchen, dachte ich bei mir, als ich meinen Weg fortsetzte und einem über das holperichte Pflaster daherrumpelnden Ackerwagen, so wie einer Sau uebst ihren Ferkelchen auswich; weit angenehmer ist selbst das Leben in frischer, grüner Natur auf dem Dorfe, da weiß man doch, woran man ist, und richtet sich ein; es wird einem keinerlei städtischer Comfort vorgespiegelt, während man hier in dem langweiligen Zwitterdinge zwischen Stadt und Dorf an allen Ecken und Enden komisch daran erinnert wird, daß man den Comfort, die anregende Geselligkeit und die mannichfachen materiellen und geistigen Genüsse, die eine große Stadt zu bieten vermag, entbehren muß. Wie einförmig, wie freud- und leidlos muß diesen Kleinstädtern das Leben dahinfließen, ein Tag vergeht ihnen wie der andere, im ewigen Tretrade einförmiger Beschäftigung geht hier der ackernde Bürger und der Kaffee abwiegende Krämer, der mit hartköpfigen, rusticalen Parteien sich herumbeißende Beamte und der bleiche, mit Tintenschutzärmel ange-thane Schreiber; so heute wie morgen. Und zu dem noch verhindert bei diesen Krähwinklern ein weit schärfer als in großen Städten ausgebildeter Kastengeist jede Annäherung der Stände, welche durch Austausch der verschiedenen Ideen und Interessen manche Ecke abschleifen und den Inhalt des Lebens in etwas bereichern könnte; der zuckerabschlagende Krämer kartelt und segelt nicht mit dem Ackerbürger, der uniformirte

Beamte beileibe nicht mit dem Krämer oder gar mit Schreiber oder Schulmeister. Darum ist es ganz natürlich, daß sich in dem kaum 2500 Köpfe zählenden Städtchen, von welchem wir reden, nicht weniger als vier streng gegen einander abgeschlossene Gesellschaften gebildet haben, und zwar ein Casino, ein Kegelclub für die sogenannten Kaufleute, eine Bürgergesellschaft im Brauhause und ein Schreiber- und Schulmeisterclub im gelben Stern; jeder Club eine Musterschule für Philiströsität und Klatschsucht. „Ach, wäre ich doch erst wieder zu diesem langweiligen Neste hinaus, wo vielleicht noch Niemand zum Himmel aufreißende Freuden oder tief zum Abgrund herabdrückende Leiden empfunden hat!“ — so seufzte ich auf, verfolgte unwirsch meinen durchaus nichts Neues bietenden Weg und wollte schon nach meinem Gasthose zurückkehren, als ein Ankauf, den ich in einem der letzten Häuser der Hauptstraße machte, mich später darüber belehren sollte, daß die schwarzgalligen, schnöden Betrachtungen, die ich eben über das Städtchen und seine Bewohner angestellt, doch viel zu übertrieben und hauptsächlich aus Verdruß über die Langlei- weile, welche ich hier empfand, hervorgerufen sein möchten. Namentlich sollte ich mit meiner Meinung über die hier vorherrschende Apathie eines Bessern belehrt werden und auf's Tieffte empfinden lernen, daß auch in diesem philiströsen Landstädtchen „gar manche Menschenbrust“ himmelhochjauchzen und zum Tode betrübt sein könne, ja, daß hier das einförmige, wie ein aufgezo- genes Uhrwerk sich stets gleichmäßig abwickelnde Leben in seinem gewohnten Gange schon tragisch gestört sei und daß hier, vielleicht schon unter vielen andern, ein Herz geschlagen habe, welches auf's Erschütterndste Leid und Lust

durchströmt hatten, bis ihm nach langer, langer Zeit und stillem Dulden der eisige Hauch des Todes ewige Ruhe geboten.

Mit dem erwähnten Ankauf verhielt es sich wie folgt. Als ich nämlich höchst verdrießlich nach meinem Gasthose zurückzukehren gedachte, um, weil ich weiter nichts zu thun wußte, mit dem alten Friedrich eine Partie Sechsendsechzig zu spielen, ward ich auf ein lebhaftes Lärmen und Geräusch aufmerksam, welches aus einem ziemlich alten, massiv aufgebauten Hause fast am Ende der Straße zu mir herschallte. „Ei,“ dachte ich, „da giebt's am Ende doch noch etwas Neues und Besonderes in dieser fürchterlichen Monotonie,“ und ging stracks auf das Haus los. Als ich nahe herangekommen, belehrte mich ein Haufen vor dem Hause im Gärtchen lagernden alten Gerümpels, ein lautes Ausbieten und ein dröhnender Hammerschlag unter dem Gemurmel zahlreicher Menschen, daß in dem alten Steinhaufe eine Auction abgehalten werde. Auctionen haben immer viel Anziehendes für mich gehabt, nicht nur weil ich dort oft für verhältnißmäßig wenig Geld diesen oder jenen Kokofogegenstand für meine Sammlung kaufen konnte, sondern vorzugsweise, weil die alten Möbeln und Geräthschaften mich zu eigenthümlichen Betrachtungen anzuregen vermochten. Was haftet nicht alles an diesen alten Charteken, wie vieler Menschen Lust und Leid war wohl unter ihnen zum Ausdruck gekommen! Von welchen Dramen, die sich unter ihnen verwickelten und lösten, waren sie vielleicht stumme Zuschauer gewesen! O, könnten sie reden, welche Geschichten ließen sich darüber schreiben!

Ich trat in das Haus unter die sich hin und her

schiebenden und die Hälse emporreckenden Menschen, gerade als der Auctionator eine Parthie Bilder unter den Hammer brachte. Eben hielt er einen großen, alten, in einen unverhältnißmäßig dicken, schwarzen Rahmen eingefassten englischen Kupferstich in die Höhe. „Sechs Groschen!“ rief ein neben mir stehender dicker Mann. — „Zehn Groschen!“ sagte ich und war entschlossen, ein noch höheres Gebot zu thun; aber zum Glück für meine Kasse war der Kunstsinn der guten Städter so wenig rege, daß Alles stumm blieb. „Zehn Groschen zum ersten — zum zweiten und — zum dritten!“ schrie der Auctionator, der Hammer flappte, und ich war der glückliche Besitzer eines, wie ich mich nach der Einhändigung überzeugte, ganz werthlosen Kupferstichs mit kolossalem Rahmen. Das Bild stellte im Theatercostüm Jessica und Lorenzo aus dem Kaufmann von Venedig dar und war mit des verliebten Lorenzo schönen Worten unterschrieben:

. In such a night as this,
 When the sweet wind did gently kiss the trees,
 And they did make no noise! in such a night
 Troilus methinks mounted the Trojan wall
 And sigh'd his soul toward the Grecians tents,
 Where Cressid lay that night.

Ich zog mich mit meinem Bilde aus dem Menschengewühl in eine Ecke zurück und übersetzte mir Shakespeare's Verse. Eine wundervolle Mondnacht, in welcher eine süße, geheimnißvolle Ruhe die schlummernde Natur zauberisch umfängt und der linde West die im Zauberlicht erzitternden Wipfel leise durchhaucht, als fürchte er einen holden Traum zu stören, stieg vor meiner Seele auf, und unwillkürlich vergegenwärtigte sich

mir die nächtliche Scene vor Poriza's Hause; Jessica, Ranzelot, Lorenzo bildeten die Staffage im Bilde meiner Phantasie, und ohne daß ich dem Gedächtniß Zwang anthat, traten mir Lorenzo's Verse auf die Lippen:

Wie süß das Mondlicht auf dem Hügel schläft!

Hier sitzen wir und lassen die Musik

Zum Ohre schlüpfen; sanfte Still' und Nacht,

Sie werden Tasten süßer Harmonie.

Komm, Jessica! Sieh, wie die Himmelsstür

Ist eingelegt mit Scheiben lichten Goldes!

Auch nicht der kleinste Kreis, den du da siehst,

Der nicht im Schwunge wie ein Engel singt,

Zum Chor der hellgeaugten Cherubim.

So voller Harmonie sind ew'ge Geister,

Nur wir, weil dies hinsällig Kleid von Staub

Ihn grob umhüllt, wir können sie nicht hören.

„Drei Thaler zum ersten! — Vier Thaler für Frölen Melanie! — Nein, fünf Thaler geb' ich für's Frölen!“ Solch' rauhe, rohe Stimmen schreckten mich plötzlich auf und warfen mich aus Shakspeare's Zauberwelt mitten zwischen die prosaischen, mit ungewöhnlichem Eifer feilschenden Kleinstädter. Mein Blick flog zu dem in Oel gemalten Portrait, welches der Auctionator noch immer schmunzelnd mit einem lauten „Keiner mehr?“ hoch hielt. Es war ein herrlich gemalter Mädchenkopf von hinreißender Schönheit. Mein glühender Blick auf das Bild und mein lauter, erregter Ruf: „Zehn Thaler!“ waren eins. Ich wäre wohl bis zu hundert Thalern hinaufgegangen, so unwiderstehlich lockte mich das Bild. Die andern Käufer blickten mich verwundert an und schwiegen, der Hammer fiel, und mein war das Bild.

Als das Bild in meiner Hand war, fühlte ich eine fest-

same Befriedigung, gleich wie nach einer guten That, und zog mich rasch aus dem Gewühl in das Gärtchen zurück, um mit Muße meinen neuen Schatz zu betrachten. Es war ein Kniestück von Meisters Hand, und zwar, nach dem Costüm der jungen Dame zu schließen, zur Zeit der Fremdherrschaft gemalt. Ein weißes enges Kleid mit sehr kurzer Taille, die ein blaues Seidenband umgürtete, umspannte den schlanken Leib und ließ Schultern und Arme frei; das waren wahrhaft klassische Formen, die kein Ideal des Künstlers hätte übertreffen können. Ja, die ganze, von der holdesten Anmuth übergossene Gestalt war ein Ideal, schönere, regelmäßigere Züge hatte ich nie in Wirklichkeit gesehen; das braune, träumerische und doch lebhaftige Auge strahlte eine Engels Güte aus, und um den kleinen Mund spielte ein sanftes Lächeln so gewinnend und hinreißend, daß ich unwillkürlich meine Lippen auf die todte Leinwand drücken mußte.

Und dies Ideal hatte wirklich gelebt? So mußte es sein, riefen die bietenden Leute doch da drinnen den Namen „Melanie,“ als ob ihnen der Auctionator eine alte Bekannte zeige; da muß ich mich sogleich erkundigen! Raschen Schritte wollte ich das Haus wieder betreten, als mir ein bejahrter, graubärtiger Forstmann mit den Worten entgegen kam: „Da haben Sie ein schönes Bild gekauft, wahrlich ich hätt's nicht gelassen, wenn ich's übrig hätte; ich habe unsere Melanie gekannt, als sie fast noch so schön war wie da auf dem Bilde, nur war sie dazumal, als ich noch als Junge hier im Hause aus- und einging, blässer und nicht mehr so voll; ja, das gute Fräulein hat auch sein Päckchen zu tragen gehabt; zumal, als der alte Oberst noch lebte.“

Diese Aeußerungen des Försters steigerten natürlich mein schwärmerisches Interesse für das Bild und spannten meine Neugierde auf's höchste. Auf meine geflügelten und sich überstürzenden Fragen um nähere Auskunft erwiderte der Grünrock, indem er seine kurze Pfeife stopfte: „Nun ja, wissen Sie denn nicht, dies Haus hat ja Fräulein Melanie gehört, und erst vor vier Wochen haben sie die Gute hinausgetragen. Sie ist ohne Testament gestorben, sonst hätte sie noch mehr gethan für die Stadt, deren Wohlthäterin sie bei Lebzeiten war. Ja, darum wollten auch viele Leute, die sonst nichts auf Bilder halten, gerade dies Bild kaufen, ich hätte es selbst gern gehabt, aber ich konnte ihnen nicht folgen. Du lieber Gott, bei meinem Gehalte! Zum Sattessen zu wenig und zum Verhungern zu viel. Glücklicherweise hatte das gnädige Fräulein dies große Haus hier schon bei Lebzeiten der Stadt durch eine Schenkung zugewandt, damit nach ihrem Tode alte, arme Hospitaliten ihr Unterkommen darin fänden; ja, hätte die Melanie das nicht gethan, so würde die Stadt keinen Groschen gesehen haben, denn die Pfennigfuchser aus B., ihre Erben — Gott weiß, wie sie vielleicht im hundertsten Gliede zu der Verwandtschaft mit dem Fräulein kommen, von Adel sind sie nicht — raffen Alles an sich und schlagen Alles zu Gelde. Ist es nicht eine Sünde und Schande, daß sie sogar dies Bild unter den Hammer brachten!? Mußten sie das nicht zum ewigen Andenken in der Familie bewahren und von Kind zu Kindeskind vererben? Lumpenpack das, sappermentsches!“

Nach diesem Fluche, den ein anhaltendes, dumpfes Murren begleitete, wollte der Förster, an dessen Munde ich in höchster Spannung hing, in seinen Auseinandersetzungen fortfahren,

als ein kleiner Schneiderförmiger Mann aus der Thür trat, die hohlen Hände an den Mund legte und dem Grünrock leise und mit pfiffigem Blinzeln zurief: „Bst, Herr Förster, dem Obersten seine alten Gewehre!!“ Rasch wandte sich der Förster ab und wollte dem Hause zuspringen; ich aber, in meiner Aufregung, erfaßte einen seiner grünen Rockschöße, ich weiß nicht mehr, mit welchen dringenden Fragen. Doch mit einem: „Kreuzdonnerwetter, Herr, lassen Sie mich los, ich muß im Auftrage der Herrschaft die alten nichtsnutzigen, mit Perlmutter ausgelegten Kuhbeine kaufen!“ sprang der Mann wie ein Jüngling in's Haus und ließ mich in großer Aufregung mit meinen Bildern zurück.

Als ich mich etwas gesammelt hatte, sagte ich mir, daß ich den Förster ja nach Beendigung seines Geschäfts erwarten könne, führte ihn doch auf seiner Heimkehr sein Weg an meinem Gasthof vorüber; auch fiel mir bei, daß dort der alte Friedrich, der ja viel älter war als der Förster, vielleicht noch mehr wisse von der reizenden Melanie, und darum nahm ich getröstet meinen Lorenzo und meine Jessica nebst der Melanie unter den Arm und schritt meinem Gasthofe zu.

Die scheidende Sonne warf bereits goldrothe Strahlen über die ruhigen Dächer hin, und der hereinbrechende Abend machte die am Nachmittag so öde Straße belebter. Heerden und Menschen kehrten heim aus Feld und Flur, die steinernen Bänke vor den Häusern waren besetzt, und die Nachbarn besuchten, nach des Tages Last und Hitze ihr Pfeifchen rauchend, die Nachbarn. Vor ihren Hausthüren standen, aus sehr langen, mit alterthümlichen Abguß versehenen Pfeifen rauchend, die Krämer und verfolgten mich mit fragenden, fast herausforder-

den Blicken. Ein Trupp hübscher, frischer Landmädchen in Hemdsärmeln und den Rechen auf der Schulter begegneten mir und wichen mit blödem Richern aus, eine Schaar Kinder tanzte unter lautem Singen einen Reigentanz, kurz, die Nachmittags so öde Straße war recht lebhaft geworden. Sogar einige gelblackirte, stark besetzte Equipagen, aus deren offenen Schlägen sich bauschige Crinolinen drängten, rollten dahin. Die Crinolinen fuhren nach meinem Gasthof zum Casinoball; auch der sonst dem Tanzvergnügen abholde Pastor mit seinen fünf erbsündigen Töchtern war dabei, wie ich später von Friedrich erfuhr. Behagen, Lust und Leben wehete mich von allen Seiten an, und ich begriff nicht, wie ich am Mittag und Nachmittag dem Städtchen hatte so gram sein können. Dasselbe alte holprige Pflaster, das ich jetzt betrat, hatte ja auch einst der schöne Fuß der engelgleichen Melanie betreten, ihr klares, einen Himmel in sich schließendes Auge hatte zu denselben alten Gebäuden aufgeschaut und vielleicht auch manchmal hier im Laden das Ei im leeren Schnapsglase oder den seiner Farbe nach uralten hölzernen Häringsskopf gestreift, der jetzt wie müde zwischen der gespreizten Heckenscheere ruhte. Alles im Städtchen hatte mit einem Male für mich ein hohes Interesse, und Manches, was mir vorher widrig oder komisch erschienen war, erschien mir jetzt angenehm und ehrwürdig. Melanie's Auge hatte darauf geruht.

Als ich meinen Gasthof betrat, war unten auf der Flur reges Leben, neugierige Kinder und Frauen drängten sich herbei, um sich die elegant geputzten Damen und Herrn zu beschauen, welche die breite Treppe zum Ballsaal hinaufstiegen. Lohn-diener liefen geschäftig auf und ab, und Mägde mit schwer

bepackten Körben drängten sich durch die Menge: im Gastzimmer dagegen war es so öde und leer wie am Nachmittage, ich setzte meinen Bilderschatz sorgsam gegen die Wand und durchmaß mit langsamen Schritten das große Zimmer, die Eindrücke und Erlebnisse des Tages noch einmal an meinem geistigen Auge vorübergehen lassend. Da trat der alte Friedrich freundlich grüßend ein und fragte nach meinen Befehlen.

„Ich wünsche für jetzt nichts, lieber Friedrich,“ erwiderte ich, „aber sehen Sie 'mal, welcher hübschen Kauf ich gemacht habe.“ Damit holte ich die Bilder herbei und stellte sie vor ihn an die Sopphalehne. „Ach Gott ja!“ rief der Alte die Hände zusammenschlagend aus, „das ist ja unsere gute Melani; das Bild kenne ich schon manches Jahr, so gut wie das andere Bild. Sie wissen gar nicht, lieber Herr, welcher guten Kauf Sie an dem unscheinbaren Bilde gemacht haben.“

Auf's Freudigste erregt und überzeugt, etwas Näheres über Melanie von dem Alten erfahren zu können, fragte ich zugleich, warum ich mit dem unbedeutenden Kupferstich seiner Meinung nach einen so besonders guten Kauf gemacht habe? „Es ist, wie ich sage,“ erwiderte seufzend der Alte und fuhr mit der flachen Hand über die Augen, „sie sind von einem und demselben Meister gemalt.“

„Wie!“ rief ich mit fast mitleidigem Lächeln, „der alte englische Kupferstich da und die Melanie von einem und demselben Maler gemalt! Nein, guter Freund, das ist nicht möglich!“

„Doch, doch,“ versicherte Friedrich mit schwermüthigem Lächeln, „es ist gut, daß Sie mir das Bild gezeigt haben, sonst hätten Sie es vielleicht bis an Ihr seliges Ende an die

Wand gehängt, ohne zu wissen, was Sie daran haben. Jedem Hinz und Kunz, der das Bild gekauft, hätte ich das Geheimniß auch nicht verrathen, aber nichts für ungut, lieber Herr, Sie mag ich leiden, Ihnen gönne ich auch die gute Melanie. Sie werden doch die Bilder nicht verkaufen?" — „Beileibe nicht, Onkel," fiel ich dem Alten in fieberhafter Spannung in's Wort, „aber nun sagen Sie mir, was ist's mit dem Bilde und was wissen Sie von der schönen Melanie?"

„Gern, recht gern," betheuerte der Alte, „ich kann bei Ihnen bleiben, die Herrschaften oben halten sich eigene Lohndiener zum Bedienen, bringen sich auch ihren Wein mit und zahlen Korkgeld, und den wenigen Gästen, die noch heute Abend kommen möchten, kann der Kellner aufwarten; mein armer, kranker Nefse im Seitensflügel wird durch die Wartefrau versorgt; darum habe ich Zeit, wenn mir der Herr die Ehre geben will und" — — — „Keine Complimente, Onkel," unterbrach ich hastig, „holen Sie rasch eine Flasche vom Besten und zwei Gläser, dann sollen Sie mir erzählen, und wenn's bis Mitternacht dauert."

Während der Alte die Flasche Wein holte, eilte ich mit dem Kupferstich an's Fenster, um denselben auf's Genaueste zu betrachten, doch es war bereits zu düster; schnell zündete ich eine Kerze an und beleuchtete das Bild von allen Seiten, konnte aber bis auf den ungewöhnlich starken und plumpen Rahmen, der mir schon früher aufgefallen, nichts Besonderes entdecken. Friedrich, der jetzt mit Flasche und Gläsern eintrat, sah lächelnd auf mein Beginnen und meinte: „Wenn es Ihnen recht ist, so gehen wir drüben in die kleine Nebenküche, dort sind wir ganz ungestört." Auf mein bejahendes Nicken nahm

der Alte den Wein und ich die Bilder. Wir traten in ein behagliches Stübchen, wo Friedrich zwei Kerzen anzündete, die Gläser zurechtstellte, auf mein Geheiß füllte und sodann vor meinen gespannten Blicken den Kupferstich mit der Rückseite nach oben auf den Tisch legte. Vorsichtig löste er darauf mit einem Messer die leichte Papierdecke ab, bog die schwachen Stiften zurück, die eine zweite in Holz eingefasste Decke zu halten schienen, nahm diese Decke behutsam heraus und — o Ueberraschung! — hielt mir im strahlenden Kerzenscheine ein prächtiges Delbild im Blindrahmen entgegen. Das Bild war auf's genaueste in den augenscheinlich dazu angefertigten, tiefen Rahmen des Kupferstichs eingepaßt, und der Kupferstich selbst hatte ihm als gute Decke gedient. Die Farben waren so frisch und kräftig, als hätte das Bild gerade erst die Staffelei verlassen.

Es war das Portrait eines Napoleonischen Gardécuirassier-Offiziers in voller Uniform. Jetzt verstand ich den Alten vollkommen. Auffassung und Behandlung, sowie eine wundervolle Harmonie der Farben, erinnerten an Melanie's Bild, derselbe Meister mußte beide Portraits gemalt haben. Den schönen Kopf, aus dessen edlen, männlichen Gesichtszügen tief-schwarze Augen wie lebendig hervorstrahlten, deckte der geschmackvolle Helm mit der Bärenfellraupe, von einem rothen Federbusch überwallt, die Brust umschloß ein Harnisch von Kupfer mit glänzender Stahlplatte. Ich verwandte kein Auge von dem schönen Bilde. Der Alte weidete sich lächelnd an meiner Ueberraschung und Verwunderung und erläuterte dann ganz unaufgefordert: „Ja, das ist er, wie er lebte und lebte, Monsieur Victor Dubois; ich sehe ihn noch in voller Kraft

vor mir auf seinem prächtigen Apfelschimmel, er war Rittmeister oder, wie's die Franzosen nannten: Capitaine de cavalerie." — Ich rückte ganz erfüllt von der Entdeckung des Bildes zwei Stühle dem Tische und den Kerzen nah, lehnte Melanie's Bild neben das des Capitäns an die Stuhllehnen, ließ das möglichst günstige Licht darauf fallen und setzte mich erwartungsvoll dem Alten gegenüber. Dieser begann, ohne daß ich meine Aufforderung zum Erzählen zu wiederholen nöthig gehabt hätte, in seiner schlichten Weise wie folgt:

„Ja, lieber Herr, Keiner hier im Orte weiß so genau wie ich, wie es um jene beiden guten Menschen dort stand und was sie erlebt und erlitten. Es war gerade auf den Tag, als man den Antritt des neuen Jahrhunderts feierte, und eben nach dem Gottesdienste, als hier eine schwer mit Koffern und Kasten gepackte Equipage vorfuhr, der man es ansah, daß sie eine weite Reise gemacht haben müsse. Ich seh' es noch wie heute, denn ich war damals schon ein straffer Burische und griff tüchtig mit zu hier im Hause, worin damals mein Bruder die Wirthschaft betrieb. So sprang ich denn an den Kutschenschlag, um den Herrschaften beim Aussteigen zu helfen; der Kutscher, der zugleich Bedienter war, machte sich etwas langsam vom Bocke herunter, und so stützte sich denn der alte, weißbärtige Herr, welcher im Wagen saß, auf meinen Arm und stieg aus. Ich erschrak fast vor dem griesgrämigen von Narben durchfurchten Gesichte des alten Herrn, dessen Benehmen mich auch gleich belehrte, daß er keinen Spaß verstehe, denn kaum stand er auf der Straße, so wetterte und fluchte er auch schon auf den Bedienten los, wie ich es in meinem Leben nicht gehört. Der Kerl sei schon auf der ganzen Reise

ein Erzschnitzling und das Brod nicht werth gewesen, schrie der alte Herr vor allen Leuten aus, und als der Bediente eine ganz bescheidene Entschuldigung anbringen wollte, hieb er gar nach ihm aus und geberdete sich wie ein Toller. Doch damit ich's kurz sage, der arme Johann wurde knall und fall fortgejagt, nachdem ihm sein Herr ein paar preussische Doppelfüchse vor die Füße geworfen. Darauf befahl der Herr, die Pferde zu pflegen, und ließ sich auf sein Zimmer führen, wo er sich einschloß. — „Da haben wir eine schöne Bescheerung,“ sagte, sich hinter'm Ohr fragend, mein Bruder, der sehr ängstlicher Natur war; „Friedrich, Du mußt zusehen, wie Du mit dem alten Griesgram fertig wirst, mich ziehen keine vier Pferde zu ihm hinein, wenn er was befiehlt.“ — Unten in der Kutschstube saß der fortgejagte Johann und schien gar nicht betrübt zu sein, vielmehr ließ er sich's recht wohl schmecken und meinte, als wir ihm unser Bedauern ausdrückten, er sei heilfroh, daß es so gekommen, mit dem alten Wütherich käme doch Niemand aus, der habe den leibhaftigen Teufel im Leibe; übrigens habe er ihm mit den Doppelfüchsen viermal mehr gegeben, als sein Lohn betrage. Es sei der Oberst von Dillfeld, habe schon im siebenjährigen Kriege gedient und sich nachher als alter Kerl wieder unter dem Herzog von Braunschweig mit den Franzosen herumgeschlagen, auf die er eine solche Wuth habe, daß er sie alle fressen möchte, wenn er nur könnte. Bei Kaiserslautern schwer verwundet, habe der alte Eisenfresser lange krank gelegen und, am rechten Arm und rechten Fuß gelähmt, seinen Abschied nehmen müssen. Seit mehreren Jahren habe er nun bald hier, bald da in Deutschland gewohnt und am liebsten solche Orte und Länder aufgesucht, wo ihm die „verfluchten

Königsmörder," so nenne er die Franzosen, nicht zu Gesichte kämen, er bekomme Krämpfe, wenn er ihnen auf's Fell gucken müsse. Jetzt sei er auf der Reise nach Preußen, weil er meine, daß die „französische Canaille" dort schon weit genug weg bleiben werde. Geld habe der alte Teufelskerl übrigens wie Heu, und es lasse sich etwas an ihm verdienen."

Der Johann war noch im besten Erzählen, als oben auf des Obersten Zimmer geschellt wurde, daß wir nicht anders meinten, als der Glockenzug müsse darüber zu Grunde gehen. Mein Bruder sah sich ängstlich nach mir um, ich aber war flugs zur Thür hinaus, nahm drei Treppenstufen auf einmal, klopfte an und trat auf des Obersten donnerndes Herein mit tiefer Reverenz in's Zimmer, „Kisten und Koffer in's Schlafzimmer besorgt?!" fuhr mich der Oberst, dem ich gerade und freundlich in's Gesicht schaute, an. — Ja wohl, gnädiger Herr! — „Gut, bring das Essen und eine Flasche Wein!" — Zu Befehl, gnädiger Herr, sagte ich und war zur Thür hinaus. — Nun, daß ich's kurz sage, ich bediente den Herrn mehrere Tage zu seiner Zufriedenheit, ließ die Kutsche auf's Sauberste reinigen, verpflegte die Pferde gut und hatte die Freude, daß mir der Oberst eines Mittags, als ich ihm das Essen brachte, ganz freundlich sagte: „Friedrich, Du bist ein ordentlicher Kerl, Du sollst mich ausfahren, ich will das Nest und die Umgegend besuchen, laß gleich aufspannen!" — Wie der Alte mir diese Befehle gab, saß er bei einer großen Landkarte und blickte nicht davon auf. Ich sah wohl, daß es die Karte von unserm Ländchen war und daß der Oberst unsern Ort dreimal roth unterstrichen hatte.

Nachmittags fuhr ich den Alten aus und beantwortete

alle Fragen, die er über unsern Ort, seine Lage und Verhältnisse an mich richtete, nach besten Kräften. Auch mußte ich seinen Arm nehmen und ihn auf den Kettenbühl führen, von wo aus er unser enges Thal ganz überschaute. Als ich ihn nun wieder behutsam hinunterführte, brummte er in den weißen Bart: „Alles gut, ich bleibe hier!“ — „Verzeihen gnädiger Herr,“ wagte ich zu bemerken, „ich fürchte, daß es dem Gnädigen bei uns gar so einsam sein wird, unser Städtchen liegt außer allem Verkehr“ — — „Dummes Zeug, Gelbichnabel,“ fuhr mich der Oberst an und hätte mir fast seinen Arm entrissen, „da verstehst Du den Teufel davon, ich bleibe also hier, hörst Du? Und nun in den Wagen und rasch nach Hause!“

Au demselben Abend, als ich dem Obersten die Suppe hinausbrachte, klopfte er mich ganz zutraulich und freundlich auf die Schulter und sagte: „Hör' 'mal, Friedrich, ich bin ein alter Mann, der einen ordentlichen, zuverlässigen Menschen um sich haben muß; Du gefällst mir, Friedrich, ich kaufe mir hier ein Haus, und Du bleibst bei mir! Verstanden?“ — Als ich überrascht und erschrocken, ich weiß nicht mehr was, hervorstotterte, schnob er dazwischen: „Halt's Maul! Abgemacht! Sela! Hier hast Du das Handgeld!“ und damit drückte er mir seine goldene Uhr in die zitternde Hand. Ich weiß nicht mehr, wie ich zur Stube hinausgekommen bin und was noch geschah, kurz, das Ende vom Liede war, daß der Oberst vom Ober-Amtmann das Haus kaufte, in welchem Sie heute zur Auction waren, und daß ich zu ihm als sein Bedienter zog. — Manches Jahr bin ich bei dem vergrillten Alten gewesen, und manches Donnerwetter habe ich über mich ergehen lassen müssen, aber der alte, wunderliche Ehrenmann

würde sich heute noch im Grabe umdrehen, wenn ich sagte, er hätte mich schlecht behandelt. Nein, das wäre eine schändliche Lüge, er hielt mich mehr wie einen Sohn als wie einen Diener und hat mich auch, Gott gebe ihm eine fröhliche Urständ, in seinem Testamente bedacht. Ueberhaupt war das Herz des polternden, guten Herzen kreuzbrav, er war ein Wohlthäter der Armen und hat hier manchem Bedrängten aus der Patsche geholfen; Alles wäre auch gut gegangen und keine einzige Kummerthräne hätte er aus einem Auge gezwungen, wenn nur sein ganz wüthender Franzosenhaß nicht gewesen wäre. Na, davon kann ich ein Lied singen, dieser Grimm des Obersten auf die Franzosen hat mir Wehstage genug gemacht.

„Das erste, was er mir, nachdem er sich in seinem neuen Hause vollständig eingerichtet, befahl, war, daß ich nach dem Postamt gehen solle, um den Hamburger Correspondenten für ihn zu bestellen. Jeden Sonnabend kamen die Malefizzeitungen hier an, und mit Schrecken und Grauen sah ich diesen Sonnabenden entgegen. Denn war der Herr die ganze Woche über leutselig und wie ein Kind gewesen, so wurde er in der Regel Sonnabends, wenn er die Zeitungen las, wie ein wildes Thier. Schreckenstage, sage ich Ihnen, lieber Herr, waren das für mich. Sobald ich ihm nämlich die Zeitungen überreicht hatte, commandirte er: „Hingesezt! Zugehört!“ Dann mußte ich oft Stundenlang da sitzen und Blut schwitzen. Denn fast immer fand er von neuen Siegen und neuem Vordringen der Franzosen geschrieben, und ich mußte dann das Bad austragen. „Was hast Du mir heute wieder für Schweinezeug von der Post gebracht, Du Himmelhund!“ fluchte er dann kirschbraun vor Zorn, „lauter infame Lügen! Da hast Du den ganzen

„Lügenbettel!“ und damit warf er mir wohl den ganzen Zeitungs-Ballast zerknittert und zusammengequetscht in's Gesicht. Am andern Morgen, wenn ich die zerknitterten Zeitungen bei Seite geschafft, war er dann wieder der beste Mensch von der Welt.

„So ging's jeden Sonnabend manches Jahr hindurch. Nur sehr selten, und zwar wenn die Franzosen irgendwo eine Schlappe gekriegt hatten, war der Oberst Sonnabends gut gelaunt, dann befahl er mir wohl gar, ein Paar Flaschen Wein heraufzuholen, und ich mußte auf seine und der Sieger Gesundheit tapfer mittrinken. Ja, einmal, es mochte so im Jahr 8 oder 9 sein, die Melanie war bereits viele Jahre bei uns und schon ein straffes, schönes Fräulein, ganz wie Sie sie da auf dem Bilde sehen, ging's ganz hoch und kreuzfidel her im alten Steinhaufe. Da hatte der Herr, der sich sonst um Niemanden kümmerte, und als er sich hier besetzt, auch keinem Menschen eine Visite gemacht hatte, alle Vornehmen der Stadt und Umgegend zu einem großen Feste eingeladen, weil die Oesterreicher, ich weiß nicht mehr wo, über den sonst unbezwinglichen Napoleon einen Sieg erfochten hatten. Keiner der Geladenen blieb aus, obwohl der alte Herr so viele dadurch vor den Kopf gestoßen hatte, daß er sich gar nicht um sie bekümmert; Alle kamen, und war es auch nur um den wunderlichen Kauz sich einmal in der Nähe zu besehen. Da ging's hoch her! Da waren Köche aus B. bestellt, und die Tische frachten unter den köstlichsten Weinen. Auch den Bürgern und kleinen Leuten hatte der Herr einen frohen Tag im Brauhause bestellt, dort zechten sie wacker auf seine Kosten, und ich mußte nachher über 150 Thaler für die Zeche hintragen; die gab mir der Herr ohne Murren und meinte, wenn sie nur

den Napoleon aus Rock und Kamisol schlagen, so wolle er gern das Dreidoppelte bezahlen. Indeß damit war's Essig, wie Sie aus den Büchern wissen werden, lieber Herr, die Franzosen saßen bald wieder oben, und es ward noch schlimmer als bisher. Schon als wir 1807 westphälisch wurden, wollte der alte Herr aus der Haut fahren, als sich aber das westphälische Regiment mehr und mehr befestigte und er täglich auf die Uniformen westphälischer Gensd'armen sehen mußte, war kein Aushalten mit ihm, zumal als es klar wurde, daß er sich mit dem oben erwähnten Feste eine böse Suppe eingebrockt hatte.

„Bevor ich jedoch auf den bösen Handel komme, muß ich, damit Sie Alles recht verstehen, der guten Melanie gedenken. Das liebe Kind war schon im ersten Jahre meines Dienstes mit seiner Mutter in's Haus gekommen. Die arme, gnädige Frau Mutter, die ein Bruderkind des Obersten war, hatte ein Gut an der belgischen Grenze gehabt und ihren Mann und fast alle Habe durch die Kriegsläufe verloren. Da flüchtete sie sich dann mit ihrem einzigen Kinde, der Melanie, die damals neun oder zehn Jahre zählen mochte, zu meinem alten Obersten, ihrem Onkel, der sie natürlich mit dem Kinde freundlich aufnahm und Mord und Element auf die Franzosen herabfluchte. Nur zwei Monate lebte die von Kummer und Krankheit ganz aufgeriebene gnädige Frau bei uns, da starb sie und ließ uns die kleine, bildhübsche Melanie zurück. Der Großonkel aß das liebe Kind fast auf vor Liebe, er wurde ganz jung wieder mit dem Mädchen, gewährte der Melanie Alles, was er ihr an den Augen absehen konnte, und hielt ihr sogar für theures Geld Lehrer und Gouvernante.

Aber, mit Verlaub zu sagen, die beste Gouvernante war ich, mit Niemandem hatte das Kind lieber zu thun, ich mußte ihm Geschichten erzählen, Spielsachen schnitzen, mit ihm in's Holz gehen, kurz, das Kind hing an mir wie an einem Vater oder älteren Bruder, und der alte Oberst, der, wie ich Ihnen gesagt, mich so gut leiden konnte, freute sich halb todt darüber und schenkte mir einst an einer Weihnacht, als ich der Melanie einen großen Tannenbaum wunderhübsch aufgeputzt, nicht allein einen ganz neuen Anzug, sondern noch vier Louisd'or dazu. Die Melanie war nun aber auch ein ganz herziges Kind, sie konnte keine Fliege beleidigen, und alle Leute im Orte hielten große Stücke auf sie; denn sie sprach und verkehrte freundlich auch mit der geringsten Bürgerstochter, und die Cantors-Aune, die nachher den Steuer-Controleur heirathete und nun auch schon mehrere Jahre im Grabe liegt, war ihre beste Freundin bis in den Tod. Mit den Jahren erwuchs Melanie zu dem bildhübschen, schönen Fräulein, wie's da auf dem Bilde vor Ihnen steht. So schaute sie aus, als das vorhin erwähnte Fest gefeiert wurde und das große Unheil ausbrach.

„Wie schon gesagt, das Fest hatte Folgen, die meinen guten, alten Herrn fast um den Verstand brachten, denn einige Wochen darauf kamen ihm der Commissar und die Gensd'armen nicht mehr aus dem Hause. Er mußte, so viel er auch fluchte und tobte, Verhör auf Verhör, auch auf dem Amtshause, bestehen, und die Sache sah höchst bedenklich aus. Man beschuldigte ihn, er habe einen Sieg der Feinde gefeiert, und das komme dem Hochverrath nahe, vielleicht unterhalte er auch hochverrätherische Verbindungen mit aufrührerischen Personen; ein wahrer Patriot und getreuer Unterthan, hatte der Commissar

ihm vorgehalten, könne keinen Sieg der Oesterreicher feiern, das sei Verrath an Kaiser und König.

„Was dergleichen Beschuldigungen derzeit auf sich hatten, können Sie denken, mein Herr, denn das westphälische Polizeiregiment war damals ärger als je, man war von Spionen wie von Schmeißfliegen umgeben und bedachte die Worte zwanzigmal, ehe man sie aussprach. Diese strenge Polizeiaufsicht kam daher, weil es sich derzeit schon an vielen Ecken und Enden in Deutschland zu regen anfang gegen die Franzosen; noch ehe der Herr in Untersuchung kam, hatte bereits ein heftiger Oberst oder General, den Namen habe ich vergessen, einen offenen Aufstand angeblasen, und während der Herr vor Gericht mußte, brach gar der Herzog v. Oels und der Schill los; das war sehr schlimm für den Herrn. Ach was hat die Melanie damals für trübe Tage gehabt! Sie, die sonst Alles über den alten Herrn vermochte, versuchte jetzt Alles vergebens, um ihn zu beruhigen; es gab Tage, wo wir in höchster Angst und Noth nicht anders erwarteten, als der Schlag müsse ihn rühren, so tobte und fluchte er, wenn ihm der Handel durch den Kopf ging. Und ich bin fest überzeugt, das einzige, was ihn aufrecht und am Leben erhielt, war gerade das, was seine Sache verschlimmerte, nämlich die kühnen Thaten des Majors Schill und des Herzogs von Braunschweig; wenn er davon hörte oder las, ward er ruhig, lachte wohl gar vor Freunden laut auf und ließ sich von der Melanie lustige Weisen vorsingen. Brachte aber ein Gensd'arm eine Citation oder sonst etwas, so war's mit dem Frieden aus und der Herr ganz und gar aus dem Häuschen. Derzeit ist mir manches an den Kopf geflogen, obwohl ich's nicht verdient hatte.

„Indeß der schlimme Handel verlief sich doch allgemach im Sande, man konnte dem Herrn nichts beweisen. Denn so unvorsichtig war er nicht gewesen, daß er damals, als er die Leute zum Feste lud, jedem Hinz und Stoffel gesagt hätte, um was es sich eigentlich handele. Den Bürgern im Brauhause hatte er sagen lassen, sie sollten seinen Geburtstag feiern und auf sein und des Vaterlandes Wohl trinken. Das wurde auch nachher durch Zeugen festgestellt. Aber gerade beim Obersten im Hause selbst, unter den geladenen Vornehmen, die zum Theil westphälische Beamte waren, hatten die Ver-
räther gefessen. Indeß auch diesen hatte der Herr nicht offen von einer Siegesfeier gesprochen, aber, je nun, als dem alten Herrn der Wein zu Kopf gestiegen war, da mochte er wohl unvorsichtige Aeußerungen gethan und gefährliche Gesandtheiten ausgebracht haben; das mußten sie ihm auf, und darum entstanden die ganzen Weitläufigkeiten, die meinen guten Herrn fast in's Zollhaus brachten. Doch genug, die Untersuchung ward niedergeschlagen, und der ganze Handel hatte nur dazu gedient, meines Herrn Zorn gegen Alles, was französisch oder westphälisch hieß, noch grimmiger zu machen.

„Wieder vergingen ein paar Jahre, bis Bonaparte seinen Krieg mit Rußland anfang und die großen Armeen zu seinem Feldzug zusammenzog. Da brach über diesen Ort, der bis dahin fast ganz von der Kriegsnoth verschont geblieben war und außer den Gensd'armen kaum einen französischen Soldaten gesehen hatte, groß Unheil herein und — die Melanie da und der Victor haben auch ihr Theil davon tragen müssen bis an ihr seliges Ende. Den eigentlichen Grund zu dem Unheil legte der Haß und Grimm gegen die französische Herrschaft,

der mit den Jahren in unsern deutschen Ländern immer heftiger geworden war. Auch hier am Orte steckten die Leute wegen des drückenden Polizei-Regiments, besonders aber der Conscription wegen, zähneknirschend die Köpfe zusammen, und die Gefinnungen des Obersten, die man sehr wohl kannte, schürten das Feuer. Da waren ein paar besonders verwegene Burische, Kaspar Tills und Jochen Stein hießen sie, die wiegelten die Andern auf, sich der Conscription zu entziehen, und es gab fast jeden Sonntag mörderische Schlägereien mit den Gensd'armen. So standen die Sachen, als gerade auf den Sonntag Rogate, ich vergesse es in meinem Leben nicht, wieder eine blutige Schlägerei Statt hatte, in welcher zwei Gensd'armen schwer verwundet wurden. Das hatte üble Folgen. Hätten sich doch der Kaspar Tills und Jochen Stein, welche besonders unter fürchterlichem Schimpfen auf Kaiser und König die Gensd'armen so zugedeckt, aus dem Staube gemacht! Aber nein, sie wollten nicht hören. Selbst den Obersten wollten sie nicht hören. Zu dem waren sie mit andern tollkühnen Burischen und Bürgern gekommen und hatten gemeint, der Oberst solle sie anführen, es würden in diesen Tagen französische Truppen aus der nächsten Garnison einmarschiren, um schwere Strafgerichte zu halten, sie aber hätten gute Flinten und wollten die Hallunken schon zum Teufel schicken, wenn sie nur einen guten kriegskundigen Anführer hätten.

Der Oberst, — ich war zugegen, — lachte bei diesem Antrage so herzlich, daß er sich den Bauch hielt, dann aber wurde er sehr ernst, erhob sich an seinem Krückstock vom Sessel und meinte, indem er dem Sprecher, Kaspar Tills, zutraulich die Hand auf die Schulter legte: „Ihr seid recht wackere

Bursche, Kinder, aber was Ihr da vorhabt, ist ganz vermaledeiter Unsinn, der, wenn Ihr ihn ausführt, Euch und den ganzen Ort unglücklich macht. Ich muß das besser verstehen als Ihr, ich hasse die Franzosen wie kein Mensch auf der Welt und will das jedem Spion vor den Bart sagen, wenn's darauf ankommt; ist doch an mir altem, lahmen, gichtbrüchigen Kerl nicht's mehr verloren, und mögen sie mir die alten Knochen in Kassel zusammenschießen, wenn's ihnen Plaisir macht, — aber an offenen Widerstand gegen diese Menschen zu denken, die eben in vollster Macht sind und über den Kaiser von Rußland her wollen, ist ganz verdammter Unsinn! Versteht ihr mich? Und nun packt Euch! und du Tills und ihr Andern, die Ihr auf die Gensd'armen losgeschlagen und auf den Hieronymus geschimpft, macht, daß ihr fortkommt, ehe die Truppen einrücken, sonst holt Euch alle zusammen der Teufel!“

— Damit humpelte der Herr wieder nach seinem Sessel und trommelte grimmig mit dem Stocke auf dem Fußboden. Die Bursche gingen verdutzt davon, wollten sich leider aber nicht rathen lassen und stürzten sich in's größte Unglück. Ich will mich bei dem Jammer nicht lange aufhalten. Kurz und gut, den andern Mittag nach dem Besuche der Burschen gab's Mord und Todtschlag. Die Burschen hatten sich in Branntwein toll und voll getrunken und sich mit geladenen Flinten, trotz des Obersten wiederholter und öffentlicher Verwarnung, auf Böden und in Kellern versteckt. Da dies nun den anrückenden Franzosen, es waren Kürassire, verkundschaftet wurde, machten sie eine Strecke vor der Stadt Halt und schickten einen Parlamentär mit zwei Gemeinen in die Stadt, um mit den Leuten vernünftig zu reden und ihnen die härteste Strafe

anzudrohen, im Fall sie Widerstand versuchten. Der Parlamentär war dort der Kapitän Dubois, und kaum war er mit seinen Leuten in's Thor geritten und ungefähr bei unserm Hause angekommen, als drüben aus den Bodenlücken drei Schüsse fielen; der Parlamentär und ein Gemeiner stürzten vom Pferde. Der Onkel, der unten am Fenster gestanden, schlug vor Wuth mit dem Krückstock in den Spiegel und schrie: „Nein! das sei eine niederträchtige, unerhörte Gemeinheit, auf den Parlamentär zu schießen, der Cavalier habe im Dienste gehandelt und seine Pflicht gethan, das infame, feige, meuchlerische Lumpenpack müsse an den lichten Galgen.“ Unter solchen Worten lief er mit mir, so schnell es seine podagrischen Füße erlaubten, zu den beiden Verwundeten; der Gemeine war leider schon todt, der Kapitän aber hatte sich mit halbem Leibe aufgerichtet und erwiderte mit gepreßter Stimme die theilnehmenden Fragen, welche der Oberst auf französisch an ihn richtete. „Aufgepackt, Friedrich!“ schrie mich darauf der Oberst an und herrschte noch ein paar Limmel, die Maulaffen feil hatten, herbei. „Donnerwetter! Hunde, eilt Euch, mir den Herrn in's Haus zu schaffen.“ Das geschah; aber kaum hatten wir die Thüre hinter uns zugemacht, als die Erde vom Hufschlag erbehte und dröhnte und die Kürassiere, die kaum zehn Minuten von der Stadt gehalten hatten, hereinwetterten. Herr Gott, das Heulen und Geschrei auf der Straße! Es läuft mir noch heute eiskalt über den Rücken, wenn ich daran denke. Eine Menge neugieriger, dummer Teufel, darunter Weiber und Kinder, waren nach dem Schießen auf der Straße zusammengelaufen, standen theils vor unserm Hause, theils um den todten Kürassier, den sie auf eine Steinbank geschleppt

hatten; fast Alles stürzte unter die Hufe der Rosse, Viele wurden niedergehauen. Im gestreckten Galopp jagten die wüthenden Soldaten die Straße entlang, dann wieder zurück und nochmals hin und zurück, so daß mehrere der Gefallenen ganz zerquetscht und zertreten wurden. Beim letzten Zurückjagen ließ der französische Oberst an unserm Hause halten und absitzen, ließ auch ein paar Bürger aus den nächsten Häusern zusammenschleppen und fragte in grimmen Worten nach dem Parlamentär. Diese, die ihn nicht verstanden, aber wohl denken konnten, was er meine, zeigten mit schlotternden Knien und bebenden Händen auf unser Haus; dort aber stand unser Herr schon in der Thür und rief mit seiner gewaltigen Stimme dem französischen Obersten ein paar Worte zu; der stuzte, wies seine wüthenden Leute zurück, die mit gezogenem Pallasch auf's Haus loswolten, und folgte mit nur zwei Kürassieren unserm Herrn, der ihn unten in die Stube rechts führte, wo der verwundete Kapitän im Lehnstuhl ruhte und Melanie ein Tuch um seinen blutenden Arm wickelte; Helm und Kürass hatte ich dem Herrn abgenommen und wusch ihm eine weitflaffende Wunde am Hinterkopfe mit kaltem Wasser aus.

„Der französische Befehlshaber grüßte Melanie ehrerbietigst, wechselte dann mit dem Verwundeten, der Sprache und Bewußtsein nicht verloren hatte, einige Worte, salutirte unserm Herrn und trat dann wieder auf die Straße hinaus, wo ich ihn mit lauter Stimme zu der Mannschaft reden hörte. Da dauerte es auch nicht lange, so hörten wir die Kürassiere wieder aufsitzen und zur Stadt hinausstraben, um sich auf das Land zu vertheilen; wir haben keinen wiedergesehen, bis auf den Doctor, den der Oberst hergeschickt hatte, um unsern

Kranken, den wir jetzt in's Bett schafften, zu behandeln. Auch unser Oberst hatte nach seinem Arzt geschickt, und so war denn der Kapitän in guter Pflege. — Sobald die Kürassiere abgeritten waren, herrschte eine öde schauerliche Ruhe in der Stadt; das sollte aber nicht lange dauern, denn kaum zwei Stunden später rückten mehrere Compagnien Infanterie ein, und nun ging die Plage für den Ort erst recht an. Fast jedes Haus wurde stark bequartirt, nur unsers blieb verschont, und sogar zwei Wachtposten wurden vor unserm Hause aufgestellt. So hatten wir denn Frieden, aber Jammer und Noth war vollauf in den übrigen Häusern. Viele Familien hatten Verwundete, einzelne sogar Todte; damit aber war's noch nicht abgemacht, denn nun ging's an's Verhaften. Fort und fort zogen, begleitet von dem Commissär und Gensd'armen, einzelne Trupps von Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett und gespanntem Hahn an unserm Hause vorbei und führten Gefangene in die Amtsgefängnisse. Nach Kaspar Tills und Jochen Stein hatte man am meisten gesucht, doch die hatten sich aus dem Staube gemacht, wurden aber nach einigen Tagen erwischt, nach Kassel geschleppt und dort erschossen. Auch noch andere schwere Strafgerichte gab's, doch ich gehe darüber hinweg. Das französische Fußvolf lag über vier Wochen bei uns und zehrte manchen Bürger arm und bloß; dann rief eines Morgens die Trommel plötzlich alle zum Aufbruch. Damit war die Plage aber noch nicht zu Ende, denn die Zahl der bisher hier stationirt gewesenen Gensd'armen wurde, während die Untersuchungen noch immer ihren Gang gingen, auf das Vierfache erhöht. Ach Gott, das war gar nicht nöthig. Die Stadt hatte ein für allemal genug, und es war ein solcher Schrecken

über die Bewohner gekommen, daß kaum einer laut zu dem andern zu reden wagte.

„Mit der Besserung unsers kranken Kapitäns ging es indeß langsamer vorwärts, als man erwartet hatte. Er verfiel in die hitzigsten Fieber und wäre ohne Melanie's und ohne unsers Doctors (der französische Doctor war schon längst seinem Corps nachgereist) sorgsame Pflege sicherlich nicht wieder auf die Beine gekommen. Unser Oberst billigte es von ganzem Herzen, daß die Melanie den Kranken sorgsam pflegte; das sei Menschenpflicht, meinte er, und in solchen Nothfällen bleibe der Mensch dem Menschen gegenüber Mensch, und es komme nicht darauf an, ob er Franzose oder Türke sei. Auch sei der Kapitän von betrunkenen, meuchlerischen Hallunken in seinem Ehrendienst schändlich maltraitirt, und er wünsche ihm die baldigste und beste Gesundheit. Gleichwohl ging der Herr nicht gern in das Krankenzimmer, sondern ließ sich durch die Melanie nach des Kranken Befinden erkundigen, indem er vorgab, das Podagra halte ihn auf dem Zimmer zurück. Allerdings hatte der Herr auch die ganze Zeit hindurch, während die Franzosen im Orte lagen, sein Zimmer nicht verlassen, auch Krankheit vorgeschützt, als der Colonel und andere Offiziere ihm ihren Besuch machen wollten, Melanie hatte die Herren empfangen müssen; ja, die Melanie sprach französisch wie eine Französin und war überhaupt ein grundgescheidtes Mädchen. Nachher kamen die Herren, die durch den Commissär gewiß die Gesinnungen des Obersten erfahren hatten, auch nicht wieder; nur kurz vor dem Abmarsch kam der Colonel noch einmal und sprach für sich und seine Kameraden seinen Dank dafür aus, daß man den Kapitän so gut verpflege, darauf

hatte er noch eine lange Unterredung mit dem Kapitän, wovon ich nichts verstand, und schenkte mir beim Fortgehen zwei Goldstücke. Ich konnte überhaupt die Franzosen, welche ich kennen gelernt, gar nicht so hassenswürdig finden, wie der Oberst, aber der war in seinem Franzosenhaß ganz unbugsam. Auch der Kapitän, obgleich er sich gegen ihn nichts merken ließ, schien ihm auf die Dauer lästig zu werden, und er ließ wiederholt den Arzt heraufbestellen, um sich zu erkundigen, wie lange es wohl noch mit der gänzlichen Wiederherstellung wahren möchte.

„Zwei Monate und darüber mochte der Kapitän in unserer Pflege gewesen sein, als der Arzt erklärte, er sei nun so weit hergestellt, daß er ausgehen könne, doch dürfe er noch lange nicht zur Armee abreisen, solchen Strapazen sei sein Zustand noch nicht gewachsen. Da beschloß der Kapitän, der die franzosenfeindlichen Gefinnungen unsers Herrn kannte, demselben nicht länger lästig zu fallen, sondern bis zu seiner gänzlichen Wiederherstellung hier in meines Bruders Haus zu ziehen, wo auch sein Pferd untergebracht war. Die vielen Dankesworte, die der Kapitän beim Abschiede dem Obersten sagte, unterbrach dieser, indem er wieder von seiner Menschenpflicht sprach; doch war er so artig als möglich und drückte sogar dem Kapitän beim Abschiede die Hand. Indeß konnte er, als dieser fort war, seine große Freude nicht darüber verbergen, „daß der Franzose zum Haus hinaus sei,“ und er sprach das, gerade als ich Mittags servirte, mit großem Behagen gegen die Melanie aus. Da, Herr, sah ich das Fräulein so bleich werden, wie ihr Tellertuch, auch stand sie, Unwohlsein vorschützend, auf und ging hinaus, mir wurde das Herz beklommen,

und ich hätte fast die Bratenschüssel fallen lassen, so erschrad ich, als ich wieder heraufkam und die Melanie auf ihrem Zimmer laut weinen und schluchzen hörte. Da hatte ich gleich meine eigenen Gedanken und sah in meiner Ahnung ein schweres Unglück über das liebe, herzensgute Fräulein heraufziehen.

„Nun, daß ich's kurz mache, Sie können sich's wohl denken, wie die Sachen standen. Lieber Gott, was fragen auch ein paar Menschen, die sich gut sind, nach der Nation! Kurz, die Melanie und Herr Victor Dubois waren einander so gut, wie es nur zwei Menschen unter sich sein können, und Niemand sonst als die treue Freundin, die Cantors-Anne, hatte darum gewußt. Jetzt, da die Noth groß wurde, ward auch ich als ein treuer Mensch, der das Fräulein, wie ein Vater sein Kind, liebte, mit in's Vertrauen gezogen; da bekam ich bald viel zu thun mit Brieftragen und Bestellungen machen. Es stand bald so, daß die beiden Leute nicht ohne einander leben konnten, und der Kapitän hatte geschworen, daß er gleich in der ersten Schlacht den Tod suchen würde, wenn er die Melanie nicht heirathen dürfe. Wie war nun daran bei den Gefinnungen des Obersten zu denken? Der Kapitän blieb im Orte, auch als er schon ganz gesund war, und erwartete wichtige Documente aus Frankreich, die sehr lange ausblieben. Während dieser Zeit sprachen sich die beiden Leuten heimlicher versthollener Weise auch bei der Cantors-Anne. Ich habe sie aber nie dort fröhlich gesehen, wenn ich manchmal eilends hergelaufen kam und anzeigte, daß der gnädige Herr nach dem Fräulein frage: das gute Fräulein hatte immer verweinte Augen, und der Kapitän war stets ernst und düster. Nur einmal sah ich sie recht heiter; es waren gerade die

wichtigen Papiere aus Frankreich angekommen, die der Kapitän so lange erwartet, und das Fräulein sagte mir nachher zu Hause: „Der liebe Gott wird noch Alles zum besten Ende führen, guter Friedrich.“

Um diese Zeit war's auch, als der fremde geschickte Maler hier im Gasthof wohnte und den Kapitän da malte. Darauf kam er auch zu uns und bat den gnädigen Herrn, sich malen zu lassen, der aber schnob ihn an: „Meine alte Frage braucht nicht auf die Nachwelt zu kommen!“ hatte aber nichts dagegen, daß er das Fräulein male; drum zog der Maler mit seinen Geräthschaften auf einige Tage bei uns ein und malte das Bild da; auch noch mit ganz andern Farben und ganz klein für ein Medaillon malte er, ohne des Obersten Wissen, die Melanie, das Bildchen bekam der Kapitän, der es fortan auf dem Herzen trug.

„Kurze Zeit darauf war die Melanie ganz außer sich, hatte keine Ruh und keine Raß, und die Angst malte sich täglich schärfer in ihrem Gesichte aus. Ich erfuhr von der Cantors-Anna und auch nachher von dem gnädigen Fräulein selbst, daß der Kapitän zur Armee abreisen würde, daß er aber durchaus erst über sein Schicksal Auskunft haben und bei unserm gnädigen Herrn um sie anhalten wolle. So geschah's; ich zitterte, als ich dem Hausknecht eines Tags ein großes, an den gnädigen Herrn adressirtes Packet vom Kapitän abnahm; dasselbe enthielt, wie ich gleich vermuthete und später erfuhr, einen sehr vernünftigen und ausführlichen Brief vom Kapitän, worin er um die Melanie förmlich anhielt, und dazu die Documente aus Frankreich, die den Herrn Victor Dubois als einen reichen Gutsbesitzer aus angesehenen Familie aus-

wiesen. Zitternd brachte ich das Packet dem noch dazu gerade sehr übel gelaunten Herrn und entfernte mich schnell. Unten im Empfangszimmer sah ich das Fräulein auf dem Sopha sitzen, regungslos und die Hände vor's Gesicht gepreßt. — Noch hatte ich meine Gedanken nicht ganz gesammelt, als der Herr oben ganz wüthend schellte, und als ich mit schlotternden Knien hinauflief und in das Zimmer trat, sah ich den Boden mit Briefschaften und Papieren überstreut, auf welchen der Herr wie rasend mit seinen sammtnen Stiefeln herumtrampelte, mich anfangs gar nicht beachtete und kirschbraun vor Zorn in's Gelag hineinschrie: „Ja, so sind diese Franzosen! So vergelten sie die Gastfreundschaft! Hol' der Teufel die Canaille neun und neunzig Mal! Da haben wir den Dank! Meiner Richte den Kopf zu verdrehen! Was, die einen Franzosen, einen abgesagten Feind des Vaterlandes heirathen?! Eher will ich ihm, ja, eher will ich mir und dem Mädchen eine Kugel vor den Kopf schießen!“

„Endlich erblickte mich der wüthende Herr, rüttelte mich, so heftig es nur seine altersschwache Kraft zuließ, am Kragen und befahl mir die Papiere aufzulesen. Dann trat er an den Schreibtisch, nahm einen ganzen Bogen, schrieb ingrimmig murrend nur wenige Zeilen darauf und befahl mir, den Brief mit den aufgelesenen Papieren zusammenzupacken und sofort dem Kapitan zu überbringen. Auf dem Vorplage traf ich die arme Melanie, sie hielt sich mühsam am Treppengeländer und sah einer wandelnden Leiche gleich, ich flüsterte nur die wenigen Worte: „Ach, das war vorauszu sehen, liebes Fräulein, fassen Sie sich um Himmelswillen, Gott kann noch Alles zum Guten wenden.“ Sie antwortete nicht, und ich ging stracks

zum Kapitän, hörte aber in der Thür noch mit Schauern, wie der Herr nach der Melanie rief.

„Den Kapitän traf ich im düstern Nachsinnen auf dem Sopha sitzend, hastig erbrach er das Schreiben und ward todtensbleich. Dann, nachdem er den Inhalt überblickt, wandte er sich in unserer Sprache an mich (er sprach recht gut deutsch, drum hatten sie ihn auch an jenem oben erwähnten furchtbaren Tage zum Parlamentär gewählt) und sagte gefaßt, ohne daß seine Stimme merklich gezittert hätte: „Lieber Friedrich, ich reise in diesen Tagen zur Armee. Nehmen Sie den alten Kupferstich da, den ich von Ihrem Bruder gekauft, und tragen Sie ihn zu einem rechtlichen, verschwiegenen Meister, damit er einen Rahmen darum mache, in welchen mein Bild da paßt, das soll hinter dem Kupferstich eingefügt werden.“ Auch unterwies er mich, daß ich dem Meister angeben solle, hinten in der ersten Hohlkehle des Rahmens eine ganz feine Nille von der Breite eines Messerrückens machen zu lassen, damit man, wenn man wolle, den Kupferstich herausnehmen könne und das Delbild vor das Glas trete. So ist's geschehen. Sehen Sie, lieber Herr, redete mich Friedrich an und nahm das Bild des Kapitäns, hier oben befindet sich die Nille, aber das selige, gute Fräulein hat sie vielleicht kurz vor ihrem Tode mit einem feinen Streifchen schwarzen Papiers verklebt, ich bemerkte das gleich, als ich das Bild in Ihrer Hand sah und Sie vergebens nach dem Geheimniß desselben suchten.“

„Nun, wie gesagt, der verschwiegene Meister Amelung führte das aus, und ich übergab das Doppelbild mit andern ähnlichen Kupferstichen der treuen Cantors-Anne, die mußte die Bilder in Gegenwart des alten gnädigen Herrn scheinbar

der Melanie schenken. So kam das Portrait in's Haus und hing zu der schwer gebeugten Melanie unbeschreiblicher Freude versteckt und sicher an der Wand ihres Zimmers. Es war auch dem wüthenden alten Herrn gegenüber alle Vorsicht nöthig, denn er paßte auf wie ein Luchs, und Melanie durfte nach dem Antrage des Kapitäns bis zu seiner Abreise das Haus nicht mehr verlassen. Auch hatte der Alte gleich an jenem Unglückstage, als der Kapitän seinen Antrag gemacht, unter den heftigsten Vorwürfen der Melanie Effekten und Commoden nach Briefen durchsucht, doch glücklicherweise war Alles, was der Kapitän geschrieben, auf die Seite geschafft. Ach, nicht einmal Abschied nehmen konnte die arme Melanie von ihrem Bräutigam, er hatte seine Abschiedsworte schriftlich der Cantors-Anne gegeben, von der holte ich den Brief, in welchem er die Melanie zu Muth, Geduld und Gottvertrauen ermahnte, Gott hätte sie doch einmal für einander bestimmt, und ewig könne der hartherzige Onkel nicht zwischen ihrer Liebe stehen. Melanie tränkte den Brief mit ihren Thränen, und dann nahm sie das theure Bild ihres Victor hinter dem Rahmen weg und bedeckte es mit tausend Küssen, und so geschah es von da ab jeden Tag, wenn die Gute sicher war, von dem alten Herrn nicht überrascht zu werden.

„Die häufigen Briefe des Kapitäns, die alle an die getreue Anne adressirt waren, und das Bild da, vor welchem sie manche Stunde saß, wenn sie sich sicher wußte, machten Melanie's einzige Freude aus, aber das war ihr auch genug, zumal da die Briefe immer gute und tröstliche Kunde brachten. Nur während der zum Colonel avancirte Kapitän in Rußland war, sah's schlimm um die arme Melanie aus. Monat auf

Monat verging, ohne daß ein Brief kam, statt dessen mußte sie vom Großonkel aus den Zeitungen Nachrichten über die große Noth der Armee vernehmen, die ihr fast das Herz abdrückten, den Onkel aber ganz ausgelassen lustig machten. Als der alte Mann gar den Brand von Moskau und den traurigen Rückzug der großen Armee vernahm, ward er ganz kindisch vor Freuden, redete häufig ganz verwirrtes Zeug und ist in diesem Zustande verblieben bis an sein Ende. Er starb als hoher Achtziger gleich nach Beendigung der Kriege und der Verbannung Napoleons, sein Testament hatte er schon Jahre vorher noch bei gesundem Verstande gemacht und das gnädige Fräulein zur Universal-Erbin eingesetzt.

„Aber doch, was half der Guten das große Vermögen! Ihr Herz war gebrochen, denn ihr getreuer, heißgeliebter Victor war längst auf dem Felde der Ehre zu Gott eingegangen. O das grausame Schicksal! Stellen Sie sich vor, der brave Mann war glücklich aus Rußland zurückgekehrt, und das Fräulein, das ihn längst als todt beweint, erhielt eines Tags durch die getreue Anne einen Brief aus Schlesien, worin er seine glückliche Rückkehr nach tausend Gefahren meldete. Aber die Freude dauerte nicht lange. Lassen Sie mich über den Jammer hinweggehen! Genug, der Brave, der so manche große, heiße Schlacht überlebt, fiel in einem kleinen Scharmützel kurz vor der Schlacht bei Kulm. Nachher stand's in den Zeitungen zu lesen. — Von der Melanie unsagbarem Schmerze muß ich schweigen, sie verging wie ein Schatten. Gleichwohl wurden ihr viele Heirathsanträge gemacht, die sie mit Hestigkeit von sich wies, und um sich der Zudringlichkeit der lästigen Freier zu entziehen, siedelte sie, nachdem sie mich

zum Verwalter ihres Hauses und hier belegten Vermögens ernannt, nach Trier zu entfernten Verwandten über. Sie nahm fast nichts von hier mit als das Bild ihres geliebten Victor, das sie, obgleich sie nun schon Jahre lang vor des Onkels Späherauge sicher gewesen, stets in seinem Verstecke ließ. Außer mir und der Cantors-Anne sollte eben Niemand von ihrer unglücklichen Liebe und von dem Geheimniß wissen. Auch als sie als gealterte Dame nach mehr als zwanzig Jahren hierher zurückkehrte, um hier ihre Tage zu beschließen, hat sie das Bild wieder so hergebracht, wie sie's mitgenommen.

„Da hing denn das ihr so theure Bild noch manches Jahr, während die von Allen verehrte Dame eine unermüdliche Wohlthäterin der Armen war, auf ihrem Zimmer, für Fremde immer bedeckt; nur wenn ich manchmal kam und sie wieder einmal ihr Herz an dem Bilde aufgerichtet hatte, verhüllte sie es nicht, und es strahlte dann so frisch und frei von der Wand, wie es da jetzt vor Ihnen steht. Vor wenigen Wochen nun ist die Gute, Schwerkgeprüfte zu Gott heimgegangen, und das Bild, welches ihr einziges Lebensglück ausmachte, ist dem Gottlob in gute Hände gekommen.“

Damit reichte mir der alte Friedrich tief bewegt und nassen Auges die Hand und wünschte mir eine gute Nacht.

Ein äußerst lebhafter, durch Friedrichs Erzählung angeregter Traum beunruhigte meinen Schlaf und ließ mich schon sehr früh am Morgen erwachen. Noch ganz erfüllt von dem, was ich über die Bilder gehört, ließ ich meinen verliebt plaudernden Lorenzo mit seiner Jessica wieder über Victors Portrait gleiten, packte die Bilder sorgfältig ein und rief dem Hausknecht, mir mein Köpfelein aufzuschirren. Der alte rüstige

Friedrich stand schon unter dem Thorweg, um mir Gebewohl zu sagen; ich drückte ihm ein Geldgeschenk in die Hand, das er jedoch freundlich ablehnte, indem er meinte, es sei ihm schon genug, wenn ich die Bilder gut hielte. Das versicherte ich mit einem warmen Händedruck und fuhr durch das öde, mir jetzt so interessante Städtchen in den Morgen hinaus der Heimath zu, woselbst ich das Erlebte und Gehörte, im Angesicht der vor meinem Schreibtisch aufgehängten Bilder, sofort niederschrieb.

Ein deutscher Regulus.

»Dulce et decorum est pro patria mori.«

Eine große, reiche Geschichte hat dem deutschen Volke die hohe Culturstufe angebahnt, die es jetzt einnimmt und mit Stolz dürfen wir zurückblicken auf die historische Entwicklung unserer Nation, auch wenn wir diese Entwicklung uns nur in den Haupt- und Grundzügen vergegenwärtigen, welche die allgemeine politische Geschichte vorführt; ziehen wir aber die Special-Geschichte heran und schlagen wir die Chroniken alter Städte nach, dann begegnen wir wahrlich nicht selten Beispielen von so glühender Vaterlandsliebe und heroischer Opferfreudigkeit, wie sie sonst nur in der Geschichte Griechenland's und Rom's zur Bewunderung hinreißend hervortreten. Ja, es scheint, in Betracht der schlichten, schmucklosen Weise, womit der Chronist diese oder jene Großthat verzeichnet, als habe man es für selbstverständlich gehalten, daß Gut und Blut freudig dahin gegeben werden müsse, wenn Ehre und Gemeinwohl diese Opfer forderten. —

Durch solch eine kurze schlichte Notiz errichtete unter andern ein Hildesheimer Chronist einem deutschen Heldenjüngling ein Ehrendenkmal, welches sich dem eines Regulus oder Decius kühn zur Seite stellen darf. — Wohlan! Suchen wir dieser dürftigen Notiz Blut und Leben einzuhauchen und vergegenwärtigen wir uns den edlen Helden und seine Zeit im lebendigen Bilde.

Zur Zeit der blutigen Kämpfe, welche Kaiser Heinrichs des IV. Streitigkeiten mit den Sachsen und mit Papst Gregor hervorgerufen, erwuchs in der alten Kaiserstadt Goslar „Eilhard,“ der einzige Sohn des der Sache des Kaisers mit unwandelbarer Treue zugethanen Kloostervogts Othert. Im April des Jahres 1088 griffen auf Anstiften Otherts die Bürger von Goslar zu den Waffen gegen Bischof Burkhard von Halberstadt, der, ein erbitterter Feind des Kaisers, mit großem Gefolge in Goslar weilte, und erschlugen ihn und die Mehrzahl seiner Dienstmannen. Um den Folgen dieser blutigen That zu entgehen, entfloh Othert mit seinem Sohn Eilhard und begab sich in Schutz des Bischofs Udo von Hildesheim, der, ein treuer Anhänger des Kaisers, eben seine ganze Heerkraft aufgeboden hatte, um die Stadt gegen den Markgrafen Eckbert von Thüringen zu schützen, welcher mit einer Schaar auserlesener Ritter und einem gewaltigen Troß von „Wäppnern“ und Belagerungswerkzeugen von Verla her heranzog und die dem Kaiser treu ergebene Stadt Hildesheim bedrohte. Bei Ringelheim kam es zum Treffen und hier war es, wo der junge, damals erst zwei und zwanzig

zigjährige Gilhard durch eine Tapferkeit und Umsicht glänzte, welche den Kampf zu Gunsten der Bischöflichen entschied und den Markgrafen unter schweren Verlusten zum Rückzuge zwang. Gilhard's Vater, ein alter, vielversuchter Kriegsmann, dem die Führung des bischöflichen Heeres anvertraut war, fiel beim ersten Zusammenstoß der feindlichen Massen und schon wollten Udo's Mannen verzagt zurückweichen, als Gilhard ein theures Heiligthum der Stadt, ein an einem Banner befestigtes Reliquarium mit aller Kraft unter die Feinde schleuderte und unter dem Zuruf: „Die heilige Jungfrau mit uns! dem fliegenden Banner nach, mitten unter die andrängenden Feinde stürmte. Seine gewaltigen, alles vor sich niederwerfenden Schwertesschläge brachen den ermutigten bischöflichen Reitern Bahn; das Banner ward zurückerobert und flatterte in Gilhard's hoherhobener Hand jetzt wieder über den Helmen der siegenden hildesheim'schen Reiter-schaar, welche von gewappneten Bürgern und Bogenschützen kräftig unterstützt, das markgräfliche Heer vernichtet haben würde, wenn nicht die hereinbrechende Nacht dem heißen Kampfe ein Ende gemacht und dem Markgrafen den Rückzug ermöglicht hätte. —

Der Sieges- und Dankesjubel, welcher den jungen Helden aus tausend und aber tausend Kehlen umbrauste, linderte wohl in etwas den herben Schmerz um den Verlust des theuern, alten Vaters, dessen wundenbedeckten Leichnam der Sohn mit sich führte und feierlich auf dem Domfriedhofe beisetzen ließ.

Schmerzgebeugten Hauptes, obwohl ein laut umjubelter Triumphator, war Gilhard in die vor dem Feinde bewahrte

Stadt eingezogen, um bald zu noch angestrongterem, kriegerischer Thätigkeit berufen zu werden; die Gunst des Bischofs, der Dank der Bürger und Eilhard's erprobte kriegerische Tüchtigkeit beriefen ihn zum obersten Schaarmeister der städtischen Streitmacht und die aufgeregte, schreckenvolle Zeit gab schon nach wenigen Monden Anlaß zu der Ueberzeugung, daß man keine bessere Wahl hätte treffen können.

Eine große Horde heidnischer Wenden und Sorben nämlich gedachte den Bürgerkrieg der Deutschen auszubeuten und wälzte sich von der unteren Elbe her wie eine vernichtende Meeresfluth über das von streitbaren Männern fast entblößte Sachsenland; rauchende Trümmerhaufen früher blühender Ortschaften bezeichneten den blutigen Pfad der Heiden, welche bereits bis an die obere Weser vorgeedrungen waren und das reiche Stift Hildesheim bedrohten. Ein Glück für die Stadt, daß Markgraf Eckbert sich noch nicht so weit von seiner Niederlage wieder erholt hatte, um ein zureichendes Heer gegen Bischof Udo in's Feld führen zu können; Eckbert dem nichts heilig war, der wiederholt beiden Parteien gedient und dem Kaiser eben so oft als den Feinden des Kaisers den Eid der Treue gebrochen hatte, würde selbst mit den Heiden Gemeinschaft zu machen kein Bedenken getragen haben. So aber, wie die Sachen lagen, war die Stadt noch eine geraume Zeit vor einem erneuerten Angriff Eckbert's gesichert und der Schaarmeister Eilhard konnte seine ganze Heerkraft gegen die räuberischen Heiden entfalten. Unweit der alten Abtei Corvei, in dem engen von der Weser durchflossenen Thale erreichte er den Vortrab des Raubgesindels und warf ihn mit der Ueberlegenheit seiner schweren, geharnischten Reiter auf

Heristal*) zurück, wo der Sorbenhäuptling wie einst Pipin ein Heerlager hielt. Zugleich mit den fliehenden Feinden drangen die Bischöflichen in das schlechtbefestigte Lager des überraschten Häuptlings, der vergebens seine Streiter zum Widerstande zu sammeln suchte; er fiel von Eilhard's Hand, mit ihm die Mehrzahl der Raubgenossen.

Dieser glänzende Sieg erhob Eilhard in der Gunst des Bischofs und des Volkes bis zur Vergötterung, man überhäufte ihn mit Ehrenbezeugungen und Geschenken, doch war ihm nichts so lieb und theuer als die Neigung, welche er bei der schönen Elifa, einer Tochter aus dem edlen Hause Wintzenburg fand und die Udo's Segensspruch mit ihm vermählte. Nicht lange aber konnte sich das junge, schöne Paar in Ruhe seines Glückes freuen, denn im Herbst des Jahres 1089 zog Markgraf Eckbert wiederum mit großer Macht auf Hildesheim heran, um die Scharte von Ringelheim auszuweizen. An Widerstand von Seiten der Stadt im offenen Felde war Eckbert's weit überlegener Macht gegenüber umfoweniger zu denken, als kurz vorher das kaiserliche Heer in Thüringen von Eckbert überwunden war und der Kaiser, der einen Zug nach Italien vorbereitete, sich gänzlich außer Stande sah, der getreuen Stadt die wohlverdiente Hülfe zu leisten. So waren denn Bischof und Bürger dem drohend heranziehenden Ungewitter gegenüber allein auf sich, auf ihren tapferen Schaarmeister und auf die festen Mauern der Stadt angewiesen, womit der heil. Bernward, einer der hervorragendsten Männer seiner Zeit, den aufblühenden Ort umgeben hatte. Die Stadt, durch Ludwig

*) Jetzt Herstelle zwischen Hörter und Karlsbafen.

den Frommen begründet, war aber zur Zeit noch von so geringem Umfange, daß das markgräfliche Heer dieselbe vollständig einschließen und ihr alle Zufuhren abschneiden konnte. Dieser Umstand und die unausgesetzten Angriffe, welche Eckbert gegen die Burg, den festesten Theil der Stadt, der mit seinen Ringmauern den Sitz des Bischofs und den Dom umschloß, richtete, steigerten die Noth der tapfern Belagerten bald auf's Höchste; unaufhörlich schleuderten von starken Schanzen gedeckt, die Blieden, Mangeln und andere „Antwerke“ des Feindes gewaltige Blöcke und Felsstücke gegen Mauern und Thürme der Burg, so daß sie in ihren Grundvesten erbeben und den Einsturz droheten. Da wurden viele Krieger verzagt und dachten an Uebergabe; aber der Schaarmeister Gilhard und Bischof Udo versammelten die Zuverlässigsten ihrer Mannen auf dem weiten Raume des Domhofes und redeten ihnen in begeisterten Worten zu, den Tod der Knechtschaft vorzuziehen, welche im Fall einer Uebergabe von Seiten eines unrechtmäßigen und grausamen Herrn über sie verhängt werden würde. Nur ein tapferer Ausfall, vor dessen Wucht und Anprall die feindlichen Reihen zusammenstürzten, nur die Vernichtung der Tod schleudernden Blieden und Antwerke, deren Geschosse selbst das Gotteshaus nicht schonten, könne vor drohender Schmach und Knechtschaft schützen. Gott und die heilige Jungfrau, deren geweihtes Haus der gottlose Feind in einen Schutthaufen zu verwandeln drohe, würden mit ihnen sein. Sei doch in verwichener Nacht auch einem Chorherrn der Ritter St. Georg im Traume erschienen, angethan mit weißen Gewändern und goldener „Brünne“ (Rüstung), habe ihm tröstlich zugesprochen und „in Treuen“

versichert, daß Eckbert nimmer die Stadt in seine Gewalt bekommen werde; viel edles Blut würde es kosten nach Gottes Rathschluß, endlich aber doch der Markgraf mit Schimpf und Schande abziehen müssen. „Wohlan!“ rief Eilhard, nachdem der Bischof den Kriegern das Traumgesicht des Chorherrn verkündet; „so laßt uns nach Gottes Rathschluß unser Blut vergießen, denn Gott will es, was wäre uns auch das Leben werth, müßten wir es hinschleppen ehrlos und in Knechtschaft!? Drum mir nach und über den Feind wie ein Wettersturm, St. Georg's Schild decke unsern Anrann!“

Nach diesen Worten brach lauter Jubel aus unter den ermuthtigten Kriegern, mit gewaltigem Schall schlugen sie nach altsassischer Weise zum Zeichen ihres Beifalls Schilde und Waffen zusammen und empfingen nach inbrünstigem Gebet aus Udo's geweihter Hand den Leib des Herrn.

Mit dem Einbruch der Nacht ordnete Eilhard seine todesmuthigen Schaaren, rückte von der Burg ab durch das Pantaleonsthor und überrumpelte mit leichter Mühe die sorglose Wächtmannschaft des siegesgewissen Feindes. „Maria, hilf!“ brauste und donnerte es aus tausend Kehlen und vernichtend ergoß sich der eiserne Strom schwergewappneter Männer über das westliche Lager des bestürzten Feindes. Aufflammende Zelte und Hütten beleuchteten bald das grauenhafte Morden; selbst Eckberts „Pavelune“ (Feldherrnzelt) ging in Flammen auf und kaum entrann der Markgraf auf schnellem Rosse dem Schwerte des Bischofs, der an Eilhard's Seite wie ein Weigand focht; vom Kopf bis zu Fuß in glänzendem Ringpanzer, wallte ihm vom Helm bis zum Gürtel ein Scapulier, das weit im Winde hinflatterte, gleichwie das roth-

blonde, lange Haar des gewaltigen Rieken Eilhard, dem eine feindliche Mordart das Helmband gesprengt. Solch gewaltiger, deutscher Männer Kraft und Muth hatte bereits vor grauen Jahrhunderten die „kriegsgewohnten“ Römer entsetzt und vernichtet und auch heute noch unter christlichem Banner leuchteten bei blutroth auflodernder Lohe die „blauen wilden Augen“ der Sachsenhelden in so grimmen Feuer, wie einst zur Zeit als ihnen Wuotans Schlachtenrabe voranslatterte und des Kriegsgottes Heerwolf durch die grauen Wolken strich. Wie die Halme unter der Sichel des Schnitters, stürzten von den krachenden Schwerteschlägen der Helden die Feinde zusammen; im niederschmetterndsten Anrann waren die sich Sammelnden aufgerollt und mit wildem Siegesgeschrei stürzten die Sieger über die von ihren Schutzwachen entblößten Belagerungswerke her und gebrauchten in wüthendster Hast Feuer und Art zur Vernichtung des verderblichen Werkzeuges.

Der Ausfall war über alle Erwartung gelungen und der Hauptzweck desselben, die Vernichtung der Verderben schleudernden Blieden und Mangeln erreicht, als das wandelbare Kriegsglück sich tückisch von den Siegern abwandte und den Siegesjubel der Städter in Jammer und Wehklagen verwandelte. Eilhard und Udo hatten sich nicht bei Zerstörung des Werkzeuges aufgehalten und waren in ihrer Siegesfurie — nur von wenigen Rittern gefolgt — in das östliche Lager eingebrochen, wo inzwischen die Hauptmacht Eckberts Zeit zum Sammeln gefunden hatte und wohl gerüstet den Feind erwartete. Zwar wurden auch ihre ersten Reihen durch Eilhard's und Udo's gewaltigen Anprall erschüttert, aber bald

erfuhren die Allzukunftigen durch das sie umtobende Gedränge der Ueberzahl, daß sie die höchste Gefahr bedrohe. Kaum noch vermochten sie das Streitroß herumzuwerfen und vor den entgegenstarrenden Speeren zum Streiche auszuholen, als Udo in's Heerhorn stieß, um die noch immer bei den Belagerungswerken tobenden Mannschaften herbeizurufen. Doch wohl ward der Hornruf überhört durch das laute Freuden-
geschrei des Feindes; denn eines Recken Keulenschlag hatte den Bischof vom Roß geworfen und der wildumdrängende Menschenknäuel auch den beispringenden Gilhard wehrlos gemacht.
— Die Helden waren gefangen. — Lauter Siegesruf verbreitete blickschnell dies Unglück der Städter unter Freund und Feind und entflamnte den Muth der Marktgräflichen in demselben Grade, wie er den der Bischöflichen niederbengte. Gar bald wurden aus den verzweifelnden Siegern Besiegte und mehr fliehend als in geordnetem Rückzuge erreichten sie endlich unter schweren Verlusten das Pantaleonsthor, froh genug, daß es dem wüthend nachsetzenden Feinde nicht gelang, zugleich mit ihnen einzudringen.

Unbeschreiblich war der Jammer der Dienstmannen und Bürger über den Verlust ihres Oberhirten und ihres vergötterten Schaarmeisters Gilhard. Auch hatte manche Mutter den Sohn, mancher Sohn den Vater oder Bruder und manche Gattin den auf der Wahlstatt todt und blutig hingesunkenen Gatten zu beweinen; doch erreichte wohl kein Schmerz das unendliche Weh, welches die schöne Elifa, die junge Gemahlin des gefangenen Gilhard durchbebte. Wohl warf sich das schmerzzerknirschte junge Weib nieder in der heiligen Stille des Münsters vor dem Bilde der allbarmherzigsten Mutter

und flehte im inbrünstigsten Gebete um des gefangenen, theuren Mannes Rettung, aber das kummer schwere Herz ward der Betenden nicht leichter, „und war es ihr doch gewesen, als ob das Bild mit dem schmerzlichsten Ausdruck wie weinend auf sie herniederblicke.“ Da beklemmte eine finstere, grauenvolle Vorahnung angstvoll ihre Brust, lautlos und ohnmächtig sank sie den heispringenden Frauen in die Arme und Nacht umdüsterte das schöne, glänzende Auge, das so oft und gern mit der zärtlichsten Innigkeit zu dem herrlichen Helden ihrer Wahl Leben und Freude ausstrahlend aufgeblickt hatte. —

Wie sehr aber auch Schmerz und Seelenqual die Gemüther in der Stadt niederdrückte, so ward doch der Muth zum Widerstande nicht gebrochen. Waltram, ein tapferer und treuer Vasall des Bischofs, wurde nach einem, auf dem Domhof abgehaltenen Kriegsrath zum Schaarmeister erwählt und eifrigst machten sich die Bürger an die Ausbesserung der Mauern und trockten wohlgewappnet auf den starkbesetzten Zinnen und „Wirthhäusern“ dem Feinde, welcher keine Miene zum Angriff machte. Es war auch sobald an keinen erneuerten Angriff von Seiten des Feindes zu denken, denn die Markgräflichen hatten außer ihren Belagerungswerkzeugen wohl ein Drittel der Mannschaft eingebüßt, mehr als die Hälfte ihres Lagers war in Flammen aufgegangen und der Markgraf selbst nicht unerheblich verwundet. Er fand es daher gerathen, sich weiter von der Stadt zu der etwa eine halbe Wegstunde entlegenen Bemmoburg zurückzuziehen, welche er während der Belagerung in seine Gewalt bekommen hatte. Auf diese Burg wurden auch die beiden edlen Gefangenen Udo und Gilhard geführt und in strenger Haft gehalten. Ja, Eckberts

Strenge verwandelte sich nach wenigen Tagen besonders gegen Udo bereits in Grausamkeit, er ließ den Bischof in ein feuchtes, finsternes Kellergewölbe der Burg legen, und wenn er Eilhard schonender behandelte und ihm auf dem Bergfried oder Hauptthurm in einem leidlichen Gemache verwahren ließ, so hatte das nur darin seinen Grund, daß er Eilhards Einfluß und Beredsamkeit für sich dem Bischof gegenüber auszubenten dachte.

Mit Eckbert und seiner stark zusammengehauenen Mannschaft stand es nämlich weit schlimmer, als die Belagerten sich vorstellen mochten. Ein Hilfsheer zur Ergänzung der Verluste sollte zwar alsbald in Thüringen und in den Marken gesammelt werden, allein Eckbert wußte selbst sehr wohl, welche Schwierigkeiten solchem Unternehmen im Wege standen. Inzwischen konnten sich die Belagerten, zumal wenn ihnen erst Eckberts Schwäche nach ihrem ganzen Umfange kund geworden war, zu einem Ausfall erimuthigen, und dann wäre der Ausgang den muthigen und wuthentbraunten Städtern gegenüber kaum zweifelhaft gewesen. Dazu hatten Rundschafter die Nachricht gebracht, daß eine Schaar von Kaisergetreuen Harzbewohnern sich um Goslar sammle und sich bereits kaiserlich gesinnten Rittern anschließe. Das waren dem Markgrafen bedenkliche und bedrohliche Zeichen und er beschloß, die Stadt, da er mit Gewalt nichts vermochte, so schnell als möglich durch List und Ueberredung zu gewinnen.

Zu dem Zwecke ließ sich Eckbert in das Verließ führen und suchte unter den lockendsten Versprechungen den gefangenen Bischof zu bewegen, bei der Bürgerschaft die Uebergabe der Stadt zu erwirken. Als aber Udo, obwohl krank und dem

Tode nahe durch die entsetzliche Kerkerhaft, die Zumuthung mit Verachtung von sich wies, wandte sich Eckbert in seinem harten und grausamen Sinn von Versprechungen zu Drohungen und Folterqualen, ließ Udo mit schweren Ketten belasten und Tage lang die Nahrung entziehen. Da endlich, gebrochen an Leib und Seele, willigte der Bischof in die Uebergabe und befahl Eilhard, dem Willen Eckberts gemäß, mit markgräflichen Abgesandten zur Stadt zu reiten und den Bürgern die Trauerbotschaft zu verkünden.

Eilhard mußte dem Markgrafen eidlich versprechen, zurückzukehren und als Geißel auf der Bennoburg in Haft zu bleiben, bis die Bedingungen festgestellt seien und die Uebergabe erfolgen würde. Wie mochte sich Eilhards Heldengestalt heben und es in seinen Augen von großen Entschlüssen blitzen, als er willig den Eid auf das ihm vorgehaltene Reliquarium leistete! „Mein Manneswort hätte dir schon für meine Rückkehr gebürgt!“ sprach er nach der feierlichen Handlung zu Eckbert, schwang sich auf sein Roß und ritt ohne Gruß, begleitet von den markgräflichen Gesandten, nach der Stadt.

Mit unbeschreiblichem Jubel ward der Held in der Stadt empfangen, Männer und Weiber stürzten herbei, um den Saum seines Gewandes zu küssen und Thränen der Freuden rannen selbst alten verhärteten Kriegern in den grauen Bart. Nicht mächtig, ihre Gefühle zu bemeistern, drängte mit lautem Freudengeschrei und mit Mühe, von ihren Frauen gefolgt, Eliska durch die Menge und lag schluchzend in Eilhards Armen, der sie mit dem Ausdruck unendlichen Schmerzes an seine Brust zog. Das fiel dem neben der Gruppe haltenden

Waltram und andern nahestehenden Kriegern schwer auf's Herz und Waltram sprach: „Eia! Gilhard, Du hast dein Weib und uns, warum bist du nicht fröhlich mit den Fröhlichen?“

Da erhob Gilhard zum Zeichen, daß er reden wollte, seine Rechte, während die Linke noch mit sanftem Druck die selig zu ihm aufblickende Elifa umschlang; lautlos lauschte die Menge. — —

„Freunde und Waffengenossen!“ begann der Held mit fester, weithallender Stimme, „bevor noch dort hinterm Ostraberge die Sonne zur Rüste geht, bin ich durch Wort und Eid gebunden, wiederum in Eckberts Gewalt!“ — — Ein Angstschrei Elifa's und ein unwilliges dumpfes Murren der Versammelten unterbrach Gilhards Worte; er beschwor die laut jammernde Frau um Ruhe und Fassung und erlangte es endlich, daß sie sich von den dienenden Frauen wegführen ließ, um vor dem Schwesternkloster am Pantaleonsthor seines Abschiedes zu harren. — — Lange und kummervoll blickte Gilhard der Dahinschwankenden nach, Todtenblässe bedeckte sein Gesicht und krampfhaft fuhr die Hand an das pochende Herz; dann aber sich mit seiner ganzen Manneskraft zusammenfassend, versammelte er Waltram und eine auserlesene Schaar von Bürgern um sich und begab sich mit ihnen und den markgräflichen Abgesandten auf das Stadthaus, nachdem er der Menge mit lauter Stimme zugerufen, daß er ihr alsbald verflünden würde, was er und was der zusammentretende Rath beschloffen.

„Mühe und getreue Männer!“ sprach Gilhard zum versammelten Rath, „unser Todfeind hat durch schweren Kerker

und Folterqualen unseren Bischof gezwungen, in die Uebergabe der Stadt zu willigen und ich bin gesandt, euch des Bischofs Willen zu verkünden. Ich aber sage Euch, es ist besser, daß die Stadt in Flammen aufgehe und daß wir alle erschlagen den Boden decken, als daß wir in der Treue gegen den Kaiser wanken, der unser aller und auch des Bischofs Oberherr ist!" — Da wollte einer der markgräflichen Abgesandten den Helden mit grimmen Worten unterbrechen, aber drohend ward ihm Schweigen geboten und wie aus einem Munde ertönte der laute Ruf: „Nieder mit dem Markgrafen! Es lebe der Kaiser!"

„Ja, nieder mit dem Markgrafen!" fuhr Eilhard fort, „Gottes Zorn wird ihn zu Boden schlagen und das Traumgesicht des Chorherrn hat nicht gelogen. Wißet, ich habe trotz der Haft erkundet, daß ein drohendes Wetter gegen den geschwächten Feind heraufzieht, unsere Freunde sammeln sich bei Goslar und bevor zum drittenmale die Sonne aufgeht, werdet ihr ihre Helme auf der Wiese blinken sehen, nun dann hinaus und auf die Markgräflichen! St. Georg wird Euer Führer sein und erfüllen, was er im Traumgesicht verkündet!"

„Ja! ja, hinaus und auf die Feinde! Du Eilhard führst uns!" rief Waltram, riefen die Bürger.

Aber abwehrend und das Haupt schüttelnd, winkte Eilhard zur Ruhe und sprach: „Ich, ihr lieben Freunde und Waffengenossen, kann Euch nicht führen! Wort und Eid rufen mich zur Rückkehr ins feindliche Lager und — ich gehe! Halt! kein Wort der Widerrede! Da würde ja Gott und St. Georg wahrlich nicht mit euch sein, wenn ihr euch durch

einen ehrlosen, wort- und eiddrücklich gewordenen Mann führen ließe! Mag der grimmige Eckbert das Schlimmste über mich verhängen, mag er mein Blut vergießen, gern gebe ich es hin für den Kaiser, für unsere gerechte Sache, für die Ehre und Freiheit unserer Stadt! Weiß ich doch, daß aus meinem Blute der Rache-Engel erwachsen würde, der den Feind zerschmettert! Wohlan, ihr Männer, wenn ihr Gott, wenn ihr den Heiligen, wenn ihr mir in Treue und Liebe zugethan seid, so schwört mir jetzt bei Eurer Seelen Seligkeit, daß ihr die Stadt halten und lieber sterben, als sie in den Händen des Feindes sehen wollt!

Nach diesen Worten weinten und schluchzten die Versammelten laut, aber Waltram faßte sich und sprach mit fester Stimme: „Eilhard, es sei wie du sagst, wir schwören! riefen die Bürger mit hocherhobenen Händen, Gott will es! Gott will es!

„Wohlan denn ihr Getreuen,“ begann Eilhard, nachdem er von jedem Manne an Eides statt den Handschlag genommen, „so laßt uns heraustreten unter die Lanze und dem Volke verkünden, was wir geschworen!“ —

Das geschah! — Mit Jubel ward die Verwerfung der Uebergabe von der Menge aufgenommen, dagegen aber mit wildem, drohenden Geheul die Kunde, daß Eilhard seinem Eide getreu als Geißel in's feindliche Lager zurückkehren wolle. Ja, die wilden, in die Stadt aufgenommenen Bauern des vom Markgrafen zerstörten Dorfes Rosebeck, welche zahlreich mit ihren Alexten und Keulen die am Stadthause wieder vorgeführten Kasse der markgräflichen Gesandten umdrängten, droheten des Markgrafen Mannen zu erschlagen und es be-

durfte des ganzen Aufwandes von Eilhard's Kraft und Ansehen, um das Schlimmste zu verhüten. Eilhard schwang sich mit seinen finster vor sich nieder blickenden Begleitern auf's Roß; zu beiden Seiten deckten die Reiter eine eiserne Mauer von Waltrams Mannschaft und langsam bewegte sich der Zug durch die heulende, jammernde und wilddrohende Menge dem Pantaleonsthore zu. Dort am Schwesternkloster angekommen, trat winkend der Voigt zu Eilhard heran und brachte dem schmerzdurchbehten Mann die Trauerkunde, daß Eilika, von schwerem Siechthum befangen, in der Pflege der Schwestern sei, dort liege die edle Frau wie todt, der Schmerz habe ihr die Sinne geraubt. — — Da entrang sich Eilhard's Heldenbrust ein schwerer, schmerzlicher Seufzer und Thränen entstürzten den Augen des starken Mannes. „Gott und der heiligsten Jungfrau sei die Theuerste befohlen,“ kispelte er kaum hörbar, „nur droben sehe ich sie wieder!“

Mit feuchtem Auge zum Himmel blickend ritt der Schmerzgebeugte durchs Thor, die Zugbrücke fiel, die Rosse fühlten den Schenkeldruck und sprengten in donnerndem Gallop über Brücke und Damm der Bennoburg zu.

Vor Zorn und Wuth außer sich, schrieen die markgräflichen Begleiter Eilhard's schon von ferne dem harrenden Eckbert und seinem Gefolge zu, wie Eilhard seine Botschaft ausgerichtet, aber mit ruhiger Würde ritt der Held zu dem knirschenden Markgrafen und zu seinem tobenden Gefolge heran und sprach: „Es ist so, wie deine Dienstmannen sagen, hier bin ich, thu mit mir wie dir's gut dünkt.“ —

„Das soll geschehen!“ leuchtete der Markgraf unter grim-

men Blicken und befahl Eilhard in schwere Fesseln zu legen und auf den Thurm zu führen.

Ekberts Zorn und Wuth waren gränzenlos, kaum hatte er an sich gehalten, den verhaßten Eilhard niederzustoßen und nur der Gedanke, den unbeugsamen Helden für seine Zwecke trotz Allem, was vorgegangen, noch auszunutzen, hielt seine bereits an den Mordstahl gelegte Hand zurück. Ekbert mußte nämlich um sich gegen das von Goslar bereits anrückende Heer zu halten, um jeden Preis die Stadt haben, nur hinter ihren festen Mauern durfte er hoffen, den Zuzug aus Thüringen und den Marken erwarten zu können. Darum entschloß er sich nach einem noch in der Nacht gehaltenen Kriegsrath zum letzten, äußersten Mittel, die Stadt sollte sich ergeben, oder Eilhard im Angesichte der Stadt sterben. —

Schon am folgenden Morgen gleich nach der Mette ließ er durch seinen Kapellan unsern Helden zum Tode vorbereiten und gefaßt und mit sich und seinem Gott versöhnt empfing Eilhard den Leib des Herrn. Dann ward er hinausgeführt und eine Schaar gewappneter Männer, Ekbert voran, geleitete ihn bis fast unter die Thore der Stadt, deren Mauern sich, sobald man die ungewöhnliche Bewegung im feindlichen Lager bemerkte, mit bewaffneten Bürgern füllten. Bald flogen Pfeile und Steine den Anrückenden entgegen, da ließ, an der äußersten Gränze der Schußweite angelangt, Ekbert bei einem Hügel halten und Eilhard auf denselben führen; mit ihm bestieg ein finsterner Mann mit langem Schwert den Hügel. Man erkannte sofort auf den Mauern, hinter den Zinnen und Scharten, Eilhard den verehrten Schaarmeister und dumpfes, lang anhaltendes Gemurmel dröhnte zu den Marktgräblichen

herüber, dann, als Eckbert mit einer weißen Flagge winkte, trat Todtenstille ein und Schleuder und Bogen ruheten.

Ein Herold sprengte auf Eckberts Wink heran, empfing die weiße Flagge und ritt langsam bis dicht an das Osthor vor. Hier hielt er unter dem stark besetzten Eckthurm und als Waltrams härziges Gesicht sich über die Zinne bog und nach seinem Begehr fragte, hub der Herold an, wie folgt: „Ihr Männer von Hildesheim! ich spreche zu euch nach dem Willen und im Namen meines erlauchten Herrn, des Markgrafen Eckbert und frage euch zum ersten, zweiten und drittenmal, wollt ihr euch und eure Stadt meinem Herrn unweigerlich und ohne allen Vorbehalt in Recht und Gewalt geben, oder soll drüben vor eurem Angesicht das Blut eures Schaarmeisters fließen?!" — Ein gellender Schrei durchzitterte die Luft gefolgt von einem um die ganze besetzte Mauer laufenden Toben und Brausen. — Endlich beruhigte Waltrams mächtige Stimme die zunächst stehenden Genossen und sogleich fuhr der Herold fort: „Ich gebe Euch Bedenkzeit auf die Länge eines Rittes von hier zu meinem Herrn und zurück, dann will ich Bescheid!" — „Reite in die Hölle!" rief ein Wäppner von der Zinne und schleuderte einen schweren Stein nach dem Herold, den er jedoch fehlte; mit genauer Noth hielt Waltrams drohender Befehl die andern von der Ermordung des unverletzlichen Sendlings ab. — Da winkte auf nahem Hügel im Angesicht dieser Vorgänge Eilhard abwehrend und beschwichtigend mit den gefesselten Händen und lautlos starrte die Menge bei dieser Bewegung. Sodann erhob er die gewaltige Stimme und sie erdröhte wie ein Wisenthorn, weit und breit auf der besetzten Mauer vernehmbar:

„Fluch dem, der den Sendling schädigt! Fluch aber auch den Stadtverräthern! Haltet euch mannhaft! Gott sagt mir's, die Hülfe ist nah! Mein Blut komme über meine und euere Feinde!“

Noch hatte der todesmuthige Held nicht ausgerebet, als Eckbert in rasender Wuth dem Henker befahl zu thun, was seines Amtes sei und fast in demselben Augenblick sah man Eilhard mit gefalteten Händen niederknien, das Schwert blitzte hinter seinem Haupte auf, und das edle Blut des deutschen Regulus floß in Strömen auf den grünen Rasen. —

Von der Stadt her folgte ein Schrei des Entsetzens der blutigen, grausamen That; dann trat eine schauerliche, unheimliche Stille ein und die Besatzung verlor sich von den Mauern bis auf die Wachtmannschaften. —

Da, lieber Leser, hast Du die Großthat eines deutschen Heldenjünglings. Das, wonach du weiter fragen möchtest, will ich dir mit so kurzen Worten, wie sie der Chronist gebraucht, beantworten, denn deine Gedanken möchten doch wohl gern ungestört zurückeilen zu der Heldengröße von der du eben vernommen und zu dem tragischen Schicksal ihres Trägers. — — Also mit wenigen Worten zu den übrigen Personen, die in diesem Drama spielen:

Markgraf Eckbert erntete den Lohn seiner vielfachen Treulosigkeiten und Grausamkeiten. Wie Eilhard ahnend vorausgesagt, erwuchs aus seinem Blute der Rache-Engel, der Eckberts Macht und ihn selbst vernichtete. Schon am folgenden Tage nach Eilhards Ermordung machten die Bürger in ra-

sender Erbitterung, aber wohlgeordnet unter Waltrams Führung einen Ausfall. Lange schwankte das Treffen, bis endlich der erwartete Goslar'sche Heerhaufen eintraf und die Entscheidung brachte. Eilhards Tod ward auf's blutigste gerächt, wenige der Markgräflichen entkamen, mit ihnen Eckbert. Aber eine Anzahl hildesheimischer Ritter hatte sich verschworen nicht eher zu ruhen, bis sie Eckberts Blut fließen gesehen. Sie verfolgten die Spur der Flüchtigen bis in die Thäler und Gründe des Harzgebirges, dort fiel Eckbert unter den Schwertstreichen seiner Verfolger in einer Mühle im Seltethale, in die er sich geflüchtet. „Das Glück des Kaisers siegte,“ sagt der Annalist, „und der Feind fiel, nicht auf dem Schlachtfelde, sondern unrühmlich in einer Mühle.“ —

Bischof Udo ward von seinen siegreichen Mannen aus seiner schrecklichen Kerkerhaft befreit, genas von seinen Qualen und regierte noch fünf und zwanzig Jahre lang zum Segen des Stiftes, das er durch den Erwerb von großen Besitzungen bereicherte.

Die edle, bejammernswerthe Eilika endlich, muß ihren ungeheuren Schmerz in einem Kloster begraben haben; wir finden ihren Namen mit der Bezeichnung Edle von Winzenburg in einer Liste der Schwestern zu Gandersheim, welche während der letzten Regierungsjahre Udos niedergeschrieben wurde. —

Von demselben Verfasser erschien früher in unserm Verlage: **Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und Stift Hildesheim**, 2 Bände, welche sich nicht allein dem Unterhaltung suchenden Publikum, sondern auch, wegen der den Sagen angefügten wissenschaftlichen Anmerkungen, der wissenschaftlichen Welt aufs Beste empfohlen haben. Das literarische Centralblatt sagt darüber unter anderm: „Eine vortreffliche Sammlung nach Stoff und Darstellung, die sich nicht allein in ihrer Heimath, sondern auch in weiteren Kreisen viele Freunde erwerben wird. Die Sagen und Märchen sind meist mündlicher Ueberlieferung entnommen und trefflich erzählt; dem Texte sind wissenschaftliche Anmerkungen beigegeben, die sehr viel brauchbares Material aus der älteren Literatur beibringen.“ Ähnliche Urtheile haben Professor Franz Pfeifers Germania und viele andere wissenschaftliche und belletristische Blätter gebracht. —

Gleichen Beifall haben die ebenfalls in unserm Verlage erschienenen **Altdeutschen Geschichten von Karl Seifart** gefunden.

Die **Hadländer-Höferschen Hausblätter** (Jahrgang 1862. 2. B. S. 319.) brachten folgende Beurtheilung: „Mit wahren Vergnügen, ja mit vollem und warmen Danke gegen den

Verfasser für die vortreffliche Gabe, empfehlen wir unsern Lesern das oben genannte Buch. Karl Seifart ist einer der besten Kenner und der unbefangenen und zugleich liebevollsten und tüchtigsten Darsteller der deutschen Vorzeit. Wir finden in diesen Bänden Erzählungen von solcher Frische, solchem Reiz, solcher Wärme und Wahrheit, wie wir ihres Gleichen in unserer Literatur fast vergeblich suchen dürften.“ — Außerdem haben sich die Kölnische Zeitung, die Zeitung für Norddeutschland, die Hannoversche Zeitung, die Leipziger Illustrierte, die St. Galler Blätter und viele andere Zeitschriften von den verschiedensten Richtungen und Tendenzen über die Altdutschen Geschichten einstimmig mit großer Anerkennung ausgesprochen. —





